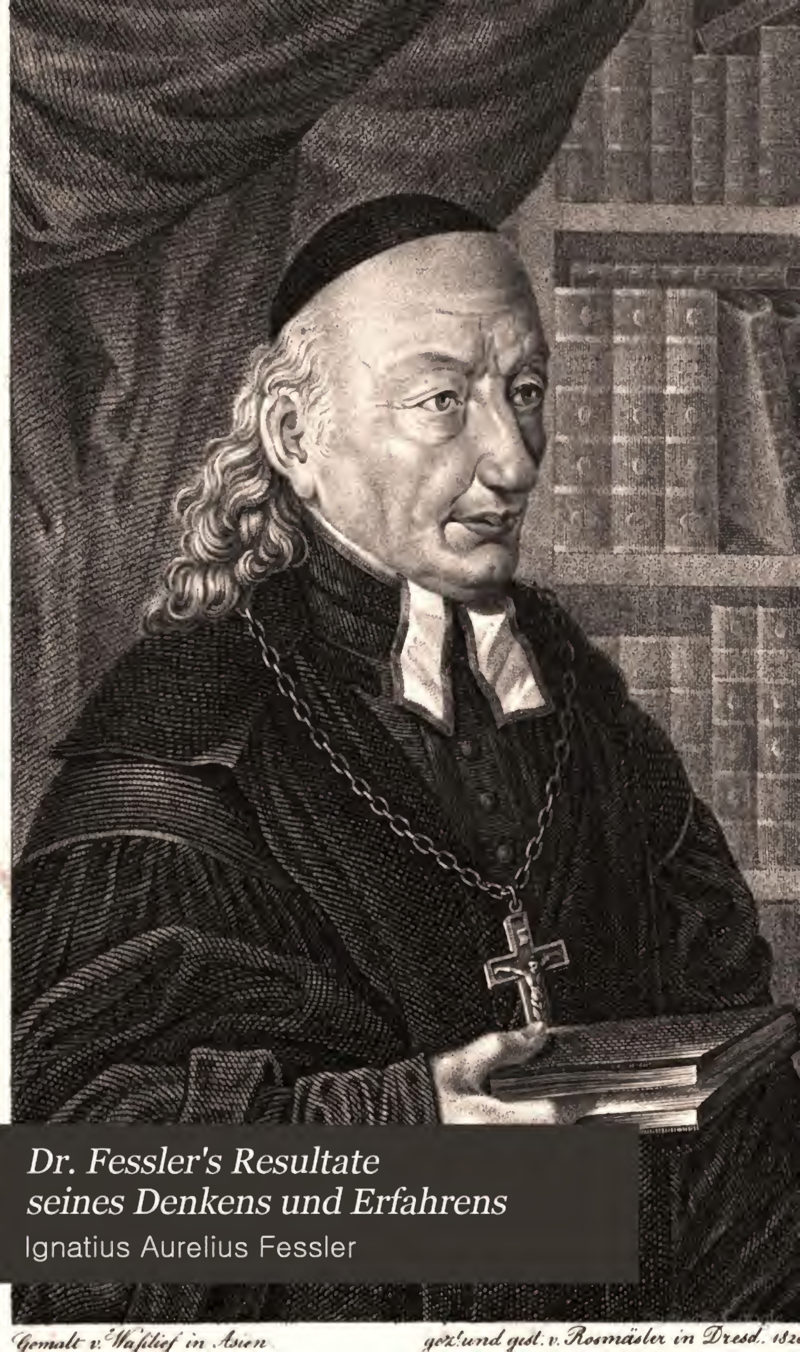
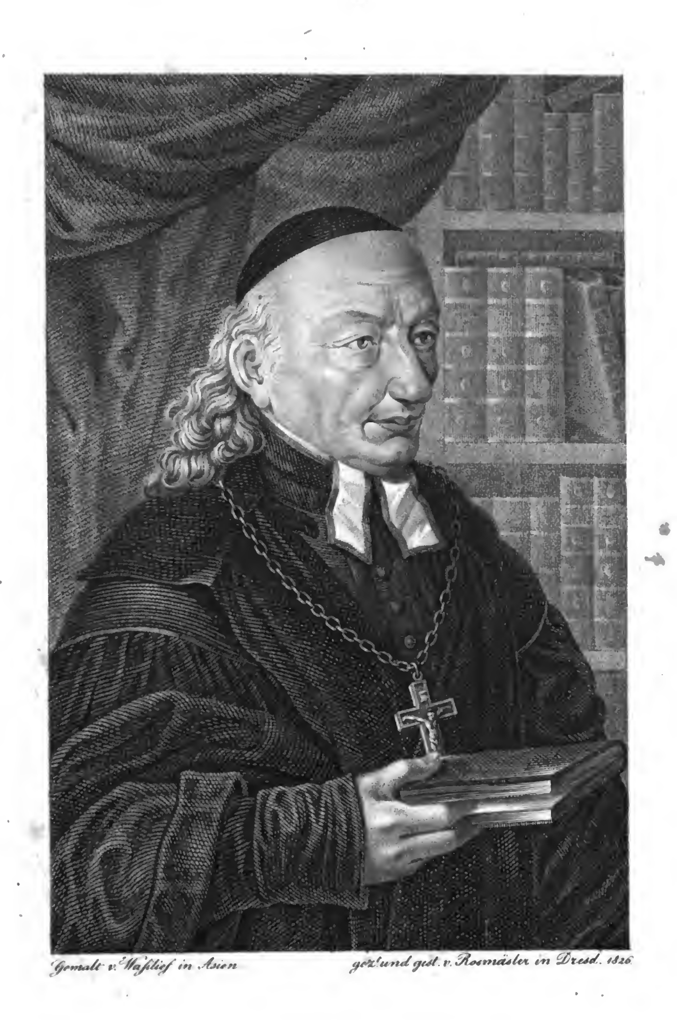

Dr. Fessler's Resultate seines Denkens und Erfahrens
Ignatius Aurelius Fessler
Gemalt v. Waßilief in Asien
gez. und gest. v. Rosmäsler in Dresd.



Mitglied d. Freimaurer Loge
Royal York in Berlin.
um 1805


Gemalt v. Wassilief in Asien   gez. und gest. v. Rosmäsler in Dresd. 1826.

FESSLER.

Dr. Fessler's

Resultate

seines

Denkens und Erfahrens

als Anhang

zu

seinen Rückblicken auf seine 70jährige Pilgerschaft.

Quaedam sunt quidem in animo, sed parum promta, quae incipiunt in expedito esse, quum dicta sunt.

Seneca. Epist. XCIV.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Breslau
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1826.

Meinen lieben Angehörigen und Verwandten, und allen meinen Freunden, die mich persönlich oder geistig gekannt, geachtet und geliebt haben!

Nachdem Ihr aus den Rückblicken auf meine 70jährige Pilgerschaft erkannt habt, was ich unter äusserlichen Verhältnissen, und wie ich es unter Gottes Führungen Euch geworden war, so will ich Euch noch eröffnen, was ich im Gemüthe und in mir selbst bin, Euch mittheilend die endlichen Resultate meines Denkens und Erfahrens. Ich wollte es in einem streng zusammenhängenden System thun, allein nicht des Alters Beschwerlichkeiten, deren ich noch keine empfinde; nur des Alters Jahre, die mich gemahnen, mein Haus zu bestellen; und die Arbeiten meines Berufes, in welchem ich, so lange es Gott und dem Kaiser gefällt, ausharren muss, erlauben mir nicht mehr, es anders, als fragmentarisch und aphoristisch zu thun; mit dem Wunsche, dass es wenigstens dazu diene, Manches, was in Euerm Innersten noch unentwickelt liegt, oder schlummert, aufzuwecken, zu befruchten und in das Eigenthum Eures Geistes aufzunehmen.

* *

In ähnlicher Form hatten Pascal, Rochefoucault, Brinckmann und Klinger die Resultate ihres Denkens und Erfahrens der Welt überliefert, und viele haben sich an den tiefen Gedanken des ersten erbauet; die bewährten Maximen des zweyten sich zu Regeln ihres Umganges mit der Welt gesetzt; aus des dritten philosophischen Ansichten Stoff zum einsamen Denken geschöft, und die unfreundlichen Betrachtungen des letzten über Welt und Literatur, als Warnungszeichen gegen Misanthropie und übertriebene Ansprüche an Welt und Menschen benutzt. Vielleicht werdet Ihr aus den Resultaten meines Denkens und Erfahrens auch einigen Nutzen ziehen; wenigstens den Einen, der Ueberzeugung, dass ich als redlicher Wahrheitsforscher unter und mit Euch gelebt; die mannigfaltigen Erscheinungen unserer Zeit immer mit offenen Augen und unbefangen angesehen; meinerseits unter dem Drucke mancherley Schwierigkeiten und Hindernisse um die Höhe einer vielseitigen Geistesbildang zu erreichen, nichts unterlassen; der Religion Jesu Christi und seiner Kirche, wie sie in den ersten drey Jahrhunderten gewesen und im sechzehnten von Luther und Calvin etc. refor-

mirt worden war; getreu anhängend, keiner kirchlichen Secte angehört habe. In dieser Ueberzeugung wird Euch das Geschrey einer gewissen antichristlichen Secte, die noch immer geschäftig ist, mich zum geheimen Papisten, Jesuiten, Obscuranten, zum Schwärmer, Mystiker und Fanatiker zu construiren, nicht mehr an mir irre machen können.

Manches in diesen Blättern wird Euch jetzt noch unwahr, oder einseitig, oder zweifelhaft scheinen wollen; aber viele unter Euch werden mich lange überleben und in den Geisteswendungen, so wie in den Geschichten ihrer Tage einsehen und bekennen, dass mir die künftigen Dinge, in Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit, nicht anders als so, scheinen konnten.

Manches, was in meinem Gemüthe lag, hätte ich gern in dem Buche gesagt; aber ich sah zum Fenster hinaus, es war Nacht, Alles schlief, und auch Ihr, meine Lieben, waret noch nicht ganz wach; da war es dem Wachenden Liebespflicht, die ganz oder halb Schafenden nicht unsanft aufzuschrecken.

Manches habe ich noch nie, Manches bestimmter, Manches schon anderswo, nur nicht am rechten Orte, vielleicht auch nicht zu rech-



ter Zeit gesagt, indem ich es hier und da in die Schriften, die ich zu meiner Selbstverständigung verfasst habe, als meine eigenthümlichen Gedanken, nur auf die Theilnahme gemüthlicher und religiöser Leser rechnend einschaltete. Allein die Mehrheit gewöhnlicher Leser wollten Handlungen und Begebenheiten, nicht Gedanken; romantische Verwickelungen und Auflösungen, nicht Anregungen ihrer innern Welt durch Objectivirung der meinigen. Für mich und für die wenigen, die, wie mich, dasselbe Bedürfniss drängte, wäre die gefälligere Form für meine Mittheilungen wohl die rechte, und in den Tagen allgemeiner Bedrängnisse auch die rechte Zeit gewesen; aber nur wenige unter den Bedürftigen lasen meine Schriften, und die reich, satt und fertig sich dünkenden, welchen sie in die Hände fielen, wollten nur behaglich unterhalten, nicht zum Denken angestrenget werden. Dennoch sollte das Gedachte nicht untergehen, denn es spricht Wahrheiten aus, welche, wie das Feuerschlagen mit Stahl und Stein, bis der Zunder fängt, öfters wiederhohlet werden müssen.

Solltet Ihr hier und da wirklich Reminiscenzen aus den Schriften anderer Denker finden, so bedenket, dass ich nie etwas gele-



sen habe, um mir die Zeit zu vertreiben, oder um in Gesellschaft davon sprechen zu können, oder auch um es zu bekritteln, sondern lediglich, um es zu lernen und Stoff zum Denken mir zu sammeln; wodurch leicht geschehen konnte, dass ich, mir unbewusst, das Gelesene dergestalt mir aneignete, als hätte ich es ursprünglich aus mir geschöpft und selbst gedacht.

Da habt Ihr nun zu den Rückblicken den Gang meines geistigen Werdens, in den Resultaten mein geistiges Seyn; damit habe ich Euch, meinen Lieben mich ganz gegeben, und dem deutschen literarischen Gemeinwesen geleistet, was einer der scharfsinnigsten deutschen Kritiker (Franz Horn) von mittelmässigen oder beschränkten Schriftstellern wünscht; eine Beschreibung ihres Lebens; „indem es schlechthin kein Leben giebt, wel„ches wir durchaus uninteressant nennen dürf„ten; und wer nur wahrhaftige Menschenlie„be besitzt, selbst für die heterogensten Natu„ren eine sehr rege Theilnahme fassen wird"

Dr. Ignatius Aurelius Fessler.

Inhalt.

I.

Religion.

I.

Nicht der Mensch hat die Religion, sondern die Religion hat den Menschen; wie dessen Empfänglichkeit, so die Kraft ihrer Anfassung, so das Maas seiner Religiosität. Ihr erster Strahl, womit sie ihn durchdringet, erweckt gewaltig in ihm das Gefühl seiner absoluten Nichtigkeit, und bringt ihm die Idee von Gottes allschaffendem und allbeherrschendem Seyn zu lebendiger und klarer Anschauung. Hiermit geht sein Glaube, dass Gott sey, in bestimmtes Wissen, über, dass Gott ist; und der Mensch, wie alle andere Dinge, nur als Offenbarung des göttlichen Seyns im Daseyn erscheine: das Gefühl seiner absoluten Nichtigkeit vor dem allein Seyenden führt ihn zur deutlichsten Erkenntniss, dass alles positiv Gute im Menschen Einwirkung des göttlichen Seyns; alles positiv Böse in ihm Folge seiner Nichtigkeit sey.

II.

Als Gott Mosen berief, offenbarte er sich ihm als das Seyn (ἐγώ ἐιμι ὁ ὭΝ); das ist: als den schlechtweg Seyenden, als das schlechtweg Eine,

Ewige, Unermessliche, Unendliche; als die einzige Substanz, welche den Grund ihres einen und ewigen Seyns aus und in sich selbst hat; als höchste Kraft und höchstes Leben; als unbedingteste Nothwendigkeit und höchste Freyheit, als der Nothwendigkeit und Freyheit vollkommenste Einheit; als Grund alles Denkens, Wissens und Erkennens; als vollständigsten Inbegriff aller Wahrheit, Schönheit, Güte und Heiligkeit; als GOTT. In dieser Ur-Idee von dem einzigen, unbedingten und ewigen Seyn offenbaret sich Gott auch dem im Gefühl seines nichtigen Daseyns tief gebeugten Sterblichen in dem Augenblicke, als er ihn durch die Macht der Religion, das ist, durch das Licht, durch die Wärme und Kraft seiner Gnade, wiedergebären und zu höherer Ansicht von sich selber, in welcher er sich eine Offenbarung des göttlichen Seyns erkennet, erheben will.

III.

Noch ist kein Mensch in das Heiligthum der Religion auf andern Wegen eingegangen, als auf welchen Gottes Geist mit freyer Nothwendigkeit ihn hin und darauf fortzog. Keine Anweisung, kein belehrendes Wirken des Menschen auf den Menschen, vermag ihn dahin zu führen. Der Glückliche, der dort seinen Standpunct und seine Geistesweihe erlanget hat, kann uns höchstens andeuten, wie er hingekommen, was in ihm vorgegangen, und wie nunmehr die Welt für ihn gestaltet sey; allein seine Fussstapfen sind für jeden Andern verwischt, und

das Aufsuchen derselben würde ihn nur von der eigenen Bahn, welche der Geist für ihn bereitet hat, abziehen, und seinen eigenen Lauf, dessen Beginn vielleicht nahe ist, verzögern. Der Wind bläset, wo er will; zwar höret man sein Sausen, aber man weiss nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist es mit dem Menschen, der aus dem Geiste geboren wird.

IV.

Vergeblich will so mancher Ruhe finden, oder Ruhe gefunden zu haben vorgeben, in einem Religions-System, welches er sich erträumet, oder auch aus Verstandesbegriffen, zusammengekünstelt hat. Dergleichen Systeme sind fast immer nur verunglückte Versuche, über göttliche und ewige Dinge mit sich selbst einig zu werden. Die Vernunft (Νȣ̃ς, Σύνεσις Intelligentia, Mens), welche der Religion eigenthümlich angehört, weiss nichts von jenen Gaukeleyen einer träumenden Phantasie, oder Ausgeburten des Verstandes (Διάνοια, Λόγος, Ratio), mit welchen er ein ihm ganz fremdes Gebieth erstürmen will. Es hängt fast alles von der Macht des Gemüthes und von der Rechtschaffenheit der Gesinnung im Menschen ab, ob ihn die Religion ergreifen und verwandeln könne, oder ob sich der blinde, kalte und stumpfe Unglaube unter der Larve der Aufklärung seiner bemächtigen, und ihn in den Abgrund einer unvernünftigen Verständigkeit hinabstürzen werde.

V.

Wenn das göttliche Licht der Religion, ein empfängliches Gemüth findend, dasselbe ergreifen und durchdringen will, vermag kein Zauber der Lüge, es ihm zu verschliessen; und wenn der innere Sinn von diesem Lichte überstrahlet wird, ist alle Macht der Verständigkeit und des Irrthumes zu schwach, es ihm zu entziehen, oder zu verdunkeln. Denn Religion ist keine Erkenntniss aus Begriffen, und keine Kette von Lehrsätzen oder Schlüssen; kein künstliches Gewebe der Phantasie, und auch kein unfruchtbares Spiel dunkler Gefühle; keine himmlische Gesetzgebung für das Handeln, und auch kein Mittel zu sittlichen oder politischen Zwecken. Sie ist Offenbarung des Allerheiligsten durch das ganze Leben des Universums: und wen diese Offenbarung in der Weihestunde seiner Vernunft durch die Idee von dem einzigen Seyn Gottes so mächtig angesprochen und durchdrungen hat, dass sie sein innigstes, regestes, höchstes Leben geworden ist; den hat diese Offenbarung zum Religiosen geschaffen.

VI.

Das Leben des religiösen Geistes ist ein fortschreitendes Entsinnlichen, Verklären, Heiligen. Den Stoff dazu sammelt er durch seine Thätigkeit im Endlichen. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Untergehen im Sinnlichen, Zufälligen, Zeitlichen; und der religiösen Fertigkeit, das Sinnliche in seiner geistigen Bedeutung, das Zufällige in

seiner unbedingten Nothwendigkeit, und das Zeitliche in seiner Richtung zu dem Ewigen zu begreifen. Was denkt sich der Religiöse unter der Benennung, Gott? Die eine, ewige und nothwendige Substanz; Das Ein und All betrachtet er, als Gottes Persöhnlichkeit, die Menschheit in ihrem Seyn und Werden, als seine erkennbare Gestalt, die Eine Welt, als sein Kleid; das Unendliche als seinen Wirkungskreis, die Liebe als sein Leben, Schaffen und Regieren. Bibel und Kirche sind ihm Zeichen des Ewigen, Weiser oder Winke zum vollsten Lichte. Frägt er die Bibel was die sichtbare Welt sey? so ist ihre Antwort: Schein des Uebersinnlichen, des Ewigen, des Göttlichen; also nur ein flüchtiges, vergängliches Bild der einzigen, wirklichen, höhern Gottes-Welt; aber nie wird er dasselbe für eine erschöpfende, vollständige und vollkommene Abbildung des Urbildes gelten lassen. Frägt er das ewige Buch was Gott sey? so antwortet es bald figürlich, bald buchstäblich: Er allein ist; Er ist in Allem, in ihm ist Alles, und ausser ihm ist nichts. Wenn aber Alles in ihm ist, so ist er auch der Inbegriff des Alles; und wenn ausser ihm nichts ist, so ist das All er selbst.

VII.

Erhaben über alle Lehrsätze der Kirche und der Schule ist die Ansicht des Religiosen von der Bibel: er lässt auf keinem ihrer Blätter ihre erste Anrede an jeden, der mit aufrichtiger Gesinnung

ihre tiefern Orakelsprüche vernehmen will, seiner Aufmerksamkeit entgehen; „Nicht wie mit Geisti-„gen, spricht sie, kann ich zu euch reden, son-„dern wie mit Sinnlichen wie mit unmündigen „Kindern in der göttlichen Menschheit. Doch wis-„set, dass nicht Begriffe und Worte, sondern die „Macht des Geistes das Reich Gottes aufschliesse. „Wisset, dass meine Kunde verschlossen sey demje-„gen, dessen Gemüth der böse Geist der Welt ver-„blendet hält, so, dass ihn nicht erleuchten kann „die Bothschaft von der Herrlichkeit einer Mensch-„heit, welche Christus, Bild des Vaters, an und in „sich geheiliget hat. Wisset, dass ich ein Licht „sey, welches an einem dunkeln Orte scheinet, bis „der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in „euerm Herzen; dass endlich keine meiner Weissa-„gungen an ihren Buchstab gebunden werden dürfe; „denn nicht aus menschlicher Willkühr und Wahl „sind sie geflossen, sondern ausgesprochen worden „von heiligen Männern Gottes, die von dem Geiste „erfüllet und getrieben waren.“ — Wer diese Vorerinnerung überhöret, oder ihrer vergisst, wird in der Bibel auch nur Worte hören oder lesen; sein Geist wird sich mit ihrem Geiste nicht vermählen, nie wird er Selbstständiges, Unwandelbares, Göttliches aus ihr schöpfen.

VIII.

Es giebt von dem Uebersinnlichen ein Wissen, ein inniges und untrügliches, welches sich aber we-

der auf Verstandesbegriffe, noch in eine schulgerechte Wissenschaft bringen lässt, sondern mit dem Leben des Geistes Eines ist, uud durch das vollständigste Seyn von selbst sich offenbart. Allen Menschen ist es in der Vernunft, und in dieser mit der ihr eingeschaffenen Idee der Gottheit gegeben, ob er gleich hiernieden Keinem ganz, Einigen mehr, Einigen weniger, den Meisten gar nicht im Bewusstseyn erscheinet. Unzählige haben nichts weiter davon, als die, für sie bedeutungslosen Worte, übersinnlich, unendlich, ewig. Immerhin mag man dieses Wissen, religiösen Glauben nennen; denn dieser ist nichts weniger, als ein Beyfall des Verstandes, gestützt auf Gründe oder Zeugnisse. Was der Glaube erschauet, ist dem Gebiete des Verstandes gänzlich entzogen. Er ist auch kein freyes oder abgedrungenes Fürwahrhalten wollen; denn ohne Bestimmungsgründe ist kein Wille; und die unbedingte Wirklichkeit des Unendlichen, Ewigen, Göttlichen nach begränzenden Gründen zur Verstandeswahrheit bestimmen und bedingen wollen, ist eine Gaukeley des ausschweifendsten Wahnsinnes: der religiöse Glaube ist wirklich die innere unmittelbare Gemüthsanschauung, das ursprüngliche unbedingte Wissen der Vernunft, ihr ewiges Zeugniss von sich selbst; Wissen, Lieben und Leben zugleich.

IX.

Woher der Auf- und Fortgang dieses Wissens in dem Bewusstseyn des Menschen? — Unmittelbar



von der Gnade Gottes; spricht der Buchstab des unerschöpflichen, ewigen Buches: von der plötzlichen Ergreifung, Durchdringung und Begeisterung durch die Macht der Idee von dem einzig, unendlich und ewig Seyenden; sagt der Geist des Buchstabes; sagt die Gottheit selbst. Nicht durch unsern Verstand sind wir fähig, das Ewige und Göttliche zu denken, als von uns selber; sondern dass wir es fähig sind, ist von der göttlichen Vernunft; wer jenes durch den Verstand nicht einmal zu denken vermag, wie will der es wissen und lieben, ohne die Erleuchtung, Weihe und Begeisterung der Vernunft, da das Denken dem Wissen wenigstens dem Begriffe nach, vorhergehen muss. — Das ist das grosse Werk der Einen, ewigen, göttlichen Vernunft, dass der Sterbliche mit der durch sie geheiligten Menschheit Eines werde! Alles was jene erleuchtet, wird in diese eingehen; aber niemand wird zu ihr gelangen, den die Begeisterung der Vernunft nicht anziehet, damit er zum heiligen Leben der Menschheit erwecket werde. Nur wer das Wehen der Einen, göttlichen Vernunft vernimmt, und die Bedeutung desselben fasst, wird unfehlbar dies Ziel erreichen. Es sind aber viele die jenes nicht vernehmen oder fassen, folglich dieses nie erringen, sondern in ihrer Verständigkeit erstarret und versteinert bleiben. — Allen wird das Evangelium von dem Λόγος, von dem ewigen, göttlichen Verstande und von der durch sie geheiligten Menschheit in der ihnen eingeschaffenen Idee des einzig

Seyenden verkündiget; Einige vernehmen es im Gemüthe; Andere hören es blos für den Verstand; jene empfangen die Weihe der Religion, diesen bleibet sie entzogen; den Einen wird der Glaube, das reine unmittelbare Wissen der Vernunft, — von dem Seyenden gegeben, den Andern vorenthalten; dort gnädig, hier gerecht, da wir, herabgefallen von der Freyheit und Seligkeit des göttlichen Geistes in die Knechtschaft des Zeitgeistes, Alle des geistigen Todes schuldig geworden sind.]

X.

Die beharrliche Erhebung des Gemüthes zu dem einzig und unendlich Seyenden ist zugleich unvergängliches Licht und unsterbliches Leben, allverklärendes Wissen und beseligende Ruhe. Die Befangenheit im Endlichen ist Finsterniss und Tod, verblendender Wahn und zerstörender Hass; jenes die Gnade, die Weisheit des Geistes; dieses, der Sündegebährende verständige Wille, die Klugheit des Fleisches. Die erhabenste Erscheinung der Gnade enthüllte sich in Jesu dem Gesalbten, der gesandt war, an sich dem Menschengeschlechte die Aufhebung des Gegensatzes zwischen dem Endlichen und Unendlichen, Zeitlichen und Ewigen in der Menschheit zu offenbaren. Wo wären der verständige Glaube, wo die Werke, wo die durch den Verstand erlangte Weisheit, wodurch seine menschliche Natur für diese erhabene Sendung sich geeignet hätte? Wer mag das Maas des Guten angeben, das

dieser Mensch gethan, wer das unerreichbar Hohe oder unergründlich Tiefe messen, das er erforschet hat, um würdig zu werden, dass die Gottheit und die Menschheit in ihm geeiniget, der Welt erschiene? Er blieb was er von Ewigkeit her war, der Λόγος Gottes, als er angefangen hat Mensch zu seyn; denn in ihm war der ewige göttliche Verstand selbst Mensch geworden, und wohnte auf Erden, und seine Auserwählten sahen die Herrlichkeit der Menschheit eingeboren von der ewigen Vernunft, voll der Gnade und der Wahrheit. In ihm unserm Haupte, sehen wir das Geheimniss der göttlichen Vernunftwelt aufgeschlossen, aus welcher sich die Gnade, die Allgewalt des Unendlichen durch die Begeisterung der Religion, jedes seiner noch gesonderten Glieder nach dem Maasse der Empfänglichkeit desselben bemächtiget, und es mit dem Einen Christus der Menschheit verbindet. Eben jene Gnade, die ihn zum Einigungspunkte des Göttlichen und Menschlichen auf Erden geweihet hat, erhebt auch uns zu Gesalbten der Religion in dem Augenblicke, als uns das Wissen und die Liebe dieser Einigung in dem Gemüthe aufgegangen ist; und wiedergeboren werden wir in ihm durch die Kraft und Wirkung desselben Geistes, die ihn als das, was Weltenall und Bibel von ihm bezeugen, dem Menschengeschlechte erscheinen liess.

XI.

Nichts ist dem Religiosen gewisser, als dass die Vernunft als Grund der Erkenntniss Gottes zu-

gleich Grund alles echt sittlichen Handelns sey, und dass aus der, der Vernunft eingeschaffenen Idee von Gottes Seyn, eben so nothwendig alle echte Sittlichkeit, als alles religiöse Wissen entspringe. Das Göttliche in den Dingen erkennen, ist das einzig wahre, religiöse Wissen, das Göttliche in Handlungen darstellen, das einzig rein Sittliche. Religiosität und Sittlichkeit sind also so innig Eins, dass mit jener sogleich auch diese nothwendig gesetzt, oder nothwendig aufgehoben wird. Und diese Einigung beyder im Menschen ist Wirkung jener Gnade, jener siegenden Vernunftbegeisterung und Herzensentflammung, welche den Menschen unwiderstehlich fortziehet, in seiner ganzen Handlungsweise das verklärt zu zeigen, was sein Gemüth, im Wissen Gottes selig, unverwandt als wahr beschauet. Wer diesem mächtigen Zuge sich unbedingt hingiebt, wird unfehlbar aus dem Tode der Natur-Nothwendigkeit zu einem göttlichen Leben erstehen, und desselben sich auch bewusst werden.

XII.

So ist und bleibt denn dem religiösen Denker die Idee von dem unbedingten, göttlichen Seyn der Einheitspunkt, in dem alle wahre Religiosität und echte Philosophie zusammentreffen, und innigst ineinander zusammenschmelzen; aus dem alles religiöse Leben ausgehen, in dem es sich gründen, erhalten und steigern muss. Wem dieser Einheitspunct sich noch nicht in vollster Klarheit aufge-

schlossen und zum beharrlichen, nie untergehenden Lichtstern sich gesetzt hat, der mag wohl manches Gute thun, dennoch aber handelt er bey der besten That nicht gut, nicht in und aus Gott, nicht sittlich. Er kann sich als handelndes Wesen, nicht als Kraftäusserung des göttlichen Seyns erkennen, weil sein Gemüth in der Naturnothwendigkeit befangen, von Begriffen und Triebfedern, welche aus dem Endlichen entspringen, abhängig ist. Verblendet von dem nichtigen Schein des Zufälligen, lebt er nur in diesem nicht in Gott, nicht dem Wesen der Vernunft gemäss, nothwendig frey, und unmittelbar schon aus demselben gottselig gestimmt; sondern die Bestimmungsgründe für sein Handeln ausserhalb dem Wesen der religiösen Vernunft suchend und empfangend.

XIII.

Ein Heerführer, der, als Werkzeug, oder als Diener der weltregierenden Vorsehung sich betrachtend, unerschrocken seinen Schaaren auf den Schauplatz des Kampfes und des Todes für Freyheit und Vaterland voranziehet; der erleuchtete einsame Denker, der mit andächtigem Gemüthe die Ordnung und Harmonie der ewigen Welt beschauet, und die ihm klar gewordenen Offenbarungen Gottes, sey es in einem Systeme von Begriffen und Schlüssen, oder in Geschichten der Menschheit, der Kirche und der Staaten der Nachwelt überliefert; der tiefsinnige Staatsmann, der, mit der heiligen Wissenschaft des ewigen Rechtes und der Gesetzgebung vertraut, die

bürgerliche Gesellschaft der ewigen Weltordnung und Harmonie näher zu führen sich bestrebet; und der unbestechliche Richter, welcher mit unverwandtem Auge auf das ewige Recht hinsehend, in der Beschützung der Unschuldigen, Rettung der Unterdrückten und Bestrafung der Schuldigen die Gerechtigkeit Gottes verwaltet; diese Alle sind in der Erkenntniss und Würdigung des Allerhöchsten völlig Eins: müssen folglich auch von dem religiösen Sinne des Menschen, nicht in ihrer zufälligen Verschiedenheit, sondern in ihrer wesentlichen Einheit beachtet und begriffen werden. Kurz ist die Pilgerschaft des Erdensohnes und unter welcher Zone er auch wandern mag, schneller als er sich's versieht, kehrt er als Staub zur Erde zurück; aber seine Pilgerschaft ist nicht sein Leben, und er ist noch mehr, als Erdensohn, er ist ein nothwendiges Glied in der unendlichen Kette der Wesen, er ist Mitgenoss einer geheiligten Menschheit. Als solcher soll er im Geiste derselben wirken, wo und wie er kann; was er auch thut, es ist zwar in der Zeit, doch nicht für die Zeit geschehen, es ist Anfang, Ursache einer unabsehbaren unermesslichen Folgenreihe. Klein ist der Erdball gegen die Sonne, noch kleiner diese gegen die Millionen Welten, die in ihrem eigenen Lichte glänzen. Allein der Eine Geist, und das Eine Leben, wodurch sie alle bestehen und alle nur Eins sind, nicht die Grösse oder das Gewicht ihrer Massen ist der Gegenstand, in dessen religiöser Beschauung dem andächtigen



Seher selbst die scheinbaren Spiele der darauf wimmelnden Creaturen zu Thätigkeiten des Universums werden, mit welchen seine eigene übereinstimmen soll.

XIV.

Man hat in unsern Tagen die Kunst gelernt, und sie fast allgemein in Umlauf gebracht, Alles mit Nahmen und Benennungen auf das Schnellste abzuthun. Die berufenen und unberufenen Wortführer sind fertig, wenn sie den Eiferer für kirchliche Lehre, Zucht und Ordnung einen Obscuranten oder Jesuiten; den Religiosen einen Mystiker gescholten haben; Flachköpfe bethen es nach, und Niemand nimmt sich die Zeit zu untersuchen, ob irgend etwas damit gesagt sey. Freylich wähnen immer noch Viele im reinen Aether der Mystik zu schweben, und werden nur im schwühlen Dunstkreise des Fanatismus, an abentheuerlichen Wolkengestalten und blendenden Lufterscheinungen sich ergötzend, herumgetrieben; sie sind Fanatiker, nicht wie jene schreiende Wortführer wähnen, Mystiker. Was diese, als ewige und göttliche Ideen betrachten und in sich aufnehmen, ersetzen sich jene durch ein erbärmliches Bilderspiel: was den Letztern in die Wirklichkeit einer klaren, allumfassenden Anschauung übergeht, bleibt den Erstern nur täuschender Traum; und was in dem Einen sich zu dem geistigsten Gefühle emporschwinget und verkläret, vermag sich in dem Andern nie über die Grenzen der sinnlichen Empfindung zu erheben.

XV.

Ohne seine geistige Natur zu verleugnen, oder in sich zu ersticken, kann der Mensch dem Mysticismus nirgends entfliehen, denn was er auch denken, seyn, fühlen, sehen, hören möge, in Allem muss er ein heiliges Dunkel, eine unergründliche Tiefe, eine verklärende Allmacht über seinen Gesichtskreis anerkennen. Mysticismus ist als eingeschaffene Qualität der Vernunft, Eins mit Religiosität und Philosophie, höchste Steigerung, nicht Abspannung der Kraft; seine Thätigkeit beginnt, wo das Gebieth des Verstandes und der Begriffe sich schliesst; der streng und scharf denkende Kopf wird ihn weder mit der Schwärmerey der Gefühle, noch mit dem Fanatismus einer entbrannten Einbildungskraft verwechseln; und es seiner für unwürdig halten, mit dem Pöbel faselnder Wortführer das selige Leben des Gemüthes in Gott ganz widersinnig, als ein sanftes Entschlummern der Vernunft in leeren Träumen, zu verschreyen.

XVI.

Was ist denn eigentlich die echte, vom Fanatismus durchaus verschiedene, durch arge Verwechselung mit diesem, so übelberüchtigte Mystik? — Anschauung ohne Gestalt, Tiefe ohne Raum, Klarheit ohne Schein, Ruhe ohne Zwang, und Wärme ohne Reitz, sind die Merkmahle, durch welche die echte Mystik sich ankündiget; und ihr Himmel ist nirgend anderswo, als in jener unstörbaren Harmo-

nie zwischen Vernunft, Phantasie und Gefühl, durch welche die Entwickelung des Gemüthes vollendet wird. Die Einwirkungen der Religion und die Salbung des Göttlichen haben mit den Triebfedern und Verrichtungen des physischen Lebens nichts zu thun: nur der Fanatismus, stets der Sohn einer erhitzten Einbildungskraft, tändelt mit Bildern, sieht das Unsichtbare, verkörpert das Geistige, begrenzt das Unendliche, trennet das Eine, und verzehret sich selbst im thörichten Streben, das Ungleichartigste zu vereinigen. Alles Mystische ist, gerade weil es mystisch ist, schlechterdings unverständlich, mithin auch für den analysirenden Verstand gar nicht vorhanden; Wer es aussprechen oder niederschreiben will, sollte des verständigen Volkes wegen, immer zugleich bemerken, dass er von dem vollen Leben seines Geistes im Göttlichen nur die schwächesten Regungen, und auch diese nur durch äusserst mangelhafte Andeutungen, äussern könne. Wer daher wahrhaft mystische Aufsätze liest und nicht weit mehr als er geschrieben sieht in seinem eigenen Wesen findet und beschauet, der hat frevelnd seine Hand nach einer Frucht ausgestreckt, die für ihn nicht geschaffen war. Nicht die Mystik, sondern die Profanität seiner Natur trägt dann die Schuld, wenn er des Todes der Gottseligkeit sich deutlicher bewusst wird.

XVII.

Das Mystische offenbaret sich wohl nirgends deutlicher als durch Natur und Kunst. Wer von

den Blumen nichts weiter kennt, als die Fasern ihrer Wurzeln, ihre Sauggefässe, ihren Nahrungsstoff, ihren Blüthenstaub, und was dergleichen fühl- und sichtbare Dinge sind, dem ahndet noch nicht das Geringste von dem Geiste der in ihren mannichfaltigen Formen sich abbildet; der versteht die ehrwürdige Kunde nicht, welche sich in ihrem süssen Dufte und anmuthigen Farbenspiele dem feiner Fühlenden enthüllet. Man lebt noch nicht mit Guido Reni's heiliger Familie, oder mit Raphaels Verklärung, oder mit Leonardo da Vinci's Abendmahl befreundet, wenn man in ihren Gemälden, die Richtigkeit der Zeichnung, den Ton des Kolorits, die Schönheit der Formen und die Kraft des Ausdruckes vollständig aufzufassen und gründlich zu beurtheilen versteht: es waltet in ihren Bildern noch ein Leben des Geistes, welches in Worten unaussprechlich, nur für den religiösen, mit Andacht beschauenden Kunstsinn vorhanden ist. Auch in der edelsten aller Künste, in der Musik, wehet und erklinget durch die Harmonie der Töne etwas Grösseres und Erhabneres, als die Sprache der Empfindungen und Gefühle in ihren mancherley Abstufungen; diess ist gleichsam nur ihr Körper; der Geist der sie beseelet, ist der Wiederklang der ewigen Harmonie aus einer höhern Welt, nur demjenigen hörbar und verständlich, der in jeder Regung seines Lebens nur das Zeugniss seiner geistigen Abkunft und religiösen Belebung vernimmt: er lässt sich in keine Accorde fassen, mit keinen Noten bezeichnen,



nicht mit Worten beschreiben. Wenn der Buchstab über Heiliges und Göttliches überall tödtet, und nur der Geist es ist, der lebendig macht, so wird der irreligiöse Lästerer der echten Mystik selbst im todten Buchstaben der Bibel, mag ihn Jesus ausgesprochen, oder Johannes und Paulus niedergeschrieben haben, nur das Urtheil seiner Versunkenheit in Geistestod vernehmen.

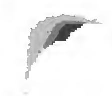
XVIII.

Echte Mystik, in reiner Vernunftthätigkeit gegründet, und in Vernunfterleuchtung lebend, kann weder gelehret noch erlernet werden, woraus folgt: dass der wahre Mysticismus von aller Bekehrungssucht unendlich weit entfernet, und eine mystische Secte völlig undenkbar sey. Nur der Fanatismus, mit sich selbst im unauflöslichen Widerstreite, kann mit der Proselytensucht sich vermählen und Secten erzeugen, auf welche die Benennung mystisch nicht ohne Lästerung des Heiligen angewandt wird. Darum sind auch echt mystische Aufsätze, nicht in der Absicht, zu lehren, sondern nur im Drange des Bedürfnisses seine innere Welt sich selbst zur Anschauung darzustellen, geschrieben worden, und sie sind nur demjenigen fasslich und geniessbar, welcher die höchste Weihe der Religion in seinem Gemüthe bereits empfangen hat.

XIX.

Wahrlich der Geist des Menschen ist etwas Grösseres und Mächtigeres, als das kleine Ding, zu wel-

chem ihn der Schule Pfuscherey herabgewürdiget hat. Die Vernunft schauet vom Uebersinnlichen und Göttlichen unendlich mehr an, als auch der scharfsinnigste Denker in der begrenzten Sprache des Verstandes darzustellen vermag. Mit jeder Idee schwebt dem Geiste eine Unendlichkeit von Ideen vor, und diese spiegelt sich in der Einzelnen. Wieviel sodann von dem Wiederstrahl einer göttlichen Ideenwelt auch in das Bewusstseyn, und aus diesem auch in die Gestaltung des Besondern durch Wort oder Schrift übergehen soll, ist von der Verstandeszucht und Schärfe, von der Gemüthlichkeit, von dem äussern Anstosse und von der Stimmung des Redenden oder Schreibenden abhängig. Doch diess kann und darf den Hörer oder Leser durchaus nicht hindern, indem er die ihm vorgeführte Gestalt der einzelnen Idee beschauet, der Ideen Fülle, so wie sie seinen Geist erweitert, und eben darum auch den Geist des Sprechers und Schreibers überwältigen musste, in dem Gebilde der Worte zu suchen, zu lesen, zu vernehmen. Solche Leser fordert jedes mit Geist und Religiosität geschriebene Buch, vorzüglich und unerlässlich die Psalmen, die Propheten, das Evangelium Johannis und die Briefe des Paulus; und nur solche Leser sind in dem Stande ihre Offenbarungen zu verstehen, das ist, aus den gegebenen drey Puncten, welche allein sie nur geben konnten, das Centrum auszumitteln und die Peripherie zu ziehen. Der kalte Klügler und der schulgerechte Theolog darf nach nichts andern fragen, als was



Propheten, was Johannes und Paulus gesagt haben, und in der eigentlichen Bedeutung ihrer gewählten Ausdrücke auch nur sagen konnten; der von Religion begeisterte Denker will wissen, was ihr Geist, über den engen Kreis der Begriffe und der Sprache unter der Macht des göttlichen Geistes, theils mit Bewusstseyn gedacht, aber in Worte zu kleiden nicht vermochte; theils zur Gottheit emporgehoben, nothwendig anschauen musste; doch den Wiederstrahl derselben mit dem Bewusstseyn nicht umfassen konnte. Die Arbeit des Einen ist sorgfältiges Erspähen und Aufzählen besonderer Merkmahle eines geistigen Waltens und Lebens; Die Ruhe und der Genuss des Andern ist das Ergriffen- und Durchdrungenseyn von dem ganzen, grossen, kräftigen Leben selbst. Streng muss daher der Erstere an das sich halten, was die Worte in ihrem buchstäblichen Sinn darbiethen, so wie der Naturbeschreiber, als solcher, sich lediglich mit der Gestalt, Farbe, Dichtigkeit etc. des Weines oder Minerals beschäftigen darf, ohne in das Gebieth des Chemikers einzugreifen; frey hingegen und andachtsvoll heftet der Letztere seinen Seherblick auf den Geist, um sich der aus dem Buchstaben ausströmenden göttlichen Lebenskraft zu bemächtigen.

XX.

Nur der beschränkte, der Zucht der Vernunft entlaufene Verstand konnte die Frage aufwerfen: ob Gott *da*sey und sich anmassen sein *Da*seyn zu



beweisen. — Gott *ist*; er ist das unbedingte einzige ewige Seyn; und dieses Seyns unendliche Offenbarung, welche über alle erdenkliche Beweise erhaben steht, ist das *Da*seyn des unsichtbaren und sichtbaren Universums. Das innere Auge des wahren religiösen Mystikers bedarf demnach keines weitern Merkmahls, um Ihn zu erkennen, sein Herz keines anziehendern Reitzes, um Ihn zu lieben, sein Wesen keines höhern Lichtes, um ganz in Ihm zu leben. Er ist in ihm mehr als gegenwärtig; denn was er auch Besonders denken mag, Menschliches oder Göttliches, Endliches oder Unendliches, Alles führet ihn auf den Weg, welcher die Einheit unendlicher Individuen ist, zurück. — Ihn in Allem, und Alles in Ihm, dem einzig Seyenden zu sehen; keinen andern Blick mehr zu haben, als diesen festen Blick; durch diesen einfachen und unverwandten Blick ruhend in Ihm zu leben; sein Ich in die einzige ihm eingeschaffene Idee von Gott, und den Ausspruch desselben in das Eine unveränderliche Wort, Er ist: zusammen zu fassen, bleibt, trotz allen Einwendungen oder Lästerungen der profanen Verständigkeit und des theologischen Fanatismus, seines religiösen Sinnes höchstes und beharrliches Streben.

XXI.

Wo das Göttliche im reinsten Lichte der Idee bis zum Wissen des innern Sinnes sich geoffenbaret hat, dort ist der Geist des Herrn, dort ist die unbedingteste Freyheit des Gemüthes, die unzertrenn-

bare Einheit des Denkens und des Seyns, wie in dem Ewigen selbst. Klar spiegelt sich dann die Herrlichkeit der göttlichen Vernunft- und Naturwelt in dem Innersten des Menschen ab, und verwandelt sein Wesen von einer Klarheit zur andern in ihr treues Bild, bis es in dem Urbilde, Eines mit ihm geworden, zerfliesst. Mag der Wiedergeborne bis dahin den Λόγος des Universums durch die Symbole der Kirche, oder durch die Formen des Verstandes erkannt haben, jetzt erkennet er ihn nicht mehr also, er ist eine andere Schöpfung, das Alte ist vergangen, Alles ist in ihm neu geworden. Das Universum und der erschaffende Λόγος desselben hat sich in ihn eingebildet, sein Leben ist das untrügliche Wissen von dem Sohne Gottes, als der geleiligten Menschheit in der ewigen Vernunft. Dieses Leben stärket ihn zu der Erreichung und Anschauung jener unermesslichen Tiefe und Höhe, von welcher ihn der Gottheit Fülle überströmet, damit er einsehe und empfinde: den Christus des Universums, die Idee des unsichtbaren Gottes, den Einen und Erstgebornen vor allen Dingen, wissen und lieben, sey viel besser, denn alle Erkenntniss des Verstandes.

XXII.

Naturalismus, und wenn er consequent ist, das unvermeidliche Ende desselben, Atheismus, sind nur betäubende Ruhekissen, auf welche der Verstand sich hinlegt, nachdem er das Werk seiner angemassten Herrschaft vollbracht, das ist, die Ver-

nunft gebunden und geblendet, die Phantasie gelähmt, das Gefühl erstickt, und hiermit das einzige für die Einwirkungen der Religion empfängliche Organ, das Gemüth, zerstöret hat. Die Religion selbst ist über die Möglichkeit eines wirksamen Angriffes auf sie erhaben. Wer ihre Einwirkung noch nie empfunden hat, kann nur ein Gespenst verfolgen, das er sich selbst geschaffen hat; wer von ihr besessen, belebt, begeistert ist, oder den Aufgang ihres Lichtes in seinem Innersten auch nur ahndet, der ist schlechterdings unfähig, sie anzufeinden. Nur die Gestalten, welche zu ihrer Darstellung im Aeusserlichen das Bedürfniss oder der Geschmack der Menschen erfunden hat, können bestritten werden; wer es aber thut, verräth lediglich seinen, noch ganz irreligiösen Sinn; und beweiset nichts weiter, als dass er nicht einmahl die Richtung und Bedeutung der Zeichen begriffen hat.

II.

Christenthum und Kirche.

XXIII.

„Im Anfange war das Wort (Λόγος) und das „Wort war bey Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfange bei Gott. Alle Dinge sind durch „dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts „gemacht, was gemacht ist. — In ihm ist Alles ge-

„schaffen das im Himmel und auf Erden ist, das
„Sichtbare und das Unsichtbare; es ist Alles durch
„ihn (den Λόγος) und zu ihm geschaffen. Und Er
„ist vor Allem und es bestehet Alles in ihm. —
„Durch ihn hat Gott die Welt gemacht; also, dass
„das Sichtbare aus Nichterscheinendem geworden ist.“

Von ihm also, dem Λόγος Gottes, ist das All der unzähligen Welten; Ihm, der es gemacht hat, gehört es an; Er waltet in dem sichtbaren und unsichtbaren Universo; das Wie in allen übrigen Welten, ist der Vernunft in sterblicher Hülle verborgen; der Erdenwelt ist er in der Fülle der Zeit, als Mensch, Jesus Christus, erschienen.

XXIV.

Wie der Λόγος Gottes im Universo, so waltet auch die von ihm ausgehende Macht der Einen, ewigen, göttlichen Religion in allen Welten, und über alle vernünftige Wesen in ihnen. Auf Erden offenbaret sie sich einfach und einseitig im Monotheismus; mannigfaltig und vielseitig im Polytheismus; am reinsten und vollständigsten im Christianismus.

XXV.

So wie das Menschengeschlecht jetzt denkt, fühlet, lebet und handelt, konnte es von dem Λόγος Gottes schlechterdings nicht gemacht worden seyn; denn wie die Ursache, so die Wirkung; der Vortrefflichste konnte nur Vortreffliches, der Vollkommenste nur Vollkommenes, der Heiligste nur Heiliges schaf-

fen. Das Menschengeschlecht, als die vorzüglichste Offenbarung des einzigen, ewigen, göttlichen Seyns, war also in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit mit der, seiner Vernunft eingeschaffenen Idee von der Gottheit in unbegrenzter Herrschaft der Vernunft über Verstand und Sinnlichkeit, in das Daseyn gesetzt worden. Nachdem es aber durch seines Willens Freyheit sich gegen diese Herrschaft empöret hatte, verlor es die ihm angeschaffene Gerechtigkeit, Heiligkeit und Gottinnigkeit; stürzte aus dem reinen Vernunftleben in den Tod der Verständigkeit, und damit in radicalen Hochmuth, Unglauben und Ungehorsam. Und welcher Sterbliche konnte und kann sich jetzt durch eigene Kraft dieser Verderbtheit entwinden und zu seiner ursprünglichen Vortrefflichkeit sich wieder emporschwingen? War jemahls, und ist irgendwo auf Erden ein Weiser, oder ein Gottseliger, welcher die entschiedene Neigung, im Wahnsinne seines Hochmuthes sich Gott gleich zustellen; den Dünkel oder die Einsichten seines ungläubigen Verstandes den Offenbarungen Gottes entgegen zu setzen, und in den Begehrungen seines Eigenwillens dem heiligen Gotteswillen zu widerstreben nicht immerfort in sich empfunden hätte? Die Sünde ist geschehen; die Wurzel derselben tragen wir Alle in uns herum, und sie treibet nichts als Erscheinungen des geistigen Todes hervor in jedem, in dem die Mittel, ihre Triebkraft zu vernichten, unwirksam geblieben sind.

XXVI.

Von dieser unter allen Völkern der Erde, hier dunkler, dort deutlicher, sich aufdringenden Grundanschauung des Falles und der Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes müssen alle richtige Ansichten von dem Christenthume ausgehen; und nur durch diese Grundanschauung erhalten sie ihre Gründlichkeit und Klarheit. Sie führet vor allem auf die Erkenntniss des Bedürfnisses und der Nothwendigkeit eines Erlösers, Mittlers und Heilandes, welcher das tief gesunkene Menschengeschlecht zur Gottheit wieder zurückführe und die wirksamsten Mittel darbiethe, die Triebkraft der Sündenwurzel in dem menschlichen Herzen zu zerstören. Aus eben dieser Grundanschauung folgt die untrügliche Einsicht, dass auch der Weiseste, Gerechteste und Heiligste unter den Sterblichen, selbst Mitgenosse der Sünde, dieser Erlöser, Mittler und Heiland nicht werden konnte; dass folglich Allen, welche jenes Bedürfniss und jene Nothwendigkeit erkennen und in ihrem Innersten empfinden, zu ihrem Trost und Heil nichts Anders übrig bleibt, als der zuversichtliche Glaube, der Λόγος Gottes selbst sey auf Erden Fleisch geworden; die auserwählten Zeitgenossen seiner Erscheinung haben die in ihm verherrlichte Menschheit, voll der Gnade und Wahrheit, gesehen; nur der Gottmensch Jesus habe vermocht, durch seine Selbsterniedrigung und Herzens-Demuth die, durch Hochmuth gestürzte Menschheit zu erlösen und in sich aufzunehmen; durch die göttliche Macht

seiner Heiligkeit den Kampf zwischen der, nach göttlichem Wissen strebenden Vernunft und dem, durch Unglauben seine Schranken durchbrechenden Verstande zu vermitteln; durch seinen Gehorsam die Empörung des menschlichen Eigenwillens gegen den göttlichen Willen zu versöhnen; der Sünde, dem Fleische und der Welt in seiner Lehre beharrlichen Krieg anzukündigen, und den treuen Bekennern derselben den gewissen Sieg zu bereiten durch seine Macht, die in ihnen lebt; und durch sein Licht, das ihnen nie untergeht.

XXVII.

Treue Bekenner seiner Lehre sind nur die Wenigen, welche der einzig und ewig Seyende selbst dazu machen konnte, und gemacht hat. Alles was Er gethan hat, und thut, ist eine Offenbarung seines göttlichen Seyns; allein nur aus dem Munde der Kinder und Säuglinge will er seine Macht verkündigen; nur über sie und aus ihnen sein Licht leuchten lassen. Sie hat er sich ausersehen, sie vorher bestimmt, dass sie gleich seyn sollten dem Ebenbilde seines Sohnes. Nur in ihnen ist denn auch die heilige Gesinnung, welche für Gottes Licht, Leben und Frieden empfänglich macht; da hingegen die verständige Gesinnung der Weltklugheit überall den Tod findet, oder hinbringet. Nur das kindliche Gemüth kann zu dem Sohne Gottes kommen, und auch nur ihm gebühret Gottes Reich, das allenthalben, wo es erscheinen will, die zarte Em-

pfänglichkeit des kindlichen Herzens fordert. Dem kindlichen Sinne offenbaret der Vater und Herr Himmels und der Erde, was er den Weisen und Klugen der Verstandeswelt verborgen hält. Der Geist des Kindes siehet ohne Unterlass das Angesicht des Vaters im Himmel, und in demselben auch alle Dinge, die von ihm und durch ihn, und in ihm sind. Wer sich also noch nicht bekehret hat, und im reinen Gemüthe Kindern gleich geworden ist, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen, den wird der Herr nie kennen, in dem wird seine Macht nicht leben, sein Licht ihm nie erscheinen. Diese Macht aber und dieses Licht ist nichts geringeres, als das volle, allumfassende Leben und Wissen des Glaubens; die Enthüllung des Wesens aller scheinbaren und wirklichen Dinge, ihres innigen Zusammenhanges; ihrer Richtung zu, und ihres Untergehens in dem Einen und ewig Seyenden.

XXVIII.

Es ist verhängnissvolle Demüthigung des menschlichen Verstandes, dass er bey aller Tiefe und Ausdehnung seiner theologischen Speculationen, den ihm so nahe liegenden Unterschied zwischen Religion, Religiosität, Christenthum und Kirche so lange übersehen; dies Alles für Eines und Dasselbe halten konnte. Es ist über alle Gegenstände des Denkens und des Erkennens weder Licht noch Wahrheit zu hoffen, so lange man nicht Muth fasset, der Befangenheit in gemeinen Begriffen und

Benennungen sich zu entwinden, und zur Idee selbst sich zu erheben. Religion, als Fülle der siegenden Gnade, unmittelbar aus der Gottheit ausströmend, ist Ursache, ist der den Menschen wiedergebärende Geist. Religiosität ist Wiedergeburt, ist die ihrer Ursache entsprechende Wirkung. Christenthum ist die reinste und vollständigste Manifestation vollendeter Religiosität; Kirche, das in die Erscheinung übergegangene Christenthum.

XXIX.

Das Christenthum ist, seinem Wesen und seiner Richtung nach, Alles das, was Jesus Christus sich selber nennet, und wozu er gesandt zu seyn andeutet. Es ist das Reich Gottes auf Erden, welches im Innersten des Menschen gegründet werden soll: — Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeygekommen; aber es kommt nicht mit äusserlichen Geberden; es ist inwendig in euch. — Es ist die Thür zur Seligkeit. — Ich bin die Thür, so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden. — Es ist für die Berufenen der Weg zur Wahrheit und zum Leben; — Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich.— Es ist für die Auserwählten die Auferstehung und das volle Leben in der Wiedergeburt; — Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich

stürbe; und wer *in mir lebet* und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. — Es ist das Licht der Welt; — Ich bin das Licht der Welt; Ich bin gekommen in die Welt ein Licht. Glaubet an das Licht, dieweil ihr das Licht habt, auf dass ihr des Lichtes Kinder werdet. — Es ist das Gericht Gottes über die irreligiöse Welt; — Jetzt gehet das Gericht über die Welt; nun wird der Fürst dieser Welt ausgestossen. — Es ist das Gesetz der Liebe; — Ein neues Geboth gebe ich euch, dass ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Dabey wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. — Es ist die Grundlage zeitlicher und ewiger Seligkeit in Gott; — Ich bin gekommen, dass ich die Welt selig mache; — der Menschen Seelen nicht zu verderben, sondern zu erhalten; — zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. — Dennoch steht es in unversöhnlichen, durch keinen Frieden beyzulegenden Krieg mit dem irreligiösen Weltgeiste; — Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden. — Meinet ihr dass ich hergekommen bin, Friede zu bringen auf Erden? Ich sage Nein, sondern das Schwert. Ich bin gekommen den Sohn zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre

Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen seyn. Von nun an werden fünf in Einem Hause uneins seyn, drey wider zwey, und zwey wider drey. Aber der Sieg ist des Christenthumes; — Ich habe die Welt überwunden.

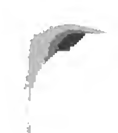
XXX.

„Herr! stärke uns den Glauben!“ denn das Christenthum sieget nicht anders, als durch den Glauben. Durch den Glauben haben die Auserwählten Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit bewirkt, die Verheissung erlanget, der Löwen Rachen geschlossen, des Feuers Kraft vernichtet. Aber der echte Glaube ist durchaus nichts anders, als Gottes Leben in dem Menschen, und wo dieses so allgewaltig wirkt, dass alles Menschliche in ihm gebunden ist, dort kann auch menschlicher Ansicht nach nur Ausserordentliches und Wundervolles erfolgen. Immerhin möge sich der Verständige die Ordnung der Natur als Product einer Reihe Zahlen denken, in der sich die ganze Summe verändern muss, sobald nur eine einzige Zahl aus der Reihe weggenommen wird: nur übersehe er auch keine Zahl; dies thut er aber offenbar, wenn er den Glauben, Gottes Leben in dem Menschen, ausser der Reihe der Dinge in der Naturordnung setzt. Noch irriger ist sein Denken, wenn er den Glauben in der Reihe mitzählet; doch seine wunderbare Wirkung, weil

sie mit den Wirkungen aller übrigen Dinge nichts gemein hat, und daher ausserordentlich uns nur scheinet, vor dem Schöpfer und Gesetzgeber der Natur es nicht ist, von der Reihe ausschliesset. Man müsste den Glauben in seiner ganzen Fülle besitzen, oder vielmehr von ihm ganz besessen und durchdrungen seyn, um zu wissen, was das wirkliche Lebensprincip der Göttlichkeit über das uns scheinbare Wesen der Dinge vermag. Ohne alle Mitwirkung des Glaubens schmilzt im Feuer das Bley, und der Diamant bleibt unversehrt in Flammen, weil beyden, minder oder mehr, wie allen Dingen in der Natur, das Lebensprincip der Göttlichkeit eingeschaffen ist. — Wie nun, wenn der Mensch ohne Glauben, überhaupt und im Ganzen dem Bleye, der von dem Glauben durch und durch beseelte, dem Diamanten gliche? Wie, wenn der Glaubenslose von dem ewigen, eigenthümlichen, unzerstörbaren Wesen der menschlichen Natur noch himmelweit entfernet wäre, in dem Sohne des Glaubens hingegen die Fülle dieses Wesens, dieses Lebensprincip der Göttlichkeit so allgewaltig wirkte, dass es für den Augenblick seiner Machtäusserung in dem Organe seines Wirkens alles Zufällige und Wandelbare der Menschlichkeit aufhübe, und der Mensch als überirrdisches Wesen handelte? Dies geschah in Jesu und in seinen Aposteln, so oft sie Blindgeborne sehend, Taubstumme hörend und redend, Todte wieder lebendig machten.

XXXI.

Dies kann heute noch in allen und an allen wahrhaft Gläubigen geschehen; denn er, der die ewige Wahrheit selbst ist, hat es betheuernd ausgesprochen: „Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird grössere denn diese thun; denn ich gehe zum Vater, um euch durch meinen Hingang diese höhere Kraft zu erwerben." Und gehet man mit religiösem Sinne die Geschichten der Haushaltung Gottes im menschlichen Geschlechte durch, so wird sich zeigen, dass er immer in Zeiten, wo der lebendigste Glaube mit dem frechesten Unglauben und der entschiedensten Gottlosigkeit im Kampfe stand, menschlicher Ansicht nach, Wunder geschehen liess. Wer sie leugnet, der verräth dass noch nicht eine Regung des Glaubens in ihm lebendig geworden sey; der setzt die Natur der Gottheit entgegen, spricht Gott alle Wirkung über die und in der Natur ab, und leugnet, dass das über ihr stehende unendliche Wesen die Natur also eingerichtet habe, dass seinem weitern modificirenden freyen Eingreifen der Zugang durch die von ihm ausgegangenen Gesetze nicht verschlossen werde. Die religiöse Vorstellung von der unbedingten Abhängigkeit der einmal vorhandenen Natur von Gott, ohne welche eine göttliche Weltregierung gar nicht gedacht werden könnte, führet ganz folgerichtig zur Erkenntniss, dass Gott Macht habe, auf die Gesetze der Natur, welche für sie, nicht für ihren Urheber Gesetze sind, zu



wirken; folglich in der Natur gewisse Erscheinungen hervorzubringen, welche nur dem menschlichen Verstande in seiner beschränkten Fassungskraft ausserordentlich, wunderbar, über- oder widernatürlich scheinen, und dennoch in dem unermesslichen Umfange der Natur-Gesetze und Natur-Ordnung enthalten sind.

XXXII.

Wir sprechen ohne Glauben und ohne Religiosität von der Natur der Dinge, und wollen recht viel von ihr wissen, um uns von der Anbethung der göttlichen Unendlichkeit und von dem Anstaunen der Unermesslichkeit der Glaubenskraft loszusagen; allein was wir System oder Ordnung der Natur und Gleichförmigkeit in ihren Wirkungen nennen, ist nichts weiter, als das Kunstgebilde unsers Verstandes. In der Natur selbst ist überall nur Unbegrenztes und Unendliches, denn der ewig fortwirkende Gesetzgeber der Natur will die Unendlichkeit seiner Selbstanschauung im Kleinen wie im Grossen, in dem süssen Dufte der Blumen, wie im unvergänglichen Lichte der Gestirne, mit gleicher Kraft, Fülle und Mannigfaltigkeit ausser sich offenbaren. Darum ist das Wissen aller Zeiten und Menschen von der Natur zusammengenommen, nur gleich dem Anblicke der feinsten Haarspitze an dem Fusse des Kolosses, dessen Grösse von der Erde weit über die Sternenwelten hinaus, in dem Abgrunde der Gottheit sich verliert. Thöricht ist demnach das Bestreben mit unserer Zwergspanne, die

Macht des Geistes und des Glaubens in der und über die Natur ausmessen und begrenzen, oder zur Erklärung des Ueber- oder Widernatürlichscheinenden den erbärmlich abgenutzten Schlüssel, Täuschung, Schwärmerey, Betrug anwenden zu wollen. Alles, was die scharfsinnigste Physik darüber zu sagen wüsste, wäre doch nur eine unbefriedigende Erklärung dessen, was die Dinge scheinen, nicht was sie sind. Freylich wird der Rosenstock immer nur Rosen bringen, und diese werden nie wie Nelken riechen; doch müsste der blosse Physiker verzweifeln, würde er angehalten, die Unmöglichkeit des Gegentheiles zu beweisen, da hingegen der Sohn des Glaubens, sähe er einmal auf einem Rosenstocke Nelken, oder Rosen, die wie Nelken röchen, bey völlig unerkünstelter Richtigkeit der Sache, lieber die, von Menschen geschaffene, Kette von Arten, Gattungen, Geschlechtern und Classen um einen Ring erweitern, als auf Betrug, Kunst oder Naturspiel rathen würde. Für ihn liegt das Wunderbare nicht in dem, was ausser dem Gebiethe erkennbarer Naturkräfte geschieht, sondern in der Macht des unendlichen Geistes, der über das sichtbare und unsichtbare Universum herrscht, und die von ihm ausgehenden, und auch nur ihm allein bekannten Kräfte und Gesetze seinem Willen unterthänig macht.

XXXIII.

Das Christenthum ist, wo es waltet, ein Inneres, dem Menschen Inwohnendes, das eigentliche

Lebens-Element des Gemüthes; aber in der Richtung desselben nach Aussen will es das gesammte Menschengeschlecht umfassen, und will äusserer Social-Zweck einer geschlossenen, nach ihrer Ausbreitung, Fortpflanzung und Selbsterhaltung strebenden Gesellschaft werden. Dazu musste es in der Form einer Kirche als positive, statutarische Lehre hervortreten, und durch einen öffentlichen, gemeinschaftlichen Cultus sich darstellen. Das Christenthum in seinem reinsten Lichte und seiner patenzirten Kraft, unter der Form eines göttlichen Reiches auf Erden, verkündigte den empfänglichen der Sohn Gottes, Jesus Christus; die Kirche als symbolische Darstellung des göttlichen Reiches in einer sichtbaren Gesellschaft gaben die von Jesu unmittelbar belehrten, dann von seinem Geiste beseelten Apostel, ihre ersten Lehrjünger und deren treue Nachfolger in den ersten dreyhundert Jahren nach Christi Hingang zum Vater. Die christliche Kirche ist also eine äusserliche, positive, überlieferte, nicht nach Verstandesbegriffen construirte Ordnung und Bildungsanstalt zur Darstellung, Ausbreitung und Fortpflanzung des Christenthumes.

XXXIV.

Als sichtbare Gesellschaft fordert die christliche Kirche zu ihrer Legitimität und zu ihrem Fortbestehen I.) einen statutarischen, von den Aposteln ihren ältesten Schülern überlieferten Lehrbegriff, zu und in dessen Bekenntniss sämmtliche Mitglie-

der der Kirche sich vereinigen; II.) einen äusserlichen, von den Aposteln und ihren ersten Lehrjüngern in seinen Grundzügen überlieferten gemeinschaftlichen Cultus, in dem sich der überlieferte Lehrbegriff für das gottselige Gefühl der Gläubigen rein abspiegelt; welcher dem christlichen Denker nicht anstössig seyn kann; zugleich aber dem gemeinsten Menschenverstande fasslich ist: III.) eine social-rechtliche Verfassung und darauf gegründete Social-Auctorität, durch welche die Integrität und Lauterkeit des christlichen Lehrbegriffs erhalten, der Sinn desselben allgemeingültig erkläret, und sein Vortrag vervollkommnet; der kirchliche gemeinschaftliche Cultus vor fremdartigen Beymischungen bewahret, und die würdige Feyer desselben geordnet; die kirchliche Zucht durch zweckmässige Verordnungen und Verfügungen festgestellt, und die kirchliche Gesammtheit in Einigkeit und Eintracht zusammengehalten werde. Diese drey Bedingungen sind von den Aposteln bey Errichtung christlicher Gemeinden gründlich erfüllet worden. Die einzigen echten Urkunden darüber liefern die vier Evangelien, die kanonischen Schriften der Apostel, die einhälligen Zeugnisse ihrer Lehrjünger und deren ersten Nachfolger von dem, was sie durch mündliche und schriftliche Ueberlieferung von den Aposteln empfangen haben. Diese Urkunden zusammen geben die unfehlbare Richtschnur und die Grundzüge an, nach welchen die Kirchengesammtheit die überlieferte Lehre als Wahrheit aner-



kennen, annehmen und fortpflanzen, ihren äussern gemeinschaftlichen Cultus einrichten und ausüben, und als Gesellschaft im social-rechtlichen Sinne sich erhalten sollte.

XXXV.

Seit jener Zeit des apostolischen und urchristlichen Kirchenwesens konnte Niemand mehr berechtiget seyn, Erfindungen und Schöpfungen seiner eigenen Phantasie oder seiner eigenen Verständigkeit, anstatt des bis dahin Gegebenen und Ueberlieferten; anstatt dessen, was bis dahin immer, überall und von Allen, gelehret, geglaubt und beobachtet worden ist, aufzustellen. Das Symbolum der Einigung und Einheit, die allgemein anerkannte Regulam Fidei mit neuen Dogmen zu vermehren, die Einfachheit des gemeinschaftlichen Cultus mit neuen Formen und Ceremonien, in welchen sich kein Lehrsatz des Glaubens abspiegelt, zu überladen, die evangelische und apostolische Social-Verfassung in eine politische Herrschaft zu verwandeln; und dies alles für nothwendige Bestandttheile des christlichen Kirchenwesens auszugeben: am allerwenigsten aber das, was in der Regula fidei, oder in dem feststehenden Lehrbegriff des Evangeliums über die Sphäre des Verstandes erhaben, was in dem Cultus ausschliessend Sache des religiösen Gemüthes ist, und was in der Verfassung den Geist des Evangeliums rein ausspricht und die Grundzüge der apostolischen Gemeindeeinrichtungen darstellet, den Klügeleyen des Verstandes Preis zu geben, und dessen unhaltbare

Productionen, als Vernunftreligion, als vernünftiges Christenthum, oder als Protestantismus zu verkündigen.

XXXVI.

Das Kirchenthum ist nur ein Werk der Zeit und für die Zeit. Das Christenthum ist ewig wie Christus in Gott. Es kann aber nirgends als im Innersten des Menschen aufgehen; keine Kirche, wäre sie auch als Kirche von Gott selbst eingesetzt, kann es dem Menschen so geben oder aufschliessen, dass es sein Christenthum, sein Reich Gottes, das ist das Grund-Princip, die Seele und das Element seines geistigen Lebens werde. Er selbst muss es in die Kirche schon mit sich bringen, und es in die äussern Formen desselben, diese mögen nun Dogmen, Lehrsätze oder Ceremonien heissen, hineintragen. Die christliche Kirche, an sich betrachtet, ist todt, und kann nur durch das innere Christenthum ihrer Glieder belebet werden. Wer mit dem Tode in seinem Herzen ihr Heiligthum betritt, der findet auch überall nichts anders als Tod, wenn gleich die Fülle des göttlichen Lebens in Alles um ihn herum sich ergossen hätte.

XXXVII.

Kein rechtschaffener Verehrer göttlicher Wahrheit lasse sich täuschen, oder täusche sich selbst mit einem verständigen, aus Begriffen zusammengesetzten Christenthume, in welchem man zwar das

Evangelium noch als leitende Sittenregel anerkennt und liest, aber seinen Inhalt unbedingt und mit Ausschluss der Regula fidei den Einsichten des klügelnden Verstandes unterordnet; diesem nicht nur über den natürlichen Sinn des Buchstabes, sondern auch über das, durch den Buchstab angedeutete, nur der erleuchteten Vernunft zugängliche Licht der Ideen das entscheidende Urtheil zuerkennet; wo man, um die ideale, religiöse, eigentlich christenthümliche Richtung des Evangeliums unbekümmert, oder sie gänzlich läugnend, blos an die moralische sich hält, und mit der historischen Kenntniss des moralischen Inhaltes, zugleich die Moral und die Religion selbst erfasst zu haben wähnet; wo man gerade nicht mehr und nicht weniger Christ ist, als Banier ein Heide war, ob er gleich das ganze Reich der Mythen, in welchem ihm auch nicht eine einzige Idee ahndete, enthüllet zu haben meinte; ein solches unchristliches Christenthum ist ganz geeignet, das menschliche Gemüth allen Einwirkungen der Religion für immer zu verschliessen, und allen Sinn für das evangelische Christenthum zu unterdrücken.

XXXVIII.

Noch immer lassen sich in der christlichen Kirche Klagen vernehmen über Beschränkung oder Aufhebung der Lehrfreyheit — (die Denkfreyheit ist ihrer Natur nach aller weltlichen und kirchlichen Macht entnommen). Allein was liegt denn

Wohlthuendes, Ehrsames und Rühmliches darin, wenn man ungestraft erklären darf: die Bibel sey ein veraltetes Hieroglyphenbuch, dessen Entzifferung ausschliesslich dem Verstande zustehet? Oder, wenn man frey und öffentlich bekennen darf, dass man die Erhebung des Gemüthes zu dem Unbedingten, Ewigen und Unendlichen, als leeres Träumen, oder als mystischen Unsinn ansehe; das Unverständliche, dem Begriffe Unerreichbare, eben darum, weil es das ist, für Nichts halte; und allen Sinn für das Leben in der Idee, in dem Heiligen und Göttlichen verloren habe? Ist es nicht schon des Jammers genug, wenn man sich diess selbst sagen muss? Andere aber es noch öffentlich lehren wollen, könnte gottloser Wille, Seelen zu morden, genannt werden, wäre es nicht unbestreitbare Wahrheit, dass das Reich Gottes, wo es im Gemüthe einmahl da ist, durch keine Lehre zerstöret werden, und wo es, aus Mangel an Empfänglichkeit, noch nicht gekommen ist, die schnöde Lehre nur dann Eingang finden könne, wenn schon Alles verwahrloset, verderbt und verstümmelt ist.

XXXIX.

Der Mensch, der, weil sein Glaube auf Wahn, oder auch auf bloss verständige Einsichten gegründet ist, sich zu dem religiösen Wissen des innern Sinnes nicht erheben kann, er mag Lehrbegriffe, oder Formen des Cultus aufstellen, muss verfolgen; denn Jeder, der seine Schöpfungen bestreitet oder

Weltweisheit der Schule von Platon's, Plotin's, Porphyr's und Spinoza's tieferm Sinne. Beyde halten sich noch immer lediglich an den verworrnen oder blassen Buchstaben der genannten Geister, beyde untersuchen blos, was die von denselben hinterlassenen, schwankenden Zeichen in logischem Zusammenhange heissen können, nicht welche Anschauungen und Ideen ein höherer Geist durch sie vollständig auszusprechen vergeblich strebte. Der Schul-Theolog und der Schul-Philosoph stehen unter, nicht über den Bergen, welche sie überschauen, oder deren Höhe sie messen wollen; ohne zu bedenken, dass ihnen die Kraft, die von Verstandesfesseln befreyete Vernunft, sie zu erklettern, oder die Sonne, die Religion, fehlt, um durch die Schattenlänge das Höhenmaas zu finden.

XLII.

Schon in den ersten drey Jahrhunderten der apostolischen und urchristlichen Kirche zog der speculirende Verstand in seine niedrige Sphäre herab, was über diese erhaben, nur die religiöse Vernunft durch den Glauben wissen konnte; und des Verstandes Dienerinn oder Meisterinn, die immer geschäftige Phantasie gaukelte der Sinnlichkeit Schöpfungen vor, unter deren Zauber das Einfach-Erhabene, welches das kindlich-gottselige Herz mit Liebe umfassen sollte, seinen Reitz verlieren musste. So entstanden bereits im Laufe des ersten kirchlichen Jahrhunderts, zwey, bis auf den heutigen Tag

fortdauernde und fortwaltende Parteyen; die Eine, der Gläubigen, der das Christenthum und die dasselbe darstellende Kirche Sache der erleuchteten Vernunft und des liebenden Herzens war; die Andere, der Klügler, welche christliche Religion und christliche Kirche für identisch hielten und Beydes nur als Verstandeswerk betrachteten und als Gegenstand des speculirenden Verstandes behandelten. Zwischen zwey so entgegengesetzten Parteyen waren Friede und Einigkeit unmöglich. Es musste gestritten werden, um Einigkeit zu erzielen; aber das Ziel ward durchaus verfehlt, weil beyde Parteyen, bey oft unverkennbarer, tiefer Religiosität, im Eifer der Leidenschaft und in der Hitze des Kampfes, vergassen, oder unfähig waren, christliche Religion von Kirche, und Religiosität von äusserlichem Cultus zu unterscheiden. Aus dieser Verwirrung der ersten Grundbegriffe entstanden alle kirchlichen Spaltungen und Ketzereyen; alle Verunstaltung des Apostolischen Lehrbegriffes, alle Ueberladung des Cultus, alle Verweltlichung der kirchlichen Zucht, Ordnung und Verwaltung.

XLIII.

Nachdem man sich erfrechet hatte über den Ursprung Jesu Christi, über seine Persönlichkeit und sein Verhältniss in der dreyeinigen Gottheit zu speculiren, zu streiten und zu entscheiden, schien die herzliche, mehr durch Gesinnung, als durch Worte, begründete Anerkennung Jesu als des Sohnes und Gesandten Gottes, nicht mehr hinlänglich. Der



Glaube der Gemeinden wurde an einen bleibenden dogmatischen Lehrbegriff gebunden; wer diesem widersprach, ward als vorsätzlich Irrender aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Je mehr sich hernach derselbe, durch mannigfaltige Widersprüche angefochten, zu einem wissenschaftlichen System entwickelte und erweiterte, desto häufiger mussten seine Verfechter das Christenthum, als Idee, die in Jesu und in seines Geistes Geweihten ganz Leben und That war, fahren lassen, die Offenbarungen des Evangeliums, nur als Geschichte, in der Speculation fest halten, und aus dieser die tiefsten und festesten Haltungspuncte für das dogmatische Gewebe erkünsteln. So ward allmählig in der Kirche eine Theologie; bey den widersprechenden Parteyen eine Gnosis gebildet, welche sich als Wahrheit und Irrthum einander entgegensetzten, und bey Beyden, in Beziehung auf Religiosität, zwischen Lehrern und Hörern einen wesentlichen Unterschied begründeten. Jene besassen oft das Christenthum nur in Verstandesbegriffen; in diesen lebte es als Idee durch den Glauben: bey den Ersten war Religiosität das Erzeugniss der Reflexion, bey den Letzten freyes Ausströmen des Lichtes im Gemüthe; in den Einen Kunstwerk des Verstandes, in den Andern Anschauung der Vernunft und Salbung der Gnade.

XLIV.

Nicht bey allen Lehrern konnte der Geist in dem Buchstaben so bald ersterben; dadurch entstand

auch frühzeitig eine doppelte Lehrart. Die Eine, welche aus spitzfindigen oder platten Deutungen der Schrift ein folgerichtiges, aber unfruchtbares System für den Verstand ableitete; die Andere, welche mehr das Gemüth anregte, überall auf das intellectuelle Anschauen und Wissen des innern Sinnes sich berufend: jene erhob sich nie über die Sphäre der Begriffe; diese hielt sich in heiliger Ehrfurcht, in der erhabenen Region der Idee. Weil aber schon gefährlich geworden war, das Heilige der christlichen Religion wider die profanirende Speculation unverhüllet zu behaupten, überdies Ideen symbolisch oder allegorisch sich bedeutender ausdrücken liessen, und die Lehrer in der Wahl des sinnbildlichen Kleides durch die poetische oder philosophische Form ihres Geistes bestimmt wurden, so musste der hieroglyphische Lehrbegriff dieser Symboliker den Dogmatikern, die ihn buchstäblich auffassten, widersinnig, irrig, nicht selten auch gottlos scheinen: allein wenn die Lehrsätze der Letztern immer auf die Behauptung, das ist; oder so ist es; hinausliefen; so wollten die Erstern durch sinnbildliche Ausdrücke nur dasjenige anzeigen, was jedem religiösen Gemüthe, als seyend, sich offenbarte, doch keine Erklärung durch Begriffe gestattete.

XLV.

Der Uebergang der Stoiker und Neuplatoniker aus dem Heidenthume in die christliche Kirche, soll dem reinen, einfach erhabenen Chri-

stenthume beträchtlich geschadet haben; aber eine unbefangene Würdigung ihres Wirkens in der Kirche wird ihnen gewiss mancherley wichtige Verdienste um das Christenthum zuerkennen müssen. Als sie noch dem Heidenthume angehörten, hielten sie dennoch, bey aller Reinigkeit ihres Glaubens an einen einzigen, unveränderlichen, ewigen und unkörperlichen Gott, auch die Mythen des Heidenthums für göttlich; einmal, weil sie glaubten, dass die Richter und Urheber der Mysterien bey Erdichtung derselben von einem göttlichen Wahnsinne begeistert waren; und dann, weil die Gottheit selbst, so oft sie sich den Menschen in Orakelsprüchen offenbarte, nicht anders als mythisch sprechen konnte und wollte. Sie glaubten: gleich wie die Vorsehung das Gute der sichtbaren Dinge allen Sterblichen verliehen, das Erhabene der übersinnlichen Welt aber nur den Weisen vorbehalten hätte; eben so wären die Mythen da, um allen Menschen das Daseyn einer Gottheit anzukündigen; das Wesen derselben und die Art ihres Seyns nur den Auserwählten, die das Geheimniss fassen könnten, zu bezeichnen. Sie hielten diese Einhüllung der Wahrheit in Mythen für das unverkennbarste Werk der Wahrheit. Menschen von böser Gesinnung sollten dadurch gehindert werden, die ihnen voreilig blosgegebene Wahrheit zu verachten; Männern hingegen von regem Sinne und hoher Kraft, sollten dieselben zur Aufforderung dienen, die Wahrheit zu erforschen und durch eigene Geistesthätigkeit sich ihrer zu bemäch-

tigen. Selbst die Laster und Schandthaten der mytischen Gottheiten konnten sie in der richtigen Würdigung der Mythen nicht stören; denn gerade diese erdichteten Gräuel und Frevelthaten, Versinnbildungen unerklärbarer Naturwirkungen, betrachteten sie als lautsprechende Merkmahle, dass die Dichtung nur Hülle der Wahrheit sey, die nicht ausgesprochen werden dürfte, sondern von jedem für sich gefunden werden müsste. Sie theilten sodann den ganzen Reichthum der Mythen in die theologischen, physischen, geistigen, materiellen und vermischten ein; die ersten wiesen sie ausschliessend den Philosophen an, die drey folgenden gaben sie den Dichtern Preis, die letzten blieben dem Cultus eigen, den sie als ein Band verehrten, welches bestimmt wäre, das ganze Menschengeschlecht mit Gott und mit dem Universo zu vereinigen. Diese Ansichten nahmen sie in die christliche Kirche mit sich hinüber, und wer möchte es ihnen verargen, wenn sie ähnliche Ansichten auch von dem Himmel, von dem Wunderbaren des kirchlichen Lehrbegriffes, von dem Mytischen in den Geschichten der christlichen Heroen, und von dem Mystischen der kirchlichen Ceremonien für sich auffassten, festhielten und zur Exaltation der christlichen Gesinnung und Begeisterung benutzten?

XLVI.

Stoiker und Neuplatoniker, Christen geworden, hatten sich aus dem Christenthume und dem Plato-

nismus einen eigenen religiösen Lehrbegriff gebildet; und als Kirchenlehrer von des Menschen Willensfreyheit, von dem Ursprunge, dem Wesen und der Fortdauer der Seele, von der Person Jesu und von der göttlichen Dreyeinigkeit oft anders gelehret, als die Kirche es billigen oder dulden konnte. Ihre erhabene philosophische Mystik von unzähligen Eiferern für Orthodoxie missverstanden, war Vielen zum Elemente eines asketischen Fanatismus geworden; in ihrer Gewöhnung an die allegorische Auslegung der alten Mythen, hatten sie diese Art zu deuten auch auf die heiligen Schriften angewandt, und längst vertraut mit den Genien, Dämonen und Manen des Heidenthumes, auch die Gegenstände und Ceremonien des kirchlichen Cultus beträchtlich vermehret. Doch aus eben dieser Erschütterung der Kirche und ihrer Theologie waren für die Befestigung der Religiosität unter Menschen die entschiedensten Vortheile erfolgt.

XLVII.

Der eben so fruchtbare, als vortreffliche Grundsatz des Ammonius und Plotinus: dass alle Weisen der alten Welt in der Ur-Idee von dem Wahren, Guten, Schönen, Göttlichen und Unendlichen übereinstimmten, und nur in der Bezeichnung derselben durch Begriffe von einander abwichen; ward bald, sowohl in kirchlichen, als philosophischen Schulen angenommen. Durch ihn gewann bey aufgeklärten Heiden das Christenthum Achtung, die

Kirche Duldung, die Philosophie bey den Vätern und Kirchenlehrern aus dem Judenthume Werthschätzung, und hiermit auch die Einseitigkeit der Theologie in den vielseitigen philosophischen Ansichten von den Dingen ein Gleichgewicht, das ihr höchst nöthig und heilsam war.

XLVIII.

Willig erkannten die christlichen Platoniker aus dem Heidenthume das Heilige und Göttliche in Jesu an, sie bestritten nur das Bestreben der Juden-Christen, welche die Idee eines göttlichen Reiches in der Menschheit verkörpern wollten; und jeder Sieg, den sie ihnen entwanden, war ein Gewinn für die Herrschaft der Religion. Die beharrliche Vorliebe der Väter aus dem Heidenthume für den Stoicismus und Platonismus öffnete den Religiosen überall eine sichere Zufluchtsstätte, wo das Streben der Kirche, das Reich des Uebersinnlichen lieber zu beherrschen als zu versinnbilden, sie verfolgte. Die Religion fand in dem Kleide ihrer Schwester, der Philosophie, eine ehrenvolle Aufnahme, wo sie in ihrer eigenen majestätischen Gestalt des einfach erhabenen Christenthumes nicht mehr erscheinen durfte. Gerade die höhern, den kirchlichen Dogmen widerstreitenden Lehren der platonisirenden Väter erweckten in ihren empfänglichen Schülern wieder deutlichere Ahndungen von Religion, welche durch den kräftigen Widerstand der Kirche in den Auserwählten sich bis zur Idee aufklärten und allumfassend in

das Leben übergingen. Die Weise, die heiligen Schriften allegorisch und mystisch zu deuten, erhob die Gottseligen zur Erfassung des darin waltenden Geistes, und riss sie los von dem tödtenden Buchstaben, an welchem Kirche und Theologie ihr kümmerliches Leben erschöpften.

XLIX.

Die treu bewahrte Liebe der christlichen Platoniker für die Gemeinschaft mit überirrdischen seligen Genien und Dämonen gebar die freundlichen Vorstellungen von der Hierarchie der Engel, von einem Himmel voll Heiligen, das ist, von einem Reiche der vergöttlichten Menschheit. Dadurch ward auch die dritte Schwester der Religion, eine heilige Poesie in die Kirche wieder eingeführt, und sie beförderte die Wiedergeburt der alten Kunst, der jeder edlere Mensch mit Andacht huldigte. Es lag in der Natur des sinnlichen Menschen, dass die einfachen Ceremonien des apostolischen Cultus durch die beständige Wiederholung ihren Eindruck, nach und nach sogar ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren mussten. Vermehrte und erweiterte Ansichten von dem Göttlichen forderten neue Gestalten, in welchen sie sich darstellen konnten; das Gefühl der Gottseligkeit bedurfte zu seinem Aufschwunge neuer dramatischer oder lyrischer Formen, weil es von den alten wenig mehr gerühret wurde. Die schöne Hellenik war von der Erde auf ewig verschwunden; der Judaismus der Kirche konnte aus seinem star-



ren, düstern Wesen nur Trauriges und Schreckliches erzeugen; keine Befriedigung des Gemüthes durch äussere, lieblich ansprechende Formen war mehr zu hoffen. Hatte sich nun der Platonismus der Väter mit der heiligen Kunst vermählet, so war die Schöpfung neuer Gegenstände und Formen des Cultus gerade sein wohlthätigstes Verdienst, nicht nur um Religiosität, sondern auch um die Kirche selbst, die ihn verfolgte.

L.

Mochten die Gegenstände und Formen des kirchlichen Cultus im Laufe der Iahrhunderte auch bis zum Uebermaasse vermehret worden seyn; der echt christlichen Religiosität konnten sie nicht schaden; und wer auch in der Tiefe seines religiösen Gefühls über alle Formen und Ceremonien bereits erhaben steht, wird ihnen dennoch eine idealische Ansicht abzugewinnen wissen; denn an sich, und auch im Geiste der Kirche, sind sie gleich den Zeichen algebraischer oder geometrischer Grössen, die jedem das bedeuten, was er zur Ausmittelung eines Unbekannten aus dem Bekannten damit bezeichnen will. Es kommt alles darauf an, was für ein Unbekanntes jeder für sich sucht; und nach Beschaffenheit desselben bedeuten sie dem Einen Geldsummen, Maasse, Gewichte; dem Andern Raum, Zeit, Kraft, Bewegung, Schnelligkeit; freylich überall nur Grössen, bald stätige, bald unstätige: eben so in den kirchlichen Cultus-Formen, überall nur mehr oder weniger religiösen Stoff. Man muss nur wirklich

fähig seyn, unter dem Gegebenen ein Unbekanntes zu ahnden und zu suchen. Blödsinnig wäre der Schüler, welcher hörend A + B = x. oder A + B = AB sich einbildete, der Buchstab A, und der Buchstab B, gleiche dem kleinen Buchstaben x, oder der Sylbe Ab. Nicht viel besser steht es mit dem Christenthume, und mit der Religiosität desjenigen, welcher unter den Formen und Ceremonien des Cultus nichts Heiligeres, als was die Handlung in Worten ausspricht, und in Ceremonien darstellt, entdecken könnte. Es liegt nichts Ungereimtes darin, wenn man sich alles tiefere philosophische und religiöse Wissen als reine Mathematik der Ideen; und alles Kirchenwesen, als eine Welt von Begriffen, Gestalten und Gefühlen denkt. Dadurch wird Philosophie und Religion zu Einer Wissenschaft vereinigt; in deren erstem Haupttheile wir eine reine, in deren letztem eine auf das Kirchenwesen angewandte Ideenmathematik erhalten, und in der anhaltenden Ausübung der Einen, kann das Wissen der Andern nicht erlöschen.

LI.

Durch ihr Heiligenwesen konnte und wollte die christliche Kirche ihrem Geiste nach, nichts Anders versinnbilden, als die gottselige Anschauung der innigsten Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen durch die Machtwunder der Gnade; und zugleich lehren, dass die ehern scheinende Mauer, welche der Begriff zwischen dem Himmel

und der Erde, zwischen den Wohnungen der Lebendigen und den Gräbern der Todten, zwischen der Welt der Heiligen und der Welt der Menschen, zwischen dem Ewigen und Zeitlichen, Sinnlichen und Uebersinnlichen, Endlichen und Unendlichen gesetzt hat, dem religiösen Gemüthe als ein blosses Gedankending, als ein Nichts, verschwinde. Immerhin möge der profane Verstand fragen, ob die Erfinder und Beförderer des Heiligenwesens auch diese Bedeutung damit verbinden wollten? Die religiöse Vernunft weiss, dass es nicht darauf ankomme, was die Erfinder bey ihren Bildungen gesagt oder gedacht haben; sondern einzig und allein darauf, was der ewige Geist durch sie aussprechen wollte, dieser aber selbst durch das Endliche schlechterdings nichts Geringeres, als Alles und Ein Unendliches, Heiliges und Göttliches aussprechen konnte. Wenn dazu noch die theilende Ansicht von der Kirche Gottes, als einer streitenden und einer triumphirenden evangelisch und christlich ist; wenn Jesus Christus für das Eine und ewige Oberhaupt beyder angesehen werden muss, so ist das Heiligenwesen der Kirche, welches die Streitenden auf Erden mit den Siegenden in Gott, die noch Sterblichen mit den vollendet Seligen unter beyder gemeinschaftlichem Oberhaupte Christus in innige und bleibende Verbindung setzt, in dem Glaubens-Artikel: ich glaube die Gemeinschaft der Heiligen, vollständig ausgesprochen; denn, wenn zwey Dinge mit einem Dritten dasselbe sind, so sind sie auch das-



selbe unter sich. Oder: die triumphirende Kirche ist mit Christo vereinigt, die streitende Kirche ist mit Christo vereinigt, also sind die streitende und die triumphirende Kirche auch unter sich vereinigt.

LII.

Dass man doch aufhörte, die Heroen des Christenthumes, welche sich durch ruhiges Bekenntniss der Wahrheit und sanftmüthige Hingebung zum Tode als solche bewährt haben, gleich Schwärmern und Fanatikern, zu lästern! das künstliche Begriffspiel des klügelnden Verstandes hatte in ihnen die religiöse Idealität nicht erstickt, die Anschauung des Unendlichen war in ihnen zur höchsten Klarheit gestiegen und zum kräftigsten Leben geworden, woraus die innigste Sehnsucht nach Gott und die entschiedenste Geringschätzung des irrdischen Daseyns erfolgte. In, für und mit Jesu leben und sterben, war ihnen der ganze Inbegriff der Religion. Sprachen sie von himmlischen Freuden, deren gewisse Erwartung ihnen alle Qualen versüsste, so waren dergleichen Reden nur der Ausdruck ihres brünstigen Verlangens, sich in das Göttliche zu versenken, und durch ihren zeitlichen Untergang unter den schrecklichsten Martern den Triumph des Heiligen über das Unheilige vor dem Menschengeschlechte zu verherrlichen.

LIII.

Ihre Verehrung und ihr feyerliches Gedächtniss in und von der allgemeinen christlichen Kirche be-

gann schon gegen Anfang des zweyten Jahrhunderts nach dem Märterer-Tode der Blutzeugen, der heiligen Bischöfe, Ignatius von Antiochien und Polykarpus von Smyrna; von einer Anrufung der Heiligen um Hülfe war noch zu Anfang des vierten Jahrhunderts keine Spur vorhanden, sie war in der Folge eine gemüthliche Verirrung der frommen Einfalt, welche sich Gott, seine Heiligen und die ewige Welt nach dem Bilde des Menschen und nach dessen kleinen Tummelplatze auf Erden gestaltet. Der religiöse Denker sieht und ehret selbst in dieser Ausschweifung ungeregelter Phantasie den ehrwürdigen, aus dem dunkeln Gefühl von der höhern Bestimmung des Menschen hervorgehenden Drang, mit einer ewigen, heiligen, göttlichen Welt, seiner eigentlichen Heimath, in innigerer Verbindung sich zu denken und zu setzen. Der gutmüthige, nur in der Sinnlichkeit noch zu tief befangene Frömmling will das ihm inwohnende Heilige, weil er es in seinem Innnern noch nicht erkennen, nicht erfassen kann, ausser sich mit Augen sehen und mit Händen greifen; weil aber das Heilige in dem Menschen sich nie anders, als seiner geistigen Eigenthümlichkeit angemessen offenbaren kann, und aus ihr die Hülle und Gestalt entlehnen muss, so sind ihm Bildnisse der Heiligen kindliches Bedürfniss, ihre Anrufung um Hülfe behagliche Tröstung; und leicht vergessend, dass jene nur Zeichen sind, nimmt er sie als das Heilige an sich, und wähnet getrost, sich selbst dadurch geheiliget. Die allgemeine christ-

liche Kirche, so lange sie in ihrer ursprünglichen apostolischen Reinigkeit geblieben war, hat die Anrufung der Heiligen und ihrer Bildnisse nie gebothen, immer nur die öffentlichen Verächter und Lästerer der frommen Einfalt, als unberufene und unbefugte Vormünder der geistig Unmündigen, aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen.

LIV.

Als aber in der Folge fortschreitende Verstandesthätigkeit in Erforschung menschlicher und göttlicher Dinge den Vorstehern der Kirche in Gestaltung und Vermehrung der Gegenstände des kirchlichen Cultus geschärftere Vorsicht geboten hatte, war auch die feyerliche Aufnahme der im Herrn Entschlafenen in die Gemeinschaft kirchlicher Heiligen immer mehr erschweret, die gerichtlichen Processe darüber durch strengere Vorschriften in der Beweisführung verlängert worden; besonders, wenn für die Heiligkeit des Verewigten nichts Höheres, als ein unverwester Leichnam und eine Anzahl Wunder bey seinem Grabe zeugten; oder: wenn er die Gemeinde der Gläubigen auch mit Schriften, wodurch unheilige oder irrige Gesinnung in ihm sich leicht verrathen konnte, nicht blos mit Wandel und Thaten erbauet hatte. Wenn und so oft aber auch bey dem Betriebe der Nationen, Fürsten oder Orden zur Heiligsprechung Nationalstolz, Ordenseitelkeit, Eigennutz und Gewinnsucht mitgespielt haben dürften, irgend ein Einfluss des Betruges, der List und

Bestechung auf der Processe eigentliche Führung und auf die endliche Entscheidung, ist weder wahrscheinlich, noch erweislich. Abgesehen davon geziemt es dem religiösen Kirchengenossen im Allgemeinen das kirchliche Heiligenwesen lediglich nach der in ihm liegenden Idee und nach dem Geiste der Kirche Gottes zu würdigen. Diese im ewigen Widerstreite gegen den irreligiösen Weltgeist, feyert und verherrlichet in Verehrung ihrer Heiligen nur des Glaubens und der Liebe Sieg über Welt und Zeitgeist. Der Idee nach, sieht sie in den Heiligen nur Offenbarungen der Gnade in einer gottgeheiligten Menschheit, und in dem Lichte dieser Idee stellet sie dieselben ihren gläubigen Kindern dar, als Menschen, durch die Gnade verkläret und mit Gott vereiniget; als Gegenstände der Verehrung und Nacheiferung für die Sterblichen; als deren liebende, alles in Gott sehende Freunde, wodurch der heilige Bund der Liebe zwischen Göttlichem und Menschlichem, Ewigem und Zeitlichem unauflöslich fortbestehet. Dieser Idee und diesem Geiste gemäss sind alle Heiligsprechungen nichts weiter, als feyerliche Erklärungen, dass in dem streng geprüften, und erwiesenen Gesinnungen, Handlungen und Thaten dieses oder jenes verewigten Sterblichen sich das sichtbare Leben für das Unendliche und Göttliche reiner und kräftiger, als das Leben für das Endliche und Irrdische; mehr und mächtiger die Gnade, als die Sünde; mehr und klarer die erlösete und geheiligte, als die verderbte Menschheit angekündiget habe; dass er

folglich würdiger Gegenstand öffentlicher Verehrung und Nachahmung sey.

LV.

Auch die Legenden und Lebensbeschreibungen von den Heiligen betrachtet der hellere, tiefer schauende religiöse Sinn nur als Hülle der Idee, welche er von den fanatischen Ausschmückungen des Aberglaubens oder der frommen Einfalt zu entkleiden weiss. Die Legenden wollen nicht, dass der wahre Christ sich für das kirchliche Dogmen-Bekenntniss tödten lasse, oder in Einöden fliehe, oder sich Säulen zum Himmel baue; aber das wollen sie ernstlich und dringend: dass er Muth beweise, der Majestät der Religion und der Heiligkeit evangelischer Wahrheiten, trotz der Gewalt des Zeitgeistes, zu huldigen; dass er sich den Zerstreuungen der Sinnlichkeit entwinde, der Betrachtung göttlicher Dinge und des Göttlichen in den Dingen sich weihe, und das Leben in der Idee, das einzig wahre, mit seinem äusserlichen Thun und Treiben verbinden lerne. Nur Eines sprechen alle Legenden in ihrer höchsten Bedeutung aus: das Irrdische an dem Menschen gehört der Zeit und ist dem Gesetze des Fleisches unterworfen; was aber durch den lebendig machenden Geist und durch die Liebe in ihm besteht, das wahre Leben in Gott, bleibt unwandelbar. — Das Leben der Sinne soll dem Gesetze des Geistes sich unterordnen, die Begierlichkeit und die Lust an dem Endlichen sollen untergehen in dem Wissen und Lieben des Ewigen; im Endlichen wohne das Böse,

die Sünde, der Tod; im Unendlichen aber das Göttliche, der Geist, die Liebe, das Leben.

LVI.

Von diesen Ansichten ergriffen und durchdrungen, wollten die Stifter kirchlicher Orden dieselben auch im Beysammenleben gleichgesinnter Gläubigen unter feststehenden Vorschriften und Regeln in der Wirklichkeit darstellen. Es waren kraftvolle, rechtschaffene, sittlich strenge, kirchlich fromme Männer; Betrüger nur in der heutigen Ansicht der Verruchten, welche überall Betrug sehen, weil sie selbst voll Truges sind: Schwärmer nur für thierische Menschen, welche in ihrer Nichtigkeit des Geistes nicht begreifen können, was des Geistes ist. Sie standen mit ihrem Gemüthe voll Erleuchtung und Salbung erhaben über die kleinliche Rechenkunst gemeiner Weltklugheit; mit gleicher Stärke lebte die Idee in ihnen, sie in ihr; und so bedurften sie, weder der Stütze weltlichen Ansehens, noch des Prunkes spitzfindiger Schulgelehrsamkeit, um ihren festen Willen durchzusetzen, und für Jahrhunderte ihr Werk zu gründen; die Machtfülle ihres idealischen Sinnes und ihrer religiösen Virtuosität gebot ihrer Welt und ihrer Zeit. Was sie wollten, mussten sie für ihre Zeitgenossen wollen; dass sie die Ahnungen, Bedürfnisse und Wünsche derselben richtig und vollständig aufgefasst hatten, beweisen die schnelle Verbreitung, die lange Dauer und die merkwürdigen Folgen ihrer Stiftungen. Ihre Orden in ihrer ur-

sprünglichen Form, sind nicht mehr für unsere Zeit; aber von eben diesen Männern heute gestiftet, würden sie durch die Geistesmacht derselben nach Zweck, Richtung und Form, unsern Zeiten nicht minder angemessen seyn, als sie es den ihrigen waren; da hingegen in neuerer Zeit noch kein grosser Mann, jenen Stiftern vergleichbar, irgend eine Institution aufgestellt hat, welche die Gewissheit, wie der Orden des heiligen Benedictus von Nursia, einer dreyzehnhundertjährigen Dauer in sich enthielte.

LVII.

Nicht schwer ist die Entscheidung, ob die seit sechshundert Jahren bestehenden Orden der h. h. Franciscus und Dominicus dem wissenschaftlichen und kirchlichen Leben des Geistes mehr genützt, oder mehr geschadet haben. Die Wagschale der Gerechtigkeit muss sich für das erstere neigen, wenn auch nichts anders hineingelegt würde als die sorgfältige Pflege des früher im Benedictiner-Institut erwachten wissenschaftlichen Geistes, durch die Ausbildung der Scholastik, das entscheidende Uebergewicht, welches die Gelehrten dieser Orden in den Concilien zu Pisa, Costnitz, Basel und Trient erhalten mussten; und das Gleichgewicht, welches sie der unheiligen Richtung des Jesuiten-Institutes zu allgemeinem Obscurantismus und zu merkantilischer Universal-Monarchie entgegensetzten. Was Gutes durch sie entstand war eigenthümliche Wirkung des Ordensgeistes, das Schlimme immer das Werk des Zeitgeistes, oder die That des Einzelnen,

den man ungehindert von dem Geiste des Ordens abweichen liess.

LVIII.

Dass die Stifter dieser Orden mit dem Kirchenwesen, wie es zu ihrer Zeit sich dargestellt hatte, eben so wenig, als die frommen Sectenstifter ihrer Tage zufrieden waren, zeigte schon ihr Bestreben, besondere und innigere Verbrüderungen der Gottseligen zu errichten; aber religiöser und weiser, als die blos eifrigen Sectirer, erkannten sie, dass Trennen und Zerstören nicht Verbessern sey, und dass alles Gute das sie bewirken wollten, nur in äusserer Eintracht mit der herrschenden, obgleich in Haupt und Gliedern verderbten Kirche gedeihen könnte. Wohl konnte und musste diese, das Evangelium Jesu wenigstens zum Scheine ehrend, gestatten, dass hier eine Gemeinde des Dominicus, dort eine Brüderschaft des Franciscus in ihren streng sittlichen, apostolischen, heiligen Lebenswandel zeigte, wie gottlos, verrucht, verächtlich die Lebensweise der Päpste, Bischöfe, Aebte und Priester war; aber sobald stolze Geister sich erhoben und durch die Laster der Kirchenvorsteher sich für berechtigt hielten, die Kirche selbst anzutasten, da mussten sich die gottseligen Ordensmänner mit den lasterhaften Kirchenprälaten vereinigen, um dem gemeinschaftlichen Gebäude, in welchem die einen dem Geiste Gottes, die andern dem bösen Weltgeiste dienten, zu retten, und gerade diese rechtmässige Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthumes hatte die mächtigsten Antriebe

zur Vermehrung und Begünstigung der Ordenshäuser dargebothen.

LIX.

„In heiliger Andacht," — so heisst es in vielen Stiftungsurkunden des Mittelalters; — „hat die Weis„heit der Alten das wahrhaft Heilsame erkennend, „und auf das Ewige hinsehend, gelehret, dass alle, „Klöstern und gottseligen Männern erzeigte Wohl„thaten unfehlbar der Seele zu Heilungsmitteln ge„reichen und in den Wohnungen der Seligen mit „göttlichem Troste belohnet werden." — Freylich war diese Lehre und Gesinnung nicht die Frucht echter Weisheit und Religiosität; sie war Ausspruch des merkantilischen Geistes, welcher zu allen Zeiten derselbe, immer und überall in einen Engel des Lichtes verkleidet, im versiegelten Füllhorne des Verderbens, Freuden ohne Ernst, Gewinn ohne Arbeit, Belohnung ohne Verdienst, verhiess; heute nur für den gegenwärtigen Augenblick wuchert, ohne die Folgen zu berechnen; damahls nur das Ewige erhandeln wollte, und dabey vergass, dass es schon in der Gegenwart beginnen, und aus dem Innersten des Menschen lebendig hervorgehen musste.

Wenn man indessen beachtet, mehr, was die Zeiterscheinungen bedeuten, als was sie sind, so kann man auch in dergleichen Aeusserungen und Thaten unter dem Zeitgepräge der frommen Gewinnsucht den innern Gehalt und Werth eines edlern Sinnes, der jenen Zeiten eigen war, nicht wohl verkennen. Wo nicht rechtschaffener Handel, son-

dern nur listiger Handelsgewinn zum obersten Socialverkehrs-Princip erhoben ist, und kundbar gewordene Verderbtheit der Gesinnung ihrer Allgemeinheit wegen nirgends mehr gerüget wird; wo leidige Selbstsucht allen Gemeingeist erstickt, und kalte Verständigkeit über das Gemüth tyrannisch herrscht; dort werden gewiss keine Kirchen, Klöster und Hospitäler gestiftet; keine sorgenfreye Wohnplätze religiöser oder wissenschaftlicher Contemplation, keine Werkstätten mitleidiger Menschenliebe errichtet; dort huldigt jedermann seinem eigenen, elenden Geschöpfe, dem heil- und gottlosen Zeitgeiste; Niemand hat Muth oder Kraft, auch nur in sich selbst und in seinen engern Umgebungen demselben zu widerstehen; alles Streben zum Bessern erstirbt schon in seiner ersten Regung, und jedem Auffluge zum Höhern folget sogleich Erschlaffung und Ohnmacht.

LX.

So war es nicht im Mittlern Zeitalter; es ist Irrthum, wenn man es das Zeitalter der äussern Gewalt nennt. Idealische Kraft, durch welche selbst die äussere Gewalt erst edlere Richtung und feste Haltung gewann; mächtiges Leben der Ideen, an Formen, wie die Zeit sie gab, gebunden, war jenes Zeitalters Charakter; nur aus diesem wird das allgemeine, überall sichtbare, kräftige und ausdauernde Streben zum Bessern, zum Heiligen und Höchsten erklärbar. Die hohe Begeisterung für das Land, in welchem die Wiedergeburt des Menschen-

geschlechtes zum Reiche Gottes begonnen hatte; das, trotz misslungenen Versuchen, immer wieder auflodernde Feuer der heiligen Kriege; die kirchlich feyerliche Wehrhaftmachung der Ritter, die geistlichen Ritterorden, das Entstehen unzähliger Klöster, ihre zahlreiche Bevölkerung mit eben so arbeitsamen, als andächtigen Bewohnern; die mit Beyfall und grossem Anhange aufgenommenen strengen Reformen des Mönchsstandes waren nur zeitgemässe Formen jenes, von Ideenmacht beseelten Strebens, das schon im zehnten Jahrhunderte angefangen hatte, im eilften und zwölften mit steigender Kraft fortlebte, im letztern auch durch zweyhundert sieben und achtzig Synoden, gehalten in allen christlichen Ländern, zur Wiederherstellung der Zucht und Ordnung, in der Clerisey wie im Laienstande, auf das bestimmteste sich ankündigte; im dreyzehnten und vierzehnten den wissenschaftlichen Geist, im funfzehnten den Genius der Kunst erweckte; im sechzehnten bis zu dem göttlichen Werke der Reformation sich emporschwang, zugleich aber auch überall erstarb, wo der merkantilische Geist und der antichristische Verstand sich dieses grossen Werkes verderblich bemächtigt hatten.

LXI.

Wenn der gottlose Stumpfsinn noch immer sich erfrechet, dieses Strebens ältere Formen zu lästern, und als Ausgeburten des Aberglaubens, des Fanatismus und der Thorheit darzustellen, so geziemet es

dem religiösen Beobachter, dieselben nach den Bedürfnissen und Einsichten ihrer Zeit zu würdigen, und das, was in ihnen über alle Zeit erhaben, eben darum für ewige Zeiten ehrwürdig bleiben muss; das ist, den reinen Geist des zeitgemässen Körpers hervorzuheben. Darin waren sich vom dritten Jahrhunderte an wohl alle Zeiten gleich, dass in jeder die kirchliche nicht minder, als die Laienwelt im Argen lag, blos die kräftigern oder schwächern, mehr oder weniger gelungenen Versuche aus dem Argen zu dem Bessern sich zu erheben, bestimmen den Unterschied und Vorzug. Man schliesst sehr unrichtig und ungerecht aus Gesetzen und Synodal-Verfügungen auf die Sitten eines Zeitalters, Volkes oder Standes, als wären die Unordnungen, Ausschweifungen und Verbrechen, gegen welche diess oder jenes Gesetz nöthig war, allgemein und in der Regel da gewesen. Dergleichen Gesetze beweisen nichts weiter, als dass hier und da dergleichen Unordnungen vorgefallen, und die im Gesetze gerügten Ausschweifungen einzeln bemerkt worden seyen. Würden wir wohl unsern späten Nachkommen erlauben, aus den Polizey- und Criminal-Gesetzen unserer Tage auf die Allgemeinheit der darin verfolgten Unordnungen und Verbrechen unter uns; und aus einigen Schul- und Consistorial-Vorschriften auf eine allgemeine Unwissenheit und Irreligiosität unserer Zeit zu schliessen? Lasterhafte, Gottlose und Unwissende gab es zu allen Zeiten und unter allen Völkern; aber allgemein und in der



Regel lasterhaft, gottlos und unwissend ist nur jenes Zeitalter und jenes Volk, in welchem Regenten des Staates und Vorsteher der Kirche durch die überwiegende Macht der Verderbtheit nothgedrungen werden, zur Verachtung der Gesetze zu schweigen, der Menge hoher und niedriger Verbrecher Straflosigkeit zu gewähren, und Alles gehen zu lassen wie es gehen will.

LXII.

Man ist in einseitigen Ansichten befangen, wenn man die Irreligiosität, die Unwissenheit, den Aberglauben und das Sittenverderben in der Clerisey, wie in den Völkern des mittlern Zeitalters, aus den Reichthümern und dem weltlichen Ansehen der Päpste, Bischöfe und Aebte herleiten will. Die Quelle aller Uebel lag in der schlechten Bekehrung der neuen Völkerschaften, welche sich von dem siebenten bis in das zehnte Jahrhundert in nördlichen, südlichen und westlichen Ländern Europa's niedergelassen hatten. Ihre Apostel, die frommen und gelehrten Mönche aus Britannien und Italien, der Sprache dieser Völker grösstentheils unkundig, oft selbst noch Neulinge im reinen Christenthume, konnten mit dem besten Willen die Sinnesart der Barbaren nicht umschaffen, sondern mussten erst von ihrer allmähligen Entwickelung einige Blüthen ihrer apostolischen Arbeiten erwarten. Lange mussten sie sich nur darauf beschränken, die wilden Horden durch Verkündigung sinnlicher, doch ewiger Strafen und Belohnungen, durch mystische Ceremo-

nien und durch den Zwang äusserer Andachtsübungen zu minderfeindseligem Beysammenleben zu gewöhnen, und dadurch zur Empfänglichkeit für einen bessern geselligen Zustand vorzubereiten. Sie hatten es zu thun mit Völkern ohne Recht und Gesetz, mit Fürsten ohne Würde und Majestät; als neuen Kirchengenossen mussten sie ihnen, nicht nur den kirchlichen Lehrbegriff anhaltend vorsagen und die Sacramente ausspenden, sondern sie auch, gleich Kindern bevormunden, als rohe Menschen unter strenger Zucht halten, und als angehende Gesellschaft mit drückender Kraft beherrschen.

LXIII.

Gewiss wären die neuchristlichen Völker in kirchlicher, gesellschaftlicher und sittlicher Ordnung rascher und bedeutender fortgeschritten, hätten ihre Apostel, Bischöfe, Priester, Lehrer, Zuchtmeister, Richter und Regenten immer wieder aus den ältern Staaten und Kirchen, wo es an weisen und heiligen Männern nie fehlte, ersetzt werden können; so aber mussten doch endlich auch aus den Neubekehrten Bischöfe und Priester gewählt werden, welche an Rohheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit wenig oder gar nicht denjenigen nachstanden, zu deren Erziehung, Belehrung und Besserung sie berufen waren. Unter solchen Verhältnissen war es ein Glück für die damahlige Welt, dass die bis dahin blos geistliche Primatial-Macht des römischen Bischofs, das ist, des Vorstehers einer Kirche, in wel-

cher gründliche Kenntniss des Rechts eben so wenig, als der apostolische Geist des Christenthumes jemahls ganz erlöschen konnte, allmählig zur vorsorgenden Vaterschaft und endlich zur obervormundschaftlichen Aufsicht über alle christlichen Völker, über ihre Seelenhirten, wie über ihre Regenten, erhoben wurde. Um diese Gewalt über wilde und sinnliche Menschen zu behaupten, musste der allgemeine Vater der Völker und Richter ihrer Beherrscher diesen an weltlicher Macht, an Reichthum, Glanz und Ansehen wenigstens gleichgestellt werden; und es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die beträchtlichen Schenkungen Pipin's, Carl's und ihrer Nachfolger an den heiligen Petrus, ungeachtet des Nachtheils, den sie im Einzelnen dem Wesen des christlichen Kirchenthumes brachten, dennoch im Allgemeinen zu einer bessern Ordnung der Dinge, und zu künftiger Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft festern und fruchtbarern Grund gelegt haben, als alle die schönen Capitularien der Fränkischen und Gesetze der Westgothischen Könige, von ihren Hofbischöfen verfasst, welche bey der Kraftlosigkeit ihrer Vollzieher nirgends geachtet wurden, sobald sie nicht von dem gefürchteten Statthalter Gottes auf Erden unterstützt waren.

LXIV.

Durch die weisen Rathschläge und den mächtigen Beystand desselben befestiget, fingen die Fürsten an, sich selbst zu fühlen, und die Lust des

willkürlichen Herrschens zu schmecken. Viele vergassen, wem sie den Glanz ihres Scepters und die Festigkeit ihres Thrones zu verdanken hatten, und lehnten sich auf gegen eine Macht, die ihnen durch Umfang und Tiefe der Einsicht weit überlegen war. Für Erkenntniss und Achtung des Rechts noch immer zu stumpfsinnig, folgten Andere blinder, leidenschaftlicher Willkür; wurden das Schrecken ihrer Nachbarn und die Geissel ihrer Völker. Nahmen diese zu dem obersten Wächter über Recht und Gerechtigkeit ihre Zuflucht, so war das Verderben ihrer fürstlichen Unterdrücker unvermeidlich. In solchen Fällen durfte freylich das Verfahren der päpstlichen Obermacht zu anmassend und zu gewaltsam scheinen; es muss aber erkannt und gestanden werden, dass selbst die Verwalter derselben, von dem heiligen Geiste der Hierarchie verlassen, sich über den Geist ihres Zeitalters nicht erheben konnten, und dass sie wider Menschen vorschreiten mussten, welche im Kitzel ungezähmter Kraft der weisern Vormundschaft entlaufen, die Belehrungen der Weisheit nicht würden verstanden, und bloss evangelische Zurechtweisungen nicht würden geachtet haben.

LXV.

Die selbst verschuldeten Bedrängnisse der Vorfahren öffneten den Nachfolgern auf schwankendem Throne die Augen über das, was ihnen Noth that; sie glaubten sich in dem Unfuge ihrer moralischen Unmündigkeit unverletzlich gesichert, wenn sie die

Priester ihres Landes von sich ganz abhängig machten, und sich ihrer als Gegengewichtes wider die Macht des obersten Bischofs bedienten. Daher erkauften sie sich durch ansehnliche Vergabungen an Cathedral-Kirchen und Klöster die Befugniss zu den Wahlen der Bischöfe und Aebte mitzuwirken; bald konnte ihnen das Recht, die erledigten Bisthümer und Abteyen ausschliessend zu besetzen nicht mehr bestritten, noch weniger entzogen werden; denn der Besitz ausgebreiteter Ländereyen und Herrschaften hatte Bischöfe und Aebte zu ihren Vasallen und zu Reichsständen gemacht. Am Seltensten wurde bey ihrer Ernennung auf tiefere Gelehrsamkeit und reinsittlichen Lebenswandel Rücksicht genommen; für beydes hatte vielen Fürsten der Sinn gefehlt, und sowohl das eine als das andere gehörte bey dem höhern Clerus aus den neuchristlichen Völkern durch mehrere Jahrhunderte unter ausserordentliche Erscheinungen. Männer voll kriegerischen Muthes, beherzter Bosheit, kräftiger Genussfähigkeit, schlauer Weltklugheit, einschmeichelnder Nachgiebigkeit waren häufiger; und konnte der Recht und Gerechtigkeit verachtende Fürst nur einiger Maassen auf ihre Anhänglichkeit und thätigen Beystand rechnen, so hatten sie Alles, was nach der Schätzung eines Solchen zu höchster priesterlicher Würde erforderlich war.

LXVI.

Bald würden im Mittelalter die neuen, geistlichen und weltlichen Christen in ihrem Schutz-

und Trotzbündnisse alle Bande der Gesellschaft zerrissen und sich untereinander selbst aufgerieben haben, wenn nicht gerade in dem Augenblicke, als in manchem Lande das Uebel auf das Höchste getrieben schien; als Fürstensöhne gegen ihre Väter sich empörten, sie misshandelten, ihnen die Krone vom Haupte rissen; als herrschsüchtige Metropoliten anfingen, Bischöfe, Aebte, Priester und gelehrte Mönche einzukerkern, abzusetzen, peitschen und blenden zu lassen; als Bischöfe sich zu Synoden versammelten, um über die Regierungsfähigkeit ihrer Könige zu richten, sie aus leidenschaftlichen Rücksichten zu entthronen und zu Mönchen zu scheren; als diese Synoden überall mehr Nationalzusammenkünften zur Entscheidung weltlicher Händel, als Versammlungen des Priesterthumes zur Beförderung des Kirchenzweckes glichen, und Einwirkungen der Regenten in die Angelegenheiten des Altars und des Gewissens fast alle kirchliche Freyheit aufgehoben war; — da fasste ein fränkischer Priester, oder Bischof, — sein eigentlicher Nahme und Stand sind unbekannt, — den kühnen Gedanken, unter dem Nahmen Isidorus Peccator allen diesen Uebeln ein Ende zu machen, und den römischen Bischof zum Monarchen der Kirche zu constituiren. Sein Werk in der Form von Decretalen der Päpste der ersten sieben Jahrhunderte, den bis dahin üblichen ältern Sammlungen anerkannt ächter Kirchensatzungen entgegen gestellt, verrieth den überlegten Plan, die Bischöfe aus der Sclaverey der Metropoliten zu



befreyen, die Clerisey überhaupt der Gerichtsbarkeit, ihre zeitlichen Güter der Oberherrschaft weltlicher Fürsten zu ensziehen, und als wirksamstes Mittel zu diesem Zwecke, dem Bischofe zu Rom, als Gottes Statthalter und sichtbarem Oberhaupte der Christenheit, unumschränkte Gewalt über Metropoliten, Bischöfe, Aebte, Könige, Reiche und Völker einzuräumen.

LXVII.

Man würde den Gehalt und Umfang gelehrter Einsichten zu jener Zeit verkennen, wollte man glauben, der Betrug wäre nur von wenigen Kirchenvorstehern eingesehen worden. Viele hatten das schlecht zusammengesetzte Wesen, aber auch die folgenreiche Richtung des Geheimnisses durchschauet. Daher der behutsame, beynahe schüchterne Gebrauch, welchen die Päpste anfänglich davon machten; daher das bedeutsame Schweigen bey allmähliger Entwickelung desselben in der kirchlichen Verfassung, beobachtet von Metropoliten und Bischöfen, welche nicht so, wie Hincmar von Rheims und seines Gleichen für augenblickliche Befriedigung ihrer persönlichen Herrschbegierde besorgt waren, sondern auch die nothwendig daraus hervorgehenden Vortheile ihres ganzen Standes bis in ferne Zukunft ihren Blick geheftet hatten. Das Betrügliche der Sache störte sie nicht; denn der Glaube, dass der Zweck die Mittel rechtfertige, hatte sich in ihnen schon zur Gesinnung befestiget. Die Päpste hatten alles mögliche Interesse die erdichteten Urkunden geltend

zu machen; keines, ihre Echtheit zu bezweifeln und zu prüfen. Eine lange Reihe gewaltsamer Handlungen von Seiten der Metropoliten, wie von Seiten weltlicher Fürsten, hatte die Bischöfe zu einer gänzlichen Umschaffung kirchlicher Regierungsform hinlänglich vorbereitet. Zwar sahen sie sich durch die neuen Decretalen ihrer ursprünglichen Rechte für immer beraubt, allein der entferntere Oberherr, durch Wahl gesetzt, war ihnen bey weitem nicht so gefährlich, wie der nähere, von Fürsten blos nach politischen Rücksichten ernannte Metropolit, welcher sie gegen einen, Willkür und Gewalt übenden Fürsten eben so wenig, als dieser gegen den Metropoliten beschirmen konnte oder wollte. Die Metropoliten verloren durch das neue Recht ihre hierarchische Gerichtsbarkeit über die Bischöfe, damit aber auch eine Menge Arbeit und Verdruss; und überdiess wurden auch sie der ihnen lästigen Abhängigkeit von weltlicher Fürstengewalt los; denn sie sowohl, als die Bischöfe und Priester wurden, als unverletzlich dem bürgerlichen Richterstuhle entzogen, und dem allgemeinen Verwalter des Rechtes in Rom unterworfen. Diesen konnten die Schlechten leichter hintergehen, oder die Vollziehung seiner Aussprüche glücklicher hintertreiben; die Bessern strengere Gerechtigkeit und kräftigern Schutz von ihm erwarten. So fügten sich allmählig Bischöfe mit und ohne Gottesfurcht, Geist und Kenntnisse; schwache, gutwillige, fromme Fürsten und gewaltige Herrscher, ohne Sinn für Wahrheit und

Gerechtigkeit, wieder unter das zu früh abgeschüttelte Joch, welches nunmehr auch durch Ehrfurcht gegen das untergeschobene Alterthum geheiliget war.

LXVIII.

Von Erlöschung des Carolingischen Herrscherstammes, bis gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts war der päpstliche Stuhl mit wenigen Ausnahmen immerfort von unfähigsten, lasterhaftesten und schändlichsten Menschen besetzt; dessen ungeachtet erlitt die Macht und das Ansehen derselben keinen erheblichen Abbruch, denn die Verhältnisse der Verderbtheit unter dem Clerus und den Laien blieben immer dieselben. Auch der Buchstab der falschen Decretalen schien durch diese Zeit in Vergessenheit zu ruhen; aber der Geist derselben wirkte unablässig fort: und als in Leo dem IX. zum ersten Male wieder ein heiliger Papst die Kirche regierte und reformirte, waren bereits alle alten Metropolitan- und bischöflichen Verhältnisse aufgelöst; der Papst für den einzigen und höchsten Richter der Bischöfe, seine Gewalt fast überall für die oberste in der Kirche anerkannt, die Entscheidung aller wichtigern kirchlichen Angelegenheiten, ausschliessend ihm vorbehalten, ohne ergiebigen Widerspruch ihm überlassen; kurz der ganze Zweck der erdichteten Decretalen erfüllt. Nun schien es Gregor dem VII. nothwendig und heilsam, weiter vorzuschreiten, gewaltthätige, mit dem Bischofstabe Handel treibende Fürsten mit den lasterhaften, feilen Käufern

desselben unter das Joch des hierarchischen Geistes tiefer zu beugen, die Freyheit und Unabhängigkeit der Kirche von weltlicher Macht fester zu gründen, und damit sein Werk Dauer erhielte, seinen Nachfolgern den Plan vorzuzeichnen, nach welchem sie die Fülle aller kirchlichen Gewalt in die einzige päpstliche zusammendrängen, sämmtliche Bischöfe und Erzbischöfe in blosse Stellvertreter des Papstes, und der weit ausgebreiteten Güter wegen, durch den von ihm vorgeschriebenen Lehns-Eid, gleichsam in Vasallen des heiligen Petrus verwandeln sollten. Allein diese widersinnige Vasallenschaft vereitelte den Hauptzweck des Planes. Wollte Gregorius völlige Unabhängigkeit der hohen Clerisey von weltlichen Fürsten erzielen, so hätte er mit Zurückstellung der irrdischen Güter an die Regenten beginnen müssen, denn die darauf haftende Lehns-Unterthänigkeit aufzuheben, war er nicht befugt; der verderbliche, funfzigjährige Krieg des Papstthumes und des Reiches war die unmittelbare Folge des inconsequenten Verfahrens gegen das Recht, das offenbar auf Seiten der Fürsten stand.

LXIX.

Der Schaden, welchen die Erhebung der päpstlichen Macht zu völliger Allgewalt zufällig und im Einzelnen gebracht hat, darf nicht geläugnet; aber auch das Gute, das nothwendig für das Allgemeine im Mittelalter daraus hervorgegangen ist, nicht verkannt werden. Der Vorbehalte, oder sogenannter Anmassungen der obervormundschaftlichen und rich-

terlichen Verhältnisse des päpstlichen Stuhls zu allen Ländern und Kirchen Europa's; des immer steigenden Zusammenflusses aller Welt- und Gemüthsangelegenheiten in Rom unmittelbare Folge war das Wiedererwachen des wissenschaftlichen Geistes, welcher sich anfangs ganz vorzüglich durch den Eifer für die Rechtswissenschaft äusserte; nur bleibe man in Würdigung dieses, in seinen Folgen für gesellschaftliche und bürgerliche Ordnung, für Gesetzgebungs- und Regierungskunst so wichtigen Vortheils gerecht, und ereifere sich nicht vergeblich darüber, das Irnerius (Werner) in der Behandlung des altrömischen Rechtes, und der Mönch Gratianus in der Construction seines Decretes über die Ansichten und Begriffe ihres Zeitalters nicht hinausschreiten konnten. Freylich erhielt die päpstliche Allgewalt erst durch dieses Decret, in welches Gratian, ehrlichen Glaubens, fast den ganzen Isidorus Peccator eingeschaltet hatte, anscheinend rechtliche Begründung; allein man vergesse nicht, dass diese Allgewalt einerseits für jene Zeiten nothwendig, andererseits von Fürsten und Bischöfen selbst den Päpsten war aufgedrungen worden. Diesen darf überall nichts härteres zur Last gelegt werden, als dass Einige, in menschlicher Verderbtheit befangen, das ihren Händen anvertraute Heilmittel ärgerlich und sträflich missbrauchten; Andere, unvorsichtig und unweise, die obervormundschaftliche Allgewalt auch dort noch geltend machen wollten, wo sie schon volle Mündigkeit rechtlich hätten an-

erkennen und achten sollen. Da war es wohl gut, dass die unter widerrechtlichem Zwange Bedrückten an dem Decrete gerade in seinen Widersprüchen eine reichhaltige Rechtsquelle vor sich hatten, aus welcher sie Vertheidigungsgründe der ihnen gebührenden kirchlichen Freyheit schöpfen, und in welcher sie selbst dem Papste die ziemlich klar hervorleuchtenden Gränzen und Bedingungen seiner Gewalt andeuten konnten.

LXX.

Die hohe Meinung von dem Papstthume im Allgemeinen, welche seit Gregor des VII. hierarchischen Wirkungen in den Verehrern des Rechts sich festgesetzt, und, trotz dem heftig widerstreitenden Rechtshasse, immer mehr sich begründet hatte, war in der Regel aus Irrthum und Aberglauben entsprungen; dennoch muss selbst in jener Meinung die zeitmögliche und zeitgemässe Offenbarung in vielen Machthabern aufgegangene Idee von des ewigen Rechtes göttlicher Herrschaft in der Weltregierung über zeitliche Gewalt anerkannt werden: bis zu scharfer Unterscheidung des Mittels von dem Zwecke, der Bahn von dem Ziele, des Vorhofes von dem Heiligthume konnte sich die Fassungskraft jenes Zeitalters noch nicht erheben. Daher kam es, dass viele Fürsten den Papst für das Orakel des ewigen Rechtes selbst hielten, wenn er von ihrem Walten keine Kenntniss nahm, sich von Gott selbst verlassen wähnten, und mehr gottesfürchtig, als für die Folgen besorgt, nicht Ruhe hatten, bis sie Ge-



legenheit fanden, Beweise seiner heiligen Machtfülle zu fordern und zu empfangen. So verschieden übrigens ihre Reiche nach ihren zufälligen Formen waren, in Allen lag und liegt noch das Eine Streben, endlich nur Einen allgemeinen, durchaus rechtlichen Staatenbund auszumachen. Diess Ziel wäre erreicht worden, hätte jemahls in der Wirklichkeit da seyn und rein bestehen können eine Hierarchie, das ist, ein inneres, über alles Zufällige erhabenes, keinen Stürmen der Sünde erreichbares Heiligthum, aus welchem Weisheit und Gerechtigkeit in voller Majestät hervorstrahlten: dann ein Staat, oder eine äussere, allen Zufälligkeiten blossgestellte, mit der Sünde kämpfende Behörde, welche die Strahlen aus jenem Heiligthume vollständig auffasste, und alle Angelegenheiten der Welt im Lichte der Weisheit und nach der Richtschnur des ewiges Rechtes ordnete. Allein was nie erscheinen konnte in der Wirklichkeit, war von jeher unentbehrlich und unfehlbar da in der Idee; denn nie hätte eine Kirche ohne die Idee von jenem Heiligthume, nie ein Reich, ohne die Idee von dieser Behörde, werden und bestehen können; und das blosse Leben dieser Ideen in beyden Anstalten würde hingereicht haben, die Annäherung zu dem angedeuteten Ziele auf das Wirksamste zu befördern, hätte nicht die Kirche für das Heiligthum selbst, dem sie nur zum Vorhofe dienen, und das Reich für echten Staat, den es bloss vorbilden sollte, gelten wollen; wären nicht die kirchliche und weltliche Gewalt, ihre Gränzen bald

verkennend, bald verrückend in immerwährenden Kampf gegen einander begriffen gewesen; hätte nicht bald das Priesterthum, bald das Reich gestrebet, Hierarchie und Staat, ihres Ursprunges und Wesens Einheit ahndend, beydes einseitig in sich zusammen und ausschliessend darzustellen.

LXXI.

In dieser, an Aergernissen so fruchtbaren, und doch ihrer höhern Bedeutung wegen höchst merkwürdigen Verwirrung, waren die würdigsten Päpste nicht minder als die rechtschaffensten Kaiser und Könige des Mittelalters befangen; dennoch lässt sich keineswegeg daraus schliessen, dass die Idee von der Einheit der Hierarchie und des Staates in Ihnen nicht lebte; sondern nur, dass sie dieses Lebens sich nicht deutlich bewusst waren. Nichts anders als der Geist hierarchischer Weisheit trieb die von jener Idee beseelten Päpste, wie Leo den I., Hadrian den I. und Nicolaus den I., zu dem Versuche, die unmündigen neubekehrten Reiche in dem Vorhofe der Hierarchie zum Gehorsam anzuhalten; und von demselben Geiste geleitet, suchten die rechtschaffenern Kaiser, wie Theodosius I., Carl der Grosse und die Ottonen, in der Erhebung des Priesterthums durch Reichthum und Gewalt eine dauerhafte Stütze für den rechtlichen Zustand, dem sie ihre Völker unterwerfen wollten. Unter beyderseitigen Bestrebungen beleuchtete jene Idee die Vorstellung von geistiger Unmündigkeit der Völker und ihrer Regenten im

F

Einzelnen, und von der Nothwendigkeit einer hierarchischen Vormundschaft über Alle. Weil aber auch diese Vorstellung im Einzelnen befangen blieb, endigte sie mit der Meinung, das Kaiserthum sey zwar die höchste zeitliche Würde, und der Besitzer derselben das Oberhaupt aller Fürsten auf Erden; doch keine andere Menschenmacht, als die des Papstes, sey an Gottes Statt berechtiget, die Kaiserkrone zu verleihen. In dieser Meinung, durch welche sich weniger die Anerkennung einer päpstlichen Oberherrschaft, als das Gefühl der heiligen Macht hierarchischen Geistes und Ahndungen von der ursprünglichen Einheit der Hierarchie und des Staates offenbarten, zog sogar Otto der Grosse nach Rom, liess sich von dem lasterhaften Enkel der berüchtigten Marozia, von Joannes dem XII. krönen, und gelobte feierlich, sich in der Würde des Kaisers nur als Beschützer der römischen Kirche auszuzeichnen, und in Beziehung auf diese nie ohne Rath und Beystimmung des Papstes irgend etwas zu verfügen.

LXXII.

Gewiss würde Hildebrand, als Papst Gregorius, redlicher Verweser des ewigen Rechtes, nicht auch rechtswidrige Absetzung der Fürsten und Lossprechung der Unterthanen von dem Eide der Treue in seine Entwürfe aufgenommen haben, wäre es ihm möglich gewesen, und wäre es auch dem grössten Menschen möglich, sich über alle, allgemein und tief gewurzelte Irrthümer seines Zeitalters zu erheben. Die Meinung, dass Gott den Papst, der



Papst den Kaiser, der Kaiser die Könige und Herzöge mache, war lange vor Hildebrand da, und so allgemein angenommen, dass selbst klügere Fürsten, ausser dem Zustande gereitzter Leidenschaft es gar nicht wagten, sie zu bezweifeln. Sie musste mit allen Eigenthümlichkeiten der Zeit auch auf Hildebrand übergehen, und er nahm sie um so bereitwilliger auf, je mächtiger sein Eifer für Recht und Gerechtigkeit durch sie begünstigt wurde; denn ganz natürlich und folgerichtig ergab sich ihm der Schluss: wenn alle Macht von Gott nur dazu da ist, um Gottes Recht zu verwalten; und zu dieser Verwaltung den Kaiser einzusetzen, kein anderer Sterblicher als Gottes Statthalter auf Erden berechtiget ist, so müsse dieser auch befugt seyn, den Kaiser, welcher Kirche und Reich durch gewaltsame Verletzung aller Rechte bedrängte, wieder abzusetzen. Weil aber der höhere Geist durch seine Eigenthümlichkeit selbst mit den nothwendigen und unvermeidlichen Irrthümern seiner Zeit bald in Widerstreit geräth, so musste auch jene herrschende Meinung durch Hildebrand's Eigenthümlichkeit anders sich modeln lassen. Ihm schien es folgerichtiger und dem Zwecke aller Macht angemessener, zu glauben, dass der Papst nicht nur den Kaiser, sondern auch Könige und Herzöge zu machen, ausschliessend berechtiget sey.

LXXIII.

Durch volle siebzehn Jahre war der Mönch und Cardinal Hildebrand der leitende Geist seiner fünf

Vorgänger im Papstthume, dass sie wirklich grosse Männer waren, geht schon daraus hervor, dass sie ihn verstanden, begriffen, überschauet hatten, und keiner auf ihn eifersüchtig geworden war. Unter, oder neben schwachen Männern hätte Hildebrand keinen Wirkungskreis gefunden, und wäre er zufällig dazu gelanget, so hätten doch seine wichtigsten Entwürfe scheitern müssen, denn keine Geistesgrösse des Untergeordneten vermag die Charakterlosigkeit des obersten Machthabers zu ersetzen. Nur der grosse Mann, mit der Beschränktheit des menschlichen Verstandes bekannt, lässt sich von seines Gleichen bereitwillig helfen; der mächtige Schwächling, voll Misstrauens, Eifersucht und Eigensinnes, scheuet und verschmähet nichts mehr, als Geistesmacht in seinen Kreisen. Die nächsten achtzehn Nachfolger Hildebrands bis auf Innocentius den III. standen schon in hohem Alter, waren zwar in Leitung der Welthändel geübt, ehrbaren Wandels, fromm und gelehrt, aber keiner gross an Idealität und Heiligkeit, wie Gregor der VII., oder an Weltklugheit, wie Urban der II. Die Machtfülle, welche der junge, behutsame und bescheidene Innocentius der III. ausübte, war ihm von schwachen Fürsten mehr aufgedrungen; als von ihm erschlichen; indessen war es dem Geiste des Papstthumes schon eigen, wenn er zur Thätigkeit aufgefordert wurde, in Behandlung der Angelegenheiten Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zusammen zu fassen, und neben oder unter der Sache

des Augenblickes, erloschene Ansprüche wieder geltend zu machen, oder neue vorzubereiten. Viele römische Anmassungen sind bloss durch die Kraft des ersten Beyspiels zum Rechte geworden. Die mächtige Ueberlegenheit des Papstthumes über alle Fürsten und ihre Räthe, wenn diese nicht etwa selbst Priester waren, bestand von jeher vorzüglich darin, dass jene auf gerathewohl, und immer nur den Augenblick in das Auge fassend, die Geschichten der Zeit machten, und was sie gemacht hatten bald wieder vergassen: die Päpste hingegen des fürstlichen Gemächtes Sinn und Bedeutung in seiner ganzen Tiefe und Ausdehnung ergründeten, und in der Gegenwart den Inhalt der Zukunft vollständig ausgedrückt, fertig zu lesen verstanden. Nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten und auf Jahrhunderte hinaus rechneten echte Päpste. So brachte es ihre Standesbildung mit sich, durch welche von zweyhundert vier und funfzig dieser Hochgeweihten die mehrsten in der unermesslichen Welt der Ideen, wie in dem begränzten Gebiete der Wirklichkeit, waren einheimisch gemacht und allumfassend eingebürgert worden. Auch darin zeigte sich die ruhige Erhabenheit des päpstlichen Geistes, dass die meisten Päpste den erheuchelten Schein der kirchlichen Gesinnung gefällig gelten liessen; aber im Verhältnisse zu des Heuchlers geheimen Absichten nach ihrer tiefern Erkenntniss handelten; und so denjenigen, welcher sie zu betrügen wähnte, in der That um seinen Zweck betrogen.



LXXIV.

Durch die unaufhaltbar fortschreitende Ausbildung des Papal-Systemes war der Verfall der kirchlichen Zucht, wie überhaupt der Mangel an Gottesfurcht, Religiosität und Sittlichkeit, bey der Clerisey nicht minder, als bey dem Volke überall sichtbarer geworden. Dennoch offenbarte sich dazwischen noch immer ein kräftiges Leben und Entgegenwirken eines bessern Geistes unter dem Volke.

Viele wurden von übermässigem Eifer in den Formen ihres Wirkens über die Empfänglichkeit ihrer Zeitgenossen hinausgetrieben, suchten die Quellen des Uebels in der Kirche symbolischen Dogmen, deren religiösen Sinn sie nicht begriffen; und in kirchlichen Gebräuchen, deren höhere Richtung und Bedeutung sie nicht ergründet hatten; hielten Trennung von der allgemeinen Kirche für unentbehrlich, und stifteten Secten, deren muthige Opposition durch das höhere, allumfassende Wirken des ewigen Weltgeistes am Ende für sie selbst wieder in ein Mittel ihrer Auflösung, für die Kirche ein Reitzmittel ihrer Wiedererneuerung verwandelt wurde.

LXXV.

Unter dem nothwendigen Kampfe der Kirche gegen die Opposition sectirender Religiosen hatte sich die unsichtbare Gemeinde Gottes, das heilige Geschlecht der Gottseligen vermehrt und gestärkt. In Demuth und im Frieden liessen die Auserwählten desselben ihr Licht leuchten gegen die Finsterniss

derjenigen, die ein dialektisches Gemisch von Metaphysik und Moral, eingehüllt in einen Wust sogenannter Summen, Sentenzen, Definitionen und Distinctionen für Religionslehre erkläret hatten. Unangefochten von dem Kirchenthume, weil sie es nicht bevormunden wollten, durften die bescheidenen Kinder des Lichts in ihren öffentlichen Wirkungskreisen zeigen, dass die wahre Weisheit der Religion und des Lebens weder unter Secten, noch in Schulen, sondern durch Ruhe, Glauben, Contemplation erworben werden, und nur aus dem Innersten des gottseligen Menschen hervorstrahlen könne. Sie dachten im Herzen von göttlichen und kirchlichen Dingen wie die Waldenser, Albigenser und Begharden; aber sie wollten verbessern, nicht trennen, nicht zerstören. Sie betrachteten die Kirche bald als Gottes grossen, obgleich baufälligen Kindersaal, und wollten in demselben als treuherzige Kinder ihrer Auserwählung zur Bürgerschaft im Reiche Gottes harren; bald als ehrwürdiges Vorgebäude zwischen der vergänglichen und der ewigen Welt; die Lehren und die Gebräuche der Kirche, ihr Himmel voll Heiligen, ihr Fegefeuer voll hoffender Seelen und ihre Hölle voll Verdammten, hinderte sie nicht, friedlich und bescheiden mit Millionen ihrer Brüder in dem Vorgebäude zu wohnen und zu wandeln, ohne ändern zu wollen, was ihrer Ansicht nach anders seyn könnte, ohne zu vertilgen, was Ihnen nicht mehr Bedürfniss war. Sie hatten oft genug gesehen, dass den Störern kirchlicher Eintracht, nachdem sie

unbesonnen ihre Wohnstätte in diesem Vorgebäude verlassen oder sie zerstöret hatten, bald auch das Licht der ewigen Welt unterging und mit demselben auch die vergängliche Welt ihre Bedeutung für sie verlor. Sie blieben sogar mit den verruchten Vorstehern des grossen Hauses in äusserer Eintracht und Verbindung, um sich nicht selbst der Macht und der Mittel zur Rettung einer grossen Anzahl der noch unverderbten Hausgenossen zu berauben. Sie waren religiöse Christen, nicht Sectirer; Liebe und Frieden, nicht Hass und Zwietracht leitete sie in ihrem Wirken.

LXXVI.

Durch viele Jahrhunderte stand der profane Geist des Papstthumes wider den heiligen Geist der Hierarchie in offenbarem Kampfe; der geheime hatte früher begonnen, denn das Missverständniss des Evangeliums Jesu war seiner Offenbarung gleichzeitig. Fünfmal war jener Geist, welchen Gregor der VII. an der Idee von göttlicher Hierarchie, von einem Reiche Gottes auf Erden, von einem kirchlichen Weltstaate fest gehalten hatte, sein eigener Verräther und ärgster Feind geworden. Zum erstenmahle in dem alten ehrwürdigen Dome zu Clermont, wo Urban der II. die Schwärmerey für heilige Kriege im Orient entflammet; dann zu Rom, als Bonifacius der VIII. die berüchtigte Bulle Unam Sanctam verkündiget; sieben Jahre darauf, als der feile und feige Clemens der V. Avignon zu seinem bleibenden Sitze gewählt; hernach als

nach Gregorius des XI. Tode durch ein und dreissig Jahre zu gleicher Zeit zwey, weiterhin gar drey Päpste an Verruchtheit wetteifernd, den päpstlichen Stuhl in die schimpflichste Wucherbank verwandelt hatten; endlich als von Leo dem X. der schändliche Ablasshandel war getrieben, und der dawider eifernde Augustiner-Mönch, Martin Luther, von ihm war verachtet worden. Des ersten Verrathes bediente sich der heilige, in der Weltordnung waltende Geist zur Reinigung des Abendlandes von ungeheuerm Wuste der Verderbtheit; zur Aufhellung neuer Ansichten, Begriffe und neuer Kenntnisse; zur Nahrung des von Arabern in Spanien wieder erweckten wissenschaftlichen Geistes, und damit es seinem übermässigen Streben nicht an Gegengewichte mangelte, zu heilsam-poetischer Begeisterung der Gemüther für des Wissens und Lebens Einheit im mystischen Reiche der Idee und Religion. Der zweyte Verrath bestand im geraden Widerstreit gegen die Idee von der Heiligkeit des Staates, und war freche Kriegserklärung wider die Unverletzbarkeit weltlicher Macht in dem ihr angewiesenen Wirkungskreis. Der dritte überlieferte das Papstthum den fränkischen Königen zu siebzigjähriger Gefangenschaft, in welcher es durch Gottlosigkeit und Laster zur tiefsten Erniedrigung herabsank. Der vierte deckte des Papstthumes gräulichen Abfall von dem heiligen Geiste der Hierarchie in seiner ganzen Blösse der Welt auf, und reitzte Männer aller Stände, begabet mit göttlichem Sinne und Ein-

sichten, mit Kraft und Macht, oder entflammet von Eifer und Hass, jeden nach seiner Art, die einen durch schonende Mässigung, die andern durch zerstörenden Fanatismus der bedrängten Kirche beyzuspringen. Durch den letzten Verrath vernichtete der heilige Geist den verderblichen Stachel des Papstthumes, und beförderte dessen Genesung von seinem Gifte in dem göttlichen Werke der Reformation.

LXXVII.

Also war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die innere Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchen-Reform begründet, und unverkennbar an den Tag gelegt. In der leidigen Unbekanntschaft mit dem tiefen Sinne der kirchlichen Dogmen und Gebräuche; in dem geistigen Unvermögen von den lyrischen Formen des Cultus sich zur Erkenntniss ihrer eigentlichen idealischen Bedeutung zu erheben; in dem traurigen Versinken in die Sinnlichkeit, worin die Schale für den Kern, das sichtbare Zeichen für das unsichtbare Bezeichnete gehalten, genommen und aufgedrungen wurde; in dem unseligen Bestreben, das Unaussprechliche auszusprechen, das Unendliche zu begränzen, das Göttliche zu vermenschlichen, und das kleinliche Machwerk für Gottes untrügliche Offenbarung, für vollkommenen Inbegriff der Religion auszugeben; lag der Grund der Gemüthsstimmung, in welcher der fromme Augustiner-Mönch, Martin Luther, aufgereget, durch

die angehäufte schwere Sündenlast des Papstthumes, getrieben von Abscheu vor der Verderbtheit und Unwissenheit in der Clerisey, entflammt von Eifer für ein rein evangelisches Christen- und Kirchenthum; in seiner Riesenkraft, als Werkzeug gebraucht von dem weltregierenden Geiste; die kirchlichen Dogmen, Gebräuche und Formen des Cultus bekämpfte, die Dominicaner- und Franciscaner-Mönche, die Bischöfe und Cardinäle schlecht vertheidigten; weil in arger Verblendung der Unwissenheit und der Leidenschaft befangen, weder die angreifende, noch die angegriffene Partey vermögend war, in dem grossen Ganzen des Kirchenwesens den mit unbesiegbarer Macht waltenden Geist aufzufassen, seine symbolischen Offenbarungen zu verstehen, seine Wirkungen gerecht zu würdigen. Nicht die Eine, noch die Andere, war in ihrer Einseitigkeit fähig, den Begriff einer Kirche als sichtbarer Gesellschaft klar zu denken, und die wesentlich nothwendigen Bedingungen, als solcher, — (einen rechtmässigen Vertrag der Vereinigung, Unterordnung und Unterwerfung, als ihre Grundlage; ein symbolisches Lehrbekenntniss als Beurkundung und Bindungsring ihrer äussern socialen Einheit; einen in mannigfaltigen Formen sich darstellenden Cultus als Befriedigungsmittel der verschiedenartigen Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes nach dessen verschiedenen Bildungsstufen), anzuerkennen, einerseits zu achten, und andererseits geltend zu machen. Nur durch den alles vermittelnden Sinn der Religiosität und

durch die ruhigste Besonnenheit konnte dies möglich werden.

LXXVIII.

Allein grelle Erscheinungen der äussersten Gottlosigkeit im Vatican unter Alexander dem VI. und Leo dem X., im Mönchthume wie im hohen und niedern Priesterthume, unterdrückten die Regungen des religiösen Sinnes; und Gräuel der Verderbtheit erzeugten bittere Leiden, deren schmerzliches Gefühl die Ruhe der Gläubigen störte, und die Besonnenheit raubte. Woran sollte sich nun der Glaube halten, dass diejenigen, welche vor und nach den Synoden zu Costanz und Basel den Stuhl Petri zu Rom gekauft oder erschlichen hatten, bey der allgemein sich aufdringenden Nothwendigkeit einer gründlichen Reform an Haupt und Gliedern, allen Bestrebungen und Forderungen eifriger Bischöfe, gewissenhafter Priester und erleuchteter Lehrer widerstanden; zu sichtbaren Oberhäuptern der Kirche Gottes zu festem Mittelpuncte der kirchlichen Einheit berufen und gesetzt waren? Worauf konnte sich noch die Achtung denkender Kirchengenossen gründen gegen Bischöfe, welche sie selten im Chor, vor dem Altare, in dem Beichtstuhle, am fleissigsten auf Ritterspielen, Turnieren, Jagden und Reiherbeitzen sahen; welche bey öffentlichen Aufzügen, Hof-Festen und Reichstagen mit einigen hundert in Gold, Silber und Sammet prangenden Reitern unter Trompeten- und Paukenschall einritten; welche mit unerbittlicher Strenge dem armen Landvolke die Ze-

henten abforderten, nothgedrungene Verweigerung gerichtlich, oder mit Bann und Interdict verfolgten, dann von dem mühseligen Erwerbe desselben im Ueberflusse und Ueppigkeit schwelgten, während bessere Seelenpfleger, niedrigern Ranges, in Noth und Elende darbten? Wodurch sollte die Meinung der Laien von der Heiligkeit des Priesterthumes fortbestehen, wenn hohe und niedere Geweihte derselben christliche Ehen für unverträglich mit der Würde ihres Standes erklärten; und dennoch durch Verführung ehrbarer Jungfrauen und Matronen, Reichere durch öffentliches Concubinat sich entschädigten? Was konnte den Gläubigen an der Güte und Heiligkeit der Ordensregeln liegen, da dem evangelischen Geiste derselben, die Gesinnungen, Sitten und Wandel der meisten ihrer Bekenner widersprachen? — Die ungeheure Anzahl solcher Männer sollten gottesfürchtige Laien als oberste Behörde der Kirche achten, sie als Schiedsrichter über ihre Ansichten, über ihr Glauben und Wissen von dem Ewigen und Unendlichen anerkennen; ihnen das Innerste ihres Herzens und Gewissens in der Beichte aufschliessen, aus ihren besudelten Händen die geheiligten Zeichen der vergöttlichten Menschheit empfangen, von ihnen sich Gottes Reich entweder eröffnen oder verschliessen lassen? — Nein; an die Stelle des vermittelnden religiösen Sinnes, trat Abscheu; an die Stelle der Liebe, Hass; an die Stelle ruhiger Besonnenheit, leidenschaftliche Erbitterung; und die eben so natürlichen als unvermeidlichen Folgen davon wa-

ren, dass zu Wittenberg das kanonische Recht, dem die westlichen Reiche Europa's ihre Fortschritte in socialrechtlicher und gesetzgebender Cultur zu verdanken hatten, in andern Städten Martin Luthers Schriften, welche ausser einigen leidenschaftlichen Ausfällen und Lästerungen nichts Unchristliches, vieles der Beherzigung würdiges enthielten, verbrannt wurden; und

Was unkluge Gebiether versahn, das büssten die Völker.
Durch Trennung, Frevel, Betrug, durch Hass und Begierde
Drinnen sowohl ward gefehlt in Ilions Mauern, wie auswärts.

LXXIX.

Dieser Richtung des öffentlichen Geistes konnten Luther und seine Mitarbeiter, Melanchton, Oekolampadius, Bugenhagen, Brentius, Chemnitius, Zwingli und Calvin, Männer voll inniger, tiefer Religiosität und brennenden Hasses gegen den Gräuel der Verwüstung, der im Heiligthume herrschte, nicht entrinnen, darum hatten auch die zwey Grundtriebe ihres Wirkens, hohe Religiosität und leidenschaftlicher Hass auf ihr Werk den mächtigsten Einfluss. Im Lichte der ersteren erkannten sie ihren Mangel an Befugniss, das bis dahin bestandene Kirchenwesen ganz zu verwerfen und ein völlig neues zu schaffen. Sie fühlten sich vielmehr angetrieben, nur das, mit dem Wuste päpstlicher, bischöflicher und mönchischer Erfindungen durch dreyzehn Jahrhunderte verunstaltete Einfache und Allgemeine des apo-

stolischen Christenthumes, das, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus zu sondern, zu reinigen, und als wesentliche Bestandtheile in die von ihnen wiederherzustellende Evangelische Kirche aufzunehmen. Der andere Grundtrieb, der leidenschaftliche Hass, verleitete sie zu mehrern unersetzlichen Unterlassungen: z. B. vernachlässigte Anerkennung oder Einsetzung einer allgemeingültigen, repräsentativen Social-Auctorität; — unterlassene Aufstellung fester Gränzmarken gegen die, jeder Kirche als solcher, verderbliche Lehrfreyheit etc. Dieser Hass riss sie hin zur Verwerfung manches Ehrwürdigen und Heilsamen aus dem Kirchenwesen der ersten drey Jahrhunderte: z. B. eines geheiligten Priesterthumes, als göttlicher Einsetzung und apostolischer Fortpflanzung etc. Er führte sie zu mancherley Missgriffen: z. B. Uebertragung, oder vielmehr stillschweigende Anerkennung der Episcopal-Rechte an die, oder in den weltlichen Fürsten, als wären nicht schon ihre Majestäts- und Territorial-Rechte circa sacra völlig hinlänglich zur Erreichung des Staatszweckes. — Er verwickelte sie in mehrere arge Inconsequenzen: z. B. Gestattung der Freyheit an alle Kirchengenossen, die Bibel nur aus ihr selbst und nach dem einigen Wortverstande zu erklären; und hernach Anfeindung derer, die sich dieser Freyheit bedienten, wenn sie wie Zwingli, Carlstadt, Calvin, Bucer, Osiander, Socinus etc., nach Verschiedenheit ihrer geistigen Eigenthümlichkeit, über

manche Glaubenslehren, auch einen von Luthers, Bugenhagens, Brentius etc. Interpretation ganz verschiedenen, bisweilen auch entgegengesetzten Wortverstand der Bibel herausbrachten. Mussten doch schon im siebenten Jahre nach Luthers Tod Michael Servet, und im zwanzigsten, Johann Valentin Gentilis und der Osiandrist Johann Funk, auf Antrieb ihrer reformirenden Gegner, diese durchaus unstatthafte Freyheit mit öffentlicher Hinrichtung büssen.

LXXX.

Das Schlimmste war, dass aus dieser Freyheit unter den Reformatoren selbst und unter ihren Parteygängern ärgerliche Trennungen und Streitigkeiten entstehen mussten. Da sollten sogenannte Religionsgespräche, von weltlichen Fürsten angeordnet, und ohne Religiosität geführt, die getrennten Parteyen über dogmatische, aus der Bibel erweisliche Lehrsätze vereinigen. Allein nachdem der Buchstab der Bibel als einzige Erkenntnissquelle der kirchlichen Dogmen anerkannt; nachdem in der Bestimmung seines einzig wahren Sinnes alle kirchliche Auctorität, alle urchristlichen, gleichmässigen und allgemeinen Ansichten waren verworfen; nachdem als Grundsatz war festgestellt worden, die Schrift sey auch ohne ausserordentliche Erleuchtung des göttlichen Geistes durchaus klar, und müsse in dem einigen Verstand der sich jedem von selbst darbiethet, angenommen werden; da mussten alle Religionsgespräche ihren Zweck verfehlen,

und als theologische Schulgefechte endigen. Weder diese noch irgend eine kirchliche oder weltliche Auctorität konnte nun der einmahl eingerissenen Lehrfreyheit mehr Gränzen setzen.

LXXXI.

Dadurch selbst in ihrem Innern zerrissen, hatte die Reformation noch gegen ihre äussern papistischen Feinde einen langwierigen Kampf zu bestehen, und da erfolgte zu ihrem äusserlichen Heil, was immer geschehen wird, wenn Regierungen, wenn Fürsten, Päpste, Bischöfe, dem Gemüthe oder dem Gewissen des Menschen gebiethen wollend, nur ihre Unfähigkeit verrathen, den Drang und die Erscheinungen ihrer Zeit zu begreifen, die darin liegende That des weltregierenden Geistes zu erfassen, und zu ehren; mit Rettung ihres Ansehens der Nothwendigkeit weislich zu huldigen, die Gemüthsfreyheit des Menschen durch kluge Vorsicht und zarte Schonung für ihre Absichten zu gewinnen. Selten wird das wirkliche oder scheinbare Böse verfolget, weil es böse ist oder scheinet; selten das echte oder vorgebliche Gute begünstiget, weil es an sich für gut erkannt wird; fast immer trifft die Verfolgung den beeifersüchtigten oder gehassten, die Begünstigung den gefälligen oder geliebten Menschen; und wie der gemeine gesellschaftliche Verkehr, so waren auch kirchliche und bürgerliche Verwaltungen gewöhnlich in unlautern persönlichen Rücksichten befangen; die von ihnen dadurch in die Weltordnung

eingezwängten Missverhältnisse durch gerade entgegen gesetzte Wirkungen aufzulösen, auszugleichen, zu dem ewigen Endzwecke der Menscheit hinzuleiten, war dann immer das erhabene Werk, das tiefe Geheimniss des über alle Herrscher und Völker waltenden Weltgeistes.

LXXXII.

Päpste, Regenten, Bischöfe und Theologen, als Gegner der Reformation handelnd, glichen einem Volke, welches von seinem benachbarten Feinde mit neuen Waffen und neuer Belagerungskunst überfallen, sich mit abgenutzten, veralteten Waffen und längst verachteter Befestigungskunst vertheidigen wollte; es würde von allen Seiten geschlagen werden. Und also geschah denn auch überall den Verfechtern des Papismus. Die Richtung der Zeit sollte erwogen, der Feind mit der Bibel in der Hand durfte nicht verachtet, anstatt des kanonischen Rechtes, der päpstlichen Bullen und der vaticanischen Bannflüche, musste ebenfalls zur Bibel gegriffen, zu ihrer, als göttlicher Offenbarung vielumfassenden religiösen Bedeutung, dabey auch zu den Grundsätzen des natürlichen Social-Rechtes Zuflucht genommen und fest darauf gehalten werden. Diess erkannten und thaten hernach auch die ehrwürdigen, zu Trient versammelten gottseligern Väter, freylich unter den gottlosen Schlangengängen Wendungen und Ränken des profanirten Papstthumes, nur zum Theile; aber auch schon in sofern lässt sich behaupten, dass Martin Luther und seine Gehülfen

der römischen Kirche mehr genutzt, als geschadet haben, indem sie gezwungen wurde, sich gleich dem Lutherthume, von neuem auf die Bibel zu gründen; das kanonische Recht den deutlichen Aussprüchen des Evangeliums unterzuordnen, die Scholastik einer solidern Gelehrsamkeit aufzuopfern, ihre Vorsteher, Lehrer und Diener zu sittlicherm Wandel anzuhalten, den Formen ihres Cultus mehr Würde und Anstand zu geben, und mit scharfsinniger Klugheit die Consequenz ihres Lehrbegriffes zu vollenden. Wer die Zeiten und menschliches Eingreifen in ihre Erscheinungen zu würdigen versteht, wird gern bekennen, dass ohne Luthers, Zwingli's und Calvin's Reformation heut zu Tage keine römische Kirche und kein Evangelium mehr vorhanden wäre; zugleich aber auch eingestehen müssen, dass, weil die versammelten Väter zu Trient, unter den boshaften Einwirkungen des Papstes das Nothwendige und Gute kaum halb thun konnten, der Vorzug und die Würde Einer, heiligen allgemeinen und apostolischen Kirche, auf die evangelische Kirche, wo sie wirklich noch Kirche ist, übergegangen sey.

LXXXIII.

Leider! dass die Reformatoren und ihre eifrigen Anhänger selbst, von sectirendem Geiste beherrscht, unter den obwaltenden, nicht mehr zu vermittelnden Streitigkeiten der evangelischen Kirche, als Kirche ärgste Feinde wurden! Durch die Lehrfreyheit welche Alle behaupteten, doch Keiner dem Andern ge-

statten wollte, wurde bald auch das unmässige Streben nach Freiheit zu verschiedenartiger und willkürlicher Bildung des Cultus aufgereget: und neue Streitigkeiten erhoben sich über kirchliche Formen, Gebräuche und Ceremonien. Allen Parteyen ahnete es, dass in dem bis dahin üblich gewesenen Cultus unter vielem, theils Abergläubigen, theils Gleichgültigen, doch auch etwas Wesentliches und Heiliges liege. Alle Parteyen waren darüber einig, dass selbst das Wesentliche mit Ausnahme der Sacramente, keine Kraft habe, Gnade und Seligkeit zu bewirken oder mitzutheilen. Allein nachdem die Lehrfreyheit alle kirchliche Social-Auctorität ausgeschlossen, und auch das ehrwürdige apostolisch-kirchliche Alterthum, als einzig sichere und angemessene Richtschnur verworfen hatte, konnte auch nicht mehr, als allgemeingültig bestimmt werden, was in dis Classe der wesentlichen, und in die Classe der gleichgültigen Mitteldinge gesetzt werden sollte. Die Folge war, dass vieles, was die eine Partey für wesentlich hielt, und als zur Erbauung, oder zu guter Ordnung dienlich, im Cultus beybehalten wissen wollte, die andere Partey für gleichgültig erklärte, und unter dem Vorwande, dass es an sich unnütz, nur den papistischen Aberglauben begünstige, abschaffte.

LXXXIV.

Ganz parallel und mit gleicher Erbitterung schritt nun das Treiben und Drängen der dogmatischen und liturgischen Fehden fort, bis die bisherigen Parteyungen ermüdet und erschöpft, zwey

neuen Parteyen, dem Pietismus und dem, aus Verstandesbegriffen willkürlich construirten Protestantismus den Kampfplatz überliessen. Unter ruhiger, stiller Leitung des Pietismus formirte sich dort, wo er Grund gewonnen hatte, die evangelische Kirche in Collegia pietatis und in separatistische Einigungen, welche alle dogmatische Polemik aus ihren Kreisen ausschliessend, und durch eine eigene Verirrung selbst den urkirchlichen, so wie den gereinigten Cultus der ersten Reformatoren verschmähend, sich einen eigenen Cultus machten, der einen Schein der Gottseligkeit hatte durch selbst erwählte Geistigkeit und Demuth. Der Protestantismus, nach kurzem Kampfe Sieger über den Pietismus, steigerte die Lehr-Freyheit zur Lehr-Frechheit, und erzeugte, mit dieser, unterstützt von der Wolfischen Schul-Philosophie den theologischen Naturalismus, unter dessen Herrschaft überall, wo er waltete, die evangelische Kirche sich, als Kirche, für das Volk in eine triviale, kalte, trockne Moralschule, für Männer von Stande und Männer vom kirchlichen Fache, in eine philologisch-biblische, und philosophisch-zierliche Rede-Anstalt auflöste. Dort erstarrte nach und nach das Volk unter einem frostigen, sogenannten Gottesdienst; hier geitzten die gelehrten Fachmänner und Schönredner um den Beyfall der Leute vom Stande, priesen sich einander selbst, und gefielen sich darin, wenn sie aus der heiligen Urkunde des religiösen Glaubens, wie sie ihren Platon

oder Cicero behandelnd, mit der Fackel philologischer Kritik ein Wunder nach dem andern, dann bald diesen bald jenen biblischen Abschnitt, bisweilen auch ein ganzes Evangelium oder eine Epistel, jetzt dieses, dann ein anderes kirchliches Dogma weggebrannt, und am Ende sogar das Wissen der Vernunft von, oder das Glauben an Gottes Seyn zu einem blossen Postulat des practischen Verstandes degradirt hatten.

LXXXV.

Unter diesen Verirrungen konnten Parteyen und Parteyhäupter nach ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Geistes und von leidenschaftlichem Eifer hingerissen, sich nicht mehr entwinden der argen Verwirrung, in welcher sie das Licht der gläubigen Vernunft und die Flamme des kindlich und gottselig liebenden Herzens zum Gegenstande des speculirenden und klügelnden Verstandes gemacht, Religion mit Religiosität, beydes mit Kirche, also das Mittel für den Zweck selbst; und den kirchlichen Sinn mit der religiösen Gesinnung, folglich die Wirkung mit der Ursache, für Eines und dasselbe gehalten hatten. Daher kam, dass die Anhänger der Reformation, wie es die theologischen Naturalisten heute noch thun, selbst das Apostolische und Urchristliche — (die Priesterweihe durch gnadebringende Auflegung der Hände a),

a) I. Timoth. IV., 14. V. 22. — II. Timoth. I., 6.

den uralten englischen Lobgesang a), die altkirchlichen Collecten, eine gedrängte Summe der wesentlichen Lehren des Christenthumes; die Präfation, das apostolische Symbolum, das Zeichen des Kreutzes etc.) des Griechischen und Römischen Kirchenwesens für Abgötterey, für Aberglauben, für Verleugnung des Evangeliums, für papistischen Sauerteig und für Teufelsdienst erklärten; dagegen die papistischen Eiferer die Augsburger-, Schweizer-, Rakower-Confessionen als Teufelswerk, als Gottlosigkeit, als Seelenmord lästerten. Daher behauptete jede Partey gegen die übrigen: nur bey ihr sey Christus, bey ihr das reine Evangelium, bey allen andern antichristliches Wesen, eitel Lüge und Betrug; und in dieser fanatischen, wahrhaft gottlosen Gesinnung verfolgte Eine die Andere, je nachdem sie Uebermacht gewonnen hatte, oder von weltlichen Fürsten und Grossen unterstützt worden war; und jede, welche der Uebermacht der andern weichen musste, klagte bitter, als unterdrückte echte Gemeinde Gottes sich betrachtend, über Ausrottung der Religion, Verachtung des Evangeliums, Hass der Wahrheit und Verletzung der Rechte des Gewissens.

LXXXVI.

Aber auch das gereichte durch Vermittelung und Ausgleichung des weltregierenden Geistes der kirchlichen Welt zum Heil, denn hätte bey den an-

a) Plinius Libr. X. epist. 96.

gedeuteten Verirrungen die Reformation überall die Oberherrschaft erkämpfet, so gäbe es ihrer, hier und dort später genommenen Richtung nach, heute allerwärts nur noch einen frechen, Bibel und Glauben wegkrittelnden Rationalismus; keine römische, keine evangelisch-lutherische, keine evangelisch-reformirte Kirche mehr. Werden die folgereichen Erscheinungen, die kirchliche Reformation und die gleichzeitige Entstehung des Jesuiten-Ordens in ihrer Nothwendigkeit, das ist, als Thatsachen des weltregierenden Geistes begriffen, so sind die, sich immer gleichbleibenden, aus dem Wesen der einen und der andern im Widerstreite hervortretenden Richtungen nicht mehr zu verkennen. Was immer auch Luther, Zwingli, Calvin etc. und ihre Schüler, als Werkzeuge höherer Macht, sich bewusst, oder unbewusst, in ihrem Feuereifer, nach ihrer Eigenthümlichkeit bezweckten oder bewirkten, der Geist bediente sich ihres Werkes zu einem höhern, von ihrem Wollen völlig unabhängigen, von ihrer Absicht ganz verschiedenen Ziele. Die Reformation des Kirchenwesens in Lehre, Cultus, Zucht entstand und arbeitete fort in der geraden Richtung das entartete Papstthum zu untergraben, die urchristliche, apostolische Kirche wieder herzustellen, den in geistiger Unmündigkeit festgehaltenen Gläubigen die Mündigkeit aufzudringen; aber der weltregierende Geist gab ihrem Treiben die höhere Richtung: die schlecht verwalteten Weltreiche zu erschüttern, das hohe Priesterthum dem

heiligen Geiste der Hierarchie zu unterwerfen, die Völker zur echten Nationalität zu erheben, eine neue Staatenordnung zu gebären.

LXXXVII.

Und was auch Ignatius von Lojola, Jacob Lainer, Claudius Aquaviva, ihrer Gesellschaft vorzügliche Bildner, dann viele ausgezeichnete Mitglieder derselben für Missionen bey den Heiden, für Ketzerbezwingung, Sünderbekehrung, Jugendunterricht, mathematische und physische Kenntnisse Heilsames gethan und vorbereitet haben mochten; ihr Orden musste und wird wieder der Macht des Geistes unterliegen; denn er entstand, schritt fort, fiel und steht wieder auf mit der Tendenz, die besondere und die höhere Richtung der Reformation umzukehren; folglich das sinkende Papstthum zu unterstützen, und durch vermessenen Kampf wider die Herrschaft des hierarchischen Geistes, das Priesterthum völlig aufzulösen; die Völker in aufgedrungener Unmündigkeit gefangen zu halten, dadurch allen Hochsinn der Nationalität zu vertilgen; die erschlafften und erschütterten Weltreiche durch seine Einmischung in ihre Angelegenheiten zu verwirren, damit die Gestaltung einer neuen Staatenordnung hintertrieben werde. Von dem Augenblicke an, als die Reformation überall bedeutenden Anhang fand, und der Jesuiten-Orden günstige Aufnahme erhielt, wurde auch ihr gegenseitiger Widerstreit, und in ihren Einwirkungen auf die öffentli-

chen Angelegenheiten der einen wie des andern eigenthümliche Richtung sichtbar. Rüstig und ausdauernd standen beyde gegeneinander im heftigen Kampfe zwischen Politik und Theologie, zwischen Reich und Kirche; doch verschafften ihre wechselnden Eroberungen nicht ihnen selbst, sondern durch die mächtigere Wendung und Ausgleichung des Geistes dem Hochsinne der Nationalität und der Macht der Einen und ewigen, im reinen Christenthume waltenden Religion den eigentlichen und endlichen Sieg. Darum musste der Orden, als unbewegliche Stütze des alten Verderbens, fallen, und die bereits wankende evangelische Kirche nach dem Untergange ihres offenbaren Feindes, sogleich von einem neuen, von dem, unter Vorgeben einer nothwendigen, dem Zeitgeiste angemessenen Aufklärung waltenden protestirenden Rationalismus überfallen werden; sollte das Gericht des weltregierenden Geistes beginnen und überall treffen; sollten Europa's Völker aus entwürdigender Geistes-Trägheit durch ihre eigenen Wunden aufgeschreckt, zu einer Lebenskraft erwachen; sollte das ganze Menschengeschlecht, durch das Schmerzgefühl seiner drückenden Leiden zu dem lebendigen Glauben der Gottseligen an eine strenge und gerecht vergeltende Vorsehung bekehret werden; sollten nicht mehr Päpste, Orden und theologische Reformatoren, sondern weltliche Fürsten die Quelle der allgemeinen Noth in dem leidigen Verfalle des evangelischen Christenthumes erkennend, sich zur Erneuerung

und Aufrechthaltung desselben verbinden, und den Buchstaben ihres heiligen Bundes, durch die ihnen zu Gebothe stehenden Machtmittel zu kräftigem Leben befördern.

LXXXVIII.

Ein grosser Monarch hat in unsern Tagen den Augsburger- und den Schweizer-Confessions-Genossen seines Reiches erlaubt, in kirchlicher und diplomatischer Sprache, anstatt der auf einer einzigen historischen Thatsache beruhenden Benennung, Protestantische Kirche; sich vorzugsweise Evangelische Kirche zu nennen. Ein verehrungswürdiger König hat seiner Landes-Censur aufgegeben, soviel möglich darauf zu halten, dass in den ihr vorgelegten Druckschriften, anstatt der Benennung Protestantische Kirche und Protestanten, die würdigere, Evangelische Confessions-Genossen und Evangelische Kirche gesetzt werde. Die, auf sein Geheiss von einigen Geistlichen der Residenz mit gewissenhafter Beachtung des Geistes, der ersten Kirche und der ersten Reformatoren entworfene, geprüfte und von dem Könige genehmigte Kirchen-Agende, so wie die von Ihm darüber ausgegangenen Cabinets-Schreiben wissen nur von uralten Formen der christlichen Kirche, nur von evangelischen Ländern, nur von einer evangelischen Kirche; nichts von protestantischer Kirche und Protestanten. In Schweden, welches über drey, und in Dänemark das mehr als zwey Millionen evangelischer Confessions-Genossen

zählet, sind die Benennungen: Protestantische Kirche, Protestant und Protestantismus in der Schrift-, Kirchen- und Staatssprache völlig fremd; eben so in Ungarn und Siebenbürgen, wo über zwey Millionen theils evangelisch-lutherische, theils evangelisch-reformirte Christen von sechs Superintendenten und zweytausend sechshundert Pfarrern mit Pastoral-Sorgfalt gepfleget werden, deren Keinem es bis jetzt in den Sinn gekommen ist, sich im Dienst und in Schriften anders zu nennen, als wie sie in sämmtlichen Reichsgesetzen und Staatsschriften von jeher genannt worden sind und noch genannt werden; Evangelische, Reformirte, Schweizer- und Augsburger-Confessions-Genossen. Nur bey der, gegen jene Reiche nicht vergleichbaren Anzahl Lutheraner und Reformirten im nördlichen Deutschland sind noch die Bezeichnungen Protestant, Protestantische Kirche, Protestantismus nicht nur beliebt, sondern werden auch gegen jedermann, der sich dawider erkläret, bald mit unhaltbaren Gründen, bald mit boshaften Vorwürfen eines heimlichen Papismus, Jesuitismus oder Obscurantismus muthig behauptet.

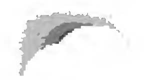
LXXXIX.

Dafür wird unsere, im religiösen Forschen, im scharfen und bestimmten Denken fortgeschrittene Nachkommenschaft sich wundern müssen, wie es möglich war, dass in unsern Tagen noch von einer protestantischen Kirche und von einer Kirche

der Protestanten, sogar von scharfsinnigern Denkern, war geredet worden. Sämmtliche Kirchen, die Lateinische, wie die Griechische, die Englische, Dänische, Schwedische, die Lutherische, wie die Reformirte, sind protestantisch, weil jede für sich wider die Auctorität und Bevormundung aller andern protestirt. Eine Kirche der Protestanten aber kann nur in Einer Beziehung verständigen Sinn haben; wenn unter Protestanten die Verfechter des kirchlichen Supranaturalismus und die Prediger des theologischen Naturalismus begriffen, und als zwey sich widerstreitende Parteyen betrachtet werden, deren die eine das bloss verständige Christenthum für ein auf Flugsand aufgeführtes Luftgebäude hält; die andere das geoffenbarte, von Aposteln überlieferte Christenthum für vernunft- und zeitgeistwidrig erkläret; die erste gegen die letzte ihren, auf göttliche Auctorität gestützten Vernunftglauben an das geoffenbarte Evangelium; die letzte gegen die erste ihren, aller Offenbarung widersprechenden Verstandesdünkel behauptet.

XC.

Eine unbefangene und religiöse Betrachtung des Zustandes, in dem sich die evangelische Kirche heut zu Tage befindet, führet zu dem unläugbaren Resultat, dass sie durch die Zerstörungen und Neuerungen des theologischen Naturalismus nicht minder tief gesunken, als die apostolische und urchrist-



liche Kirche vom dritten Jahrhunderte an bis in das sechzehnte, durch die Anmassungen, Erfindungen und Neuerungen der Päpste, Bischöfe und Mönche in tiefen Verfall gerathen war; dass folglich die tiefgesunkene, jetzt eben so, wie im sechzehnten, die tiefverfallene einer durchgreifenden Reform bedürfe: welche jedoch von dem Protestantismus, wie er sich im Laufe der letzten achtzig Jahre constituirt und dargestellt hat, eben so wenig, als von dem Papismus, wie er durch funfzehn Jahrhunderte schon waltet, erwarten lässt. Dieser entzog von jeher der Vernunft das Recht des vorzüglichsten Antheils an freyer Prüfung der kirchlichen Dogmen; jener will mit Unterdrückung der gläubigen Vernunft den klügelnden Verstand zum einzigen und höchsten Schiedsrichter über die Offenbarung und über die Echtheit ihrer Quellen erheben; wodurch seine kühnen Wortführer sich schon sehr geschäftig bewiesen haben, einige evangelische Abschnitte, das ganze Evangelium Joannis, und einige apostolische Sendschreiben von den Erkenntnissquellen des Christenthumes, als unecht auszuschliessen.

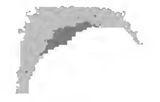
XCI.

Gegen das Kämpfen des Papismus wider die Vernunft lässt sich gründlich behaupten, dass durch die erste Bedingung des Bestandes der christlichen Kirche, — durch den statutarischen, ihren ältesten Schülern überlieferten Lehrbegriff den Wahrheit forschenden Gliedern der Kirche die Freyheit der

Untersuchung keineswegas entzogen worden sey. Denn deutliche Aussprüche der heiligen Schriften und einleuchtende Vernunft-Ideen können sich einander nie widerstreben. Zeiget sich ein Widerspruch, so ist er nur scheinbar. Vernunft-Ideen die den Offenbarungen der heiligen Schriften entgegen wären, beruheten auf einer Täuschung und einer Verwechselung mit Verstandesbegriffen; und bey Bibelstellen, wenn sie gegen klare Vernunft-Ideen anzulaufen scheinen, kann man für gewiss annehmen das man jene unrichtig verstanden hat.

XCII.

Der Anmassung des Protestantismus, den klügelnden und krittelnden Verstand zum einzigen und höchsten Schiedsrichter über die Echtheit und den Inhalt des geoffenbarten Evangeliums zu setzen, wird mit Recht Folgendes entgegengesetzt: Da ohne Vernunft (Intelligentia) als die Grundkraft des Geistes, als das Vermögen, das Unbedingte, Ursprüngliche und Göttliche zu erkennen, überall keine echte, in das Leben eingreifende Religions-Erkenntniss, und keine, sey es subjective, sey es objective Offenbarung möglich ist; da alle Offenbarung des göttlichen Geistes von aussen her zu dem Menschen, von der Vernunft allein vernommen werden kann, folglich alle religiöse Wahrheit und Erkenntniss aus der Vernunft hervortreten muss; und der Verstand (Ratio) die Gränzen seines Gebiethes, — der Erfahrungswelt — nicht überschreiten, und nicht alles,



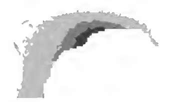
was die Vernunft vernimmt, verständlich finden und verstehen wollen darf; da endlich der religiöse Glaube seine Wurzel in echter Herzensdemuth, und seine Blüthe im Lichte der Vernunft hat: das Untersuchen aber Sache des Verstandes ist, welcher lediglich für die Zeit und für die Sinnenwelt gegeben, in Erforschung übersinnlicher, ewiger und göttlicher Dinge das Licht und die Sehkraft erst von der Vernunft erhalten kann; — so ist die Untersuchungsfreyheit rechtschaffener Kirchenglieder an folgenden Gränzpunct gebunden: die Aufsuchung der Gründe für geoffenbarte Lehren von und mit dem religiösen Vernunftwissen von Gottes einzigem und ewigem Seyn und der absoluten Abhängigkeit des menschlichen Geistes von ihm, ausgehen und nur den Zweck haben, das, was man schon, durch die Bibel geoffenbaret, als Wahr anerkennet, auch als vernunftgemäss darzustellen. Das Fortschreiten in der Erkenntniss des geoffenbarten Lehrbegriffes soll ein wahres Fortschreiten, keine Veränderung oder Aufhebung des Lehrbegriffs seyn. Die Wahrheiten desselben sollen durch die Untersuchung deutlicher auseinander gesetzt, schärfer bestimmt, vollständiger aufgefasst, und einleuchtender bewiesen werden; aber irgend etwas in der Offenbarung verändern, etwas Vorhandenes wegnehmen, oder etwas Neues und Fremdartiges hinzusetzen, löset das Christenthum und die christliche Kirche in ihrem Wesen auf.

XCIII.

Eben so heisst **Reformiren**, das Vorhandene sichten, läutern, aussondern, und nach einer festgehaltenen Richtschnur zu einem folgerichtigen Ganzen einigen; nicht das Vorhandene vollends zerstören und völlig Neues aufstellen. — Eingeschlichene, unhaltbare Neuerungen aufheben, und das Alte, Bewährte in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherstellen, kann rechtlicher Weise nicht Neuerung, und wenn es im Kirchenwesen mit dem Kriterio dessen, was durch die ersten drey kirchlichen Jahrhunderte **semper, quod ubique, quod ab omnibus** für wahr und für heilsam erkannt wurde, geschieht, nicht **neuernder Gewissenszwang** genannt werden. Eben so wenig können im Kirchenwesen ursprünglich unbefugte Anmassungen auch durch die längste Verjährung fortgesetzt, kein Recht begründen; und allmählig eingeschlichene, dem Kirchenzwecke widerstreitende Missbräuche und Observanzen auch durch die längste Verjährung in kein Jus consuetudinarium übergehen; wenn also dergleichen Anmassungen, Missbräuche, Obervanzen abgeschafft werden, kann weder über Gewissenszwang, noch über Verletzung evangelischer Freyheit Klage Statt haben.

XCIV.

Es dürften demnach die, zu durchgreifender Reform des evangelischen Kirchenwesens von Gottes Geiste berufenen, und von der Staatsgewalt verordneten Arbeiter, bey dem ihnen übertragenen



Werke nur von dem Einen Grundtriebe der ersten Reformatoren, von reiner, inniger, tiefer Religiosität sich leiten lassen; der andere Grundtrieb, brennender Hass gegen den im Heiligthume der evangelischen Kirche herrschenden Gräuel, hat in der tiefgesunkenen evangelischen Kirche keinen Gegenstand mehr, weil der protestirende Rationalismus und der theologische Naturalismus nichts Positives in sie hineingetragen, nur viel Urchristliches, Ehrwürdiges und Heiliges, unter dem leichtfertigen Vorwand papistischen Aberglaubens, zerstöret und aus ihr verbannet hat.

XCV.

Aber unerlässlich ist, dass sie aus Einem und demselben gemeinschaftlichen Gesichtspuncte ausgehen, ihn fest halten, und ihn sich zur unabweichlichen Richtschnur setzen. Dazu eignet sich aber weder der Zeitgeist, noch dessen Product, die Zeit-Cultur. — Nicht der Zeitgeist, weil die echten Diener der Kirche Jesu berufen sind, wider den Zeitgeist anzukämpfen, und seiner Profanität allen Einfluss auf kirchliche Cultus- und Zuchtbestimmungen abzuwehren. Von ihm geleitet, oder zwischen ihm und dem heiligen Geiste des Evangeliums schwankend, würden sie nur aus einer Inconsequenz in die andere verfallen und zwischen Gott und Belial schimpflich Achsel tragen. — Nicht die Zeit-Cultur, weil sie als etwas, ihrer Natur nach völlig Relatives und Wandelbares, der Allgemein-

heit und Festigkeit ermangelt, und das überall gleichförmig einzurichtende Wesentliche eines echt christlichen Kirchenthumes nicht nach relativen oder wandelbaren Zu- und Umständen bestimmt werden darf. Geschähe es, so würden dort rationalistische Pastoren und Gemeinden die Freyheit zu kritteln und zu witzeln und eine angebliche protestantische Willkür; hier religiösgesinnte und vernünftig gläubige Pastoren mit ihren Gemeinden die evangelische Freyheit und die angefochtenen Gemüths- und Gewissens-Rechte reclamiren: und wer sollte oder könnte zwischen beyden entscheiden? Die Bibel? diese würde jede Partey zwar nach dem eigenen Wortverstande, aber die eine rationalistisch, die andere vernünftig und gläubig deuten. Die weltliche Macht? die wird sich bescheiden der Entscheidung enthalten, und Frieden gebieten. — Eine allgemeine Priester-Synode? Wer könnte von derselben, entweder die rationalistisch gesinnten, oder die gottseligen, kindlich gläubigen, auf den Einsichten ihrer erleuchteten Vernunft bestehenden Priester ausschliessen; und ohne diese Ausschliessung, wer könnte verhindern, dass diese jene nicht der Gottlosigkeit, die ersten die letzten der Päpsteley, der Jesuiterey und des Obscurantismus, wenigstens im Herzen beschuldigten? wodurch sogleich die unentbehrliche Einigkeit im Geiste aufgehoben würde.

XCVI.

Zu aller Reform der tiefgesunkenen Evangelischen Kirche ist das Christliche Alterthum,

das ist, die Lehre, der Cultus und die Verfassung der ersten drey kirchlichen Jahrhunderte, die einzige und sicherste Richtschnur. Es wird wohlbedächtig gesagt: Richtschnur nicht Gesetz; denn als solches könnte es mit der evangelischen Freyheit nicht bestehen; als blosse Richtschnur muss das christliche Alterthum einmüthig und allgemein geachtet werden, einmahl, weil sich dasselbe factisch ausmitteln lässt, und die Wahrheit erwiesener Thatsachen durch kein Klügeln, Kritteln und Protestiren sich aufheben lässt; dann weil der Sacer antiquitatis horror gewiss in allen durch Erziehung nicht verwahrlosten, gottselig und kirchlich gesinnten Gemüthern lebt, auf welcher Stufe der Zeit-Cultur sie auch stehen mögen; endlich weil es keinem von Unwissenheit, Eigendünkel, Hoch- und Uebermuth freyen Kirchengenossen in den Sinn kommen wird zu wähnen oder zu behaupten, dass unsere heutigen Bischöfe, Superintendenten, Pastoren und Consistoria tiefer in den Geist des Evangeliums eingedrungen; inniger von dem Lichte, von der Kraft und von der Salbung der Religion ergriffen; mit der kirchlichen Praxis der Apostel und ihrer ersten Jünger gründlicher und vollständiger bekannt; in die Weisheit die Kirche Jesu zu regieren, und die ihnen anvertrauten gläubigen Gemeinden durch Lehre und Gottesverehrung zu pflegen, zu erbauen, zu heiligen, tiefer eingeweihet seyen, als die heiligen Märterer, Bischöfe, Presbyteri und Synoden der ersten drey christlichen Jahrhunderte es

waren. Eben darum hatten sich auch Luther und die ersten Reformatoren, überall, wo ihr brennender Hass gegen den päpstlichen, bischöflichen, mönchischen Wucher, Geistesdruck und Ceremonien-Wust ihre geläuterte Religiosität frey walten liess, gewissenhaft nur an diese Richtschnur gehalten.

XCVII.

Wird für alle Reform oder verbessernde Einrichtung des evangelischen Kirchenwesens das Christliche Alterthum, das ist, das Bild der apostolischen, urchristlichen Kirche zur Richtschnur genommen, so hätten diejenigen, welche zur Arbeit an dieser Verbesserung berufen würden, ihren Blick vorzüglich auf die zwey Haupt- und Grundzüge in dem Bilde fest zu halten. Es sind: I. erhabene Einfachheit; II. Universalität, ohne Beeinträchtigung der Individualität specieller Kirchen. Die beharrliche Berücksichtigung der ersten würde zeigen, dass den Arbeitern alles an der Gediegenheit, nichts an dem Glanze ihres Werkes gelegen war; die scharfsichtige Berücksichtigung der letzten würde dem Werke, in seinem, der allgemeinen Natur, so viel möglich angemessenen Gehalte, die nöthige Dauer und Festigkeit geben; denn wie die allgemeine Natur weder Genera noch Species, sondern lauter Individua macht, so können auch die Gebilde der Menschen nur in so fern bestehen, in wie fern ihr Streben zum Universalisiren — eine nothwendige Wirkung ihrer Beschränktheit; — die

natürliche Individualität der Dinge nicht verletzt oder aufhebt.

XCVIII.

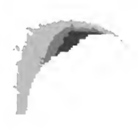
Da das Wesen der Christlichen Kirche zu ihrem Bestande; ausser dem Christlichen Lehrbegriffe und einer social-rechtlichen Verfassung, auch einen äussern gemeinschaftlichen Cultus fordert, so wäre bey der Anordnung desselben auf die Bedingungen seiner Zweckmässigkeit vorzügliche Rücksicht zu nehmen. Seiner Richtung nach, soll sich die evangelische Glaubens- und Sittenlehre darin abspiegeln; seiner Form nach, müsste er aus Symbolen, Ceremonien und Formeln bestehen, und diese müssten so beschaffen seyn, dass der hellste Geist und das gottseligste Gemüth seine eigenthümlichen religiösen Anschauungen in sie hineintragen, und in dem noch geistig unmündigen Kirchengenossen durch ihre bedeutsame Einwirkung auf sein Gefühl die Anlage zur Religiosität erweckt und bis zur Gemüthskraft entwickelt werden könnte. Der äussere gemeinschaftliche Cultus müsste daher, seiner Natur und seinem Zwecke nach, sinnlich seyn. Der Inhalt, der Umfang und die Grenzen seiner Sinnlichkeit dürften nur durch die Vereinigung der Kunst mit dem Geiste des Christlichen Alterthumes und mit der klar gefassten Idee von Religion bestimmt werden. Hört man aber auf die Stimmen, welche sich erst vor Kurzem in Bezug auf die Preussische Kirchen-Agende, theils in der kritischen Prediger-Bibliothek, theils in besondern Schriften



haben vernehmen lassen, so möchte wohl eine haltbare Reform des Cultus in der evangelischen Kirche schwerlich zu hoffen seyn. Da sollte „das dogmati-„sche Element des Christenthumes, aus der Liturgie „ganz verschwinden, und seinen Platz dem morali-„schen Elemente ausschliessend einräumen. Auf „die Lehren von der Busse, von der siegenden Gna-„de Gottes, von der geistigen Wiedergeburt, von „dem stellvertretenden Tode Jesu u. s. w., ob sie „gleich in der Bibel ihren Grund haben, sollte in „einer zweckmässigen Liturgie gar nicht hingewie-„sen werden; weil sie, bey aller biblischen Begrün-„dung, dennoch keinen Anspruch auf Wahrheit und „Allgemeingültigkeit machen können, bevor sie nicht „die Kritik der Vernunft? (des Verstandes) nach dem „Culturgrad unserer Zeit ausgehalten haben; weil „sie im Grunde nur dunkle, geheimnissvolle Wort-„krämerey, Ausbrüche eines verdunkelten Geistes „sind; weil eine zweckmässige Liturgie auch auf die-„jenigen Kirchengenossen, welche gegen jene Dogmen „des Christenthumes protestiren, Rücksicht nehmen „müsse.“ Möchten doch solche protestirende Leute lieber ehrlich und frey erklären, dass sie aufhören wollen, biblische Christen und evangelische Kirchengenossen zu seyn.

XCIX.

Wer Religion und Christenthum mit der Theologie und mit dem Kirchenwesen vermengete, der würde eine Liturgie aufstellen, deren Inhalt den religiösen Mann nicht befriedigte, dem geistig un-



mündigen Kirchengliede ein todter Buchstab wäre. Wer religiöse Erkenntniss und Religiosität mit der, gleichviel christlich oder philosophisch geformten Sittenlehre für eines und dasselbe hielte, der würde in den gemeinschaftlichen Gesängen nur gereimte Sittenregeln, in den Predigten nur ermüdende moralische Abhandlungen, und in den allgemeinen Gebethen nur irreleitende Formeln liefern, durch welche die Menschen von Gott erfahren wollen, was ihnen ihr Gewissen sagt, und von ihm verlangen sollten, was sie nie anders, als durch eigene Geistesthätigkeit erreichen können. Die Moral spricht durch Maximen Gesetze und Regeln aus; Religiosität lebt in der Anschauung, im Gefühle, in der Ruhe. Jene ist Sache des practischen Verstandes; diese lediglich das reine unbedingte Leben des Gemüthes: die erstere die Richtschnur alles Handelns, die letztere das verklärende Licht aller Handlungen. Beide müssen sich, die eine durch ihr dogmatisches, die andere durch ihr practisches Element, in einer zweckmässig geordneten Liturgie harmonisch vereinigt, darstellen. Alles Kirchenwesen ist nur Vorhof zu dem Heiligthume der Religion; alle Theologie nur Sammlung von Symbolen, durch welche die Menschen von jeher ihre religiösen Ahnungen oder Ansichten versinnlichen wollen.

C.

Dass sich die Kunst in Liturgischen Bildungen treu und genau an den Geist des christlichen Alter-

thumes halten müsse, erhellet schon aus der einzigen Bemerkung, dass die reichhaltigste Quelle aller christlichen Erkenntnisse und kirchlichen Ansichten die Bibel ist. Sie athmet durchaus den einfachen, kräftigen, hohen Geist des uralten Monotheismus und Christianismus; nichts würde an ihrer Seite grässlicher abstechen, als eine Liturgie, aus welcher sich allenthalben der kleine dürftige, gezierte und geschminkte Geist der neuern Zeit ankündigte. — „Aber immer dasselbe", sagen kluge Männer, „in dem englischen Lobgesange, in „den altkirchlichen Collecten, in dem Glaubensbe„kenntniss, in dem Gebethe des Herrn müsse end„lich ermüden; alles Erbauliche verlieren, und in „ein mechanisches Mundwerk ausarten. Sind doch „auch die vor zweyhundert funfzig Jahren einge„führten Agenden in neuerer Zeit überall bey Seite „gelegt, weil sie heut zu Tage nirgends im religiö„sen Leben des Volkes Anregungs- und Stützpuncte „mehr finden." Von dem allen liegt die Schuld nicht in den Agenden, sondern in der Geistesnoth und Herzenskälte derer, die ohne göttlichen Beruf, ohne Empfänglichkeit für die Weihe des Geistes, sich zum Dienste des Altares eingedrängt, und von ihres Gleichen die Auflegung der Hände empfangen haben, oder von ihres Gleichen in Entheiligung des heiligen Dienstes geduldet werden. Wahrhaft religiöse Priester werden sich nie als Frohnarbeiter des Volkes, das ihnen Lohn und Nahrung reicht, betrachten. Nicht bloss des Volkes wegen, sondern



weil sie das Bedürfniss ihres eigenen gottseligen Herzens dränget, werden sie zu dem Altare treten, werden denselben Englischen Lobgesang, dieselben altkirchlichen Collecten, dasselbe Glaubensbekenntniss und dasselbe Gebeth des Herrn, so wie auch die freyen Ergiessungen ihres eigenen religiösen Geistes mit immer erneuerter Rührung und immer gesteigertem Ausdrucke bethen; in Allem wird sich nur ihr mit Gott erfülltes Herz aussprechen, und in das Herz des Volkes eindringen. Da wird das semper idem ein semper aliter werden, und das Alte, von der Geisteserneuerung und Herzenserhebung des Liturgus belebt und erhöhet, wird auch in dem religiösen Leben des Volkes, wo das Volk solches Leben wirklich hat, Anregungs- und Stützpuncte finden, wo aber das Volk, das Vornehme, wie das Gemeine, des religiösen Lebens ermangelt, dort mögen sich alle Theologen der Welt zur Entwerfung einer schönen, modernen Liturgie vereinigen, ihr Machwerk, mögen es auch meisterhafte liturgische Künstler declamiren, wird nirgends zur Belehrung oder Erweckung dienen.

CI.

Soll es mit der Evangelischen Kirche besser werden, so befreye oder bewahre sie ihr Oberhaupt Jesus Christus von oder vor Miethlingen, welche, nachdem sie die Auflegung der Hände empfangen haben, in ihrem Dünkel sich für völlig fertig gemachte Seelenpfleger halten, mit pharisäischer An-

massung lehren wollen, ohne unter Leitung des göttlichen Geistes, mit treuem Fleisse gelernt zu haben und anhaltend fort zu lernen, und das Holz, das Heu, oder die Stoppeln, welche sie auf den einzigen wahren und festen Grund Jesus Christus bauen, den Gemeinden der Gläubigen mit frecher Stirn für Gottes Wort verkaufen. Indessen haben sie noch das Rühmliche an sich dass sie es leiden, Pastoren und Prediger genannt zu werden, nur nicht Priester heissen wollen; weil sie fühlen, dass sie es nicht sind, und oft genug erfahren, dass sie in ihrem geistigen Unvermögen, in ihrem verweltlichten Wandel und Anzuge von der Laienwelt auch nicht für Priester erkannt werden. Wer das geistliche Wesen im Ganzen und im Einzelnen mit geschärfter Aufmerksamkeit betrachtet hat, wird gefunden haben, dass das Kleid bey dem Geistlichen, welcher Confession er immer angehören möge, auch ausser seiner Amtsverrichtung von grösserer Wichtigkeit sey, als nach dem gemeinen Weidspruch: der Rock macht den Geistlichen nicht, gewöhnlich geglaubt wird. Der erscheinende Mensch, selbst nur ein Zeichen, wird in seinem öffentlichen Betragen häufig durch die ihn umgebenden äussern Zeichen seines Standes bestimmt.

CII.

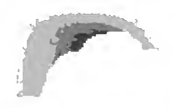
Wer in der Erkenntniss, so wie in der Sittlichkeit nicht fortschreitet, der schreitet zurück; in beyden ist kein Stillstand möglich. Darum sollten

Priester und Prediger, auch die geschäftigsten Laien im Zeitwucher übertreffen; und sie würden von ihren Amtsverrichtungen noch Zeit genug erübrigen, täglich in stiller Zurückgezogenheit auf ihren Geist zu säen, und davon für sich selber und für ihre Gemeinden Leben zu erndten. Unter ihren Amtsverhältnissen ist das des Liturgen, Altardieners und Ausspenders der Sacramente das erste und wichtigste, und als solches deutet es selbst der göttliche Stifter des Christenthumes an, in den Worten: „nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr (im Lichte und in der Kraft des göttlichen Geistes) die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ — „Mir ist gegeben alle Gewalt in dem Himmel und auf Erden; darum ausziehend nehmet zu Schülern auf, alle Völker, sie taufend im Nahmen des Vaters etc., sie lehrend halten Alles, was ich euch befohlen habe.“ Also zuerst aufnehmen, taufen, Sünden erlassen; dann lehren. Im erstern vertritt der Priester die Person Jesu Christi selbst, spricht und handelt in Jesu und seiner Kirche Nahmen und Macht; im letztern ist er sein Bothe; darum wird auch der geist-, licht- und kraftvolle Liturg alle Mahl auch bey geringerer Gelehrsamkeit zugleich als begeisterter Evangelist wirken; da hingegen der mechanische, kalte, gemüthlose Liturg, als Prediger, wäre er auch noch so gelehrt, spräche er auch noch so bündig und kunstgerecht, schwerlich jemahls wirksame Rührung und wahre Erbauung durch

seine Predigten hervorbringen wird. Jesus Christus predigte so gewaltig, dass sich das Volk über seiner Lehre entsetzte; aber Tausende werden bekennen müssen, dass sie durch das erhabene Gebeth des göttlichen Liturgus: „Vater, die Stunde ist hier, dass du deinen Sohn verklärest etc.;“ tiefer und inniger, als durch seine vortreffliche Bergpredigt im Innersten gerührt, ergriffen und durchdrungen worden sind.

CIII.

Der kirchliche Cultus fordert Wahrheit, und diese bestehet in der Angemessenheit der Formen und der Formeln zu der christlichen Glaubens-, Lehr- und Sittenlehre, so wie in der angemessenen religiösen Gemüthsstimmung des Liturgus. Die liturgischen Handlungen sollen der intellectuellen Anschauung und dem Herzen das näher und fühlbarer darlegen, was die Predigt dem Verstande zur Belehrung verkündiget; aber so harmonisch auch die Wahrheit in dem Cultus mit der Lehre zusammen wirken wolle, so geht doch alle Wirkung verloren, wenn die Wahrheit in dem Diener des Altars und des Wortes selbst vermisset wird. Angenommene Gebehrden der Würde bey dem Mangel an Würde im Innersten, wo sie durch Gottes Licht und Kraft gegründet seyn muss, wenn sie äusserlich im Gepräge der Wahrheit erscheinen will; Affectation der Demuth und Andacht bey pharisäischem Priesterstolze; falsches Pathos und betäubendes Geschrey in dem Vortrage der Gebethe und Formeln, wodurch erman-



gelnde Wärme des Herzens und heilige Begeisterung ersetzt werden sollen; zeigen dem geübtern Beobachter nur zu deutlich, und lassen es den gemeinen Mann nur zu richtig fühlen, dass der vor dem Altar oder auf der Kanzel stehende Diener der Kirche zu etwas erwecken und beleben wolle, wofür er selbst kein Leben in seinem Herzen empfindet; dass er mit etwas erbauen wolle, dass er selbst nur als gemeinen, abgenutzten Hausrath in seinem Gedächtnisse herumträgt; kurz, dass keine Wahrheit in ihm sey. Und in diesem Mangel der Wahrheit in dem Altardiener, nicht in dem semper idem der alten Agenden liegt der eigentliche Grund, aus welchem dieselben heut zu Tage in dem religiösen Leben des Volkes keine Anregungs- und Stützpuncte mehr finden; und aus eben diesem Mangel wird es den erneuerten und modernisirten Agenden nicht besser ergehen.

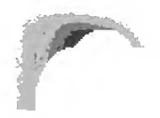
CIV.

Der äussere gemeinschaftliche Cultus ist ein Inbegriff sinnlicher Mittel zur Erweckung und Belebung des Geistigen und Göttlichen im Gemüthe der Gläubigen. Wie daher das Wahrheitsgefühl dabey nicht beleidiget werden soll, eben so wenig darf der Sinn für Schönheit und Würde widrig angesprochen werden. Der Sinn für das Schöne wird hinlänglich befriediget durch Entfernung alles Geschmackwidrigen, oder dem Geiste der kirchlichen Alterthümlichkeit und Heiligkeit widerstrebenden Modernen, weil es für den feinern kirchlichen Sinn unausbleiblich stö-

rend wird. Dies Negative ist unstreitig von grösserer Bedeutung, als alle Zurüstungen, welche zu positiver Verschönerung des Cultus gemacht werden mögen. Alles sollte hingerichtet werden auf den gemeinschaftlichen Zweck, dass auch der sichtbare Leib Christi, das ist, das Sinnliche des Kirchenthumes erbauet werde, und der ganze Bau, wie er in einander gefüget ist, wachse zu einem, auch äusserlich heilig erscheinenden Tempel in dem Herrn. In Bezug auf Anstand und Würde in Haltung und Bewegung möchte mancher Liturg bedenken, dass, wenn es ihm schon vorhinein an äusserm Anstande und innerer Würde fehlt, er sich gebehrden möge, wie er wolle, sein affectirter Anstand steife, darum widerwärtige Haltung, seine angenommene äussere Würde schlechte Schauspielerey werden müsse. Darum pflege und erhebe der wirklich von Gottes Geist berufene Priester nur treu und redlich das Göttliche im Heiligthume seines Gemüthes, so wird sich, so oft er vor Gottes Altar tritt, spricht und handelt, seine innere Verklärung von selbst, auch in seinem Aeussern, ohne seine Mühe und Anstrengung, auf das Natürlichste und Würdigste darstellen.

CV.

Aller äusserliche gemeinschaftliche Cultus ist nur Mittel zur Erweckung und Verstärkung gottseliger Gesinnungen und Gefühle; und soll als Mittel nur diesem Zwecke entsprechen, nie als seligmachendes Werk an sich betrachtet und behandelt wer-



den Er soll bewirken, dass die göttliche Wahrheit den Menschen ,inniger ergreife, wärmer in sein Herz eindringe, wirksamer für sein thätiges Zeitleben werde. Dazu ist nöthig, dass er in beharrlicher Richtung, auf das Herz zu wirken, bleibe; denn wo man bloss dem Verstande Nahrung, dergleichen auf alltäglichen Gemeinplätzen herumschweifende, oder wohl gar ökonomische, diätetische, politische Kanzelreden darbiethen wollte; wo dazu noch vor und nachher durch einen schreienden, heulenden, schleppenden Gesang das Gehör betäubet und der Geschmack gemartert wird, dort müsste der Zweck gemeinschaftlicher Gottesverehrung unfehlbar verloren gehen. Dort würde man bald nur aus Gewohnheit in die Kirche kommen, und am Ende gar nicht mehr kommen. Möchten daher würdige Altardiener nie ausser Acht lassen, dass es in allem gemeinschaftlichen Cultus weniger um kalte Belehrung, als um Erhebung, Erleuchtung, Erbauung und Begeisterung des Gemüthes zu thun sey.

CVI.

„Wenn ihr bethet, sollt ihr nicht viel plappern, „wie die Heiden. Euer Vater weiss was ihr bedür- „fet, ehe denn ihr bittet.“ Diesen Befehl des Herrn sollten manche Priester mehr beachten, so oft es ihnen anheimgestellt ist, gemeinschaftliche Gebethe oder Fürbitten zu sprechen. Es ist für das echt religiöse Gefühl empörend, wenn ein Liturg dem erhabenen Herrn Himmels und der Erde eine zierlich



gesetzte Oration vordeclamirt, oder in einem fort mit mancherley Abwechselung Ach! und Wehe! ruft, oder den Allwissenden mit einer ausführlichen Deduction aller leiblichen und geistlichen Bedürfnisse, mit einer weitschweifigen Enumeratione partium, als einen, dem Liturgus selbst gleichen Ignoranten behandelt. Man lese die Collecten der ersten christlichen Kirche mit religiösem Sinne und man wird von ihrer inhaltreichen vielumfassenden Kürze zur Verehrung hingezogen werden.

CVII.

Das evangelische Priesterthum ist unter anderm auch dadurch in Geringschätzung gerathen, weil sich die Diener des Altars in ihren liturgischen Amtsverrichtungen, mehr durch das Ansehen der Person, als durch das Evangelium und durch die Würde des heiligen Amtes, welches Gottes, nicht das ihrige ist, haben bestimmen lassen. Es ist gräulich von Gottes Altare her zu vernehmen: Ewr. Hochgeborn, Ewr. Excellenz, Herr Bräutigam, Herr Amtsbruder, Herr Candidat etc.

Die Kirche Gottes kennt keine Hof-, keine Stadt- keine Dorf-Christen; sie kennet überall nur den ihres Dienstes bedürftigen Christen, gleichviel ob er bey Hofe, oder in der Stadt, oder auf dem Dorfe seine zeitlichen Angelegenheiten treibe; und was der Priester am Altare bey Taufen und Confirmationen, bey Trauungen und Aussegnungen genesener Wöchnerinnen, bey Beichte und Abend-

mahl, bey Priesterordination und Einsetzung zu sprechen hat, das spricht er nicht in seiner Person, sondern im Nahmen Jesu und aus der Macht der Kirche, wogegen alle conventionellen Benennungen und Formen hässlich contrastiren. Der echte Priester, nicht der ihm eigenen, sondern ihm nur übertragenen Amtswürde stets eingedenk, sollte in seinen liturgischen Anreden ohne Ansehen der Person, des Standes und des Ranges, nie anders, als in der zweyten Person sprechen.

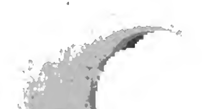
CVIII.

Ein anderes gleich wichtiges Amtsverhältniss des Priesters der Evangelischen Kirche ist das des Predigers. Möchten doch die dazu von Gott berufenen nie vergessen, dass sie nicht zierliche Wortmacher oder Declamatoren kunstgerechter Abhandlungen seyn dürfen, sondern zu Verkündigern des reinen göttlichen Wortes in dessen ganzem Umfange, zu treuen Bothen des ganzen Evangeliums Jesu auserkoren sind; und nicht in verständigen Klügeleyen menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft den ganzen Christus predigen sollen, auf dass der Glaube seiner Gemeinde bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft! Wie selten wird der ganze Christus geprediget, wie er im göttlichen Worte, als für uns und als in uns, als Erlöser, Mittler, Erleuchter, Gesetzgeber und Heiligmacher, uns zur Erlösung, Versöhnung, Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit gemacht, vorgestellt wird. Wo immer nur

von dem Glauben, von Vergebung der Sünden, von der Rechtfertigung allein, und nicht eben so oft von dem Reiche Gottes, das Gewalt, Kampf, Selbstverleugnung, Aufopferung kostet; von dem Liebesgebothe Jesu; von den Werken und Früchten des Glaubens, und von der Heiligung durch das reine Leben in Jesu geredet wird, dort wird Christus getheilt, nur halb, mithin vergeblich geprediget. Denn der Sohn Gottes ist nicht allein darum in die Welt gekommen, dass er die gefallene Menschheit mit der göttlichen Gerechtigkeit versöhnete, sondern auch, dass er durch seine Gebothe die Werke des Fleisches und des gottlosen Weltgeistes, wie ausser uns, also auch in uns zerstöre; das Reich Gottes in uns aufrichte, und uns zum Ebenbilde Gottes erneuere. Wenn der gesammte Inhalt der heiligen Schriften und jeder einzelne Ausspruch derselben von Gott zu unserer Seligkeit gegeben ist, dass sie nützen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung, oder Vermahnung in der Gerechtigkeit; so sollte auch der echt evangelische Prediger aus der gesammten heiligen Schrift, in unsern Tagen dringender und kräftiger als jemahls lehren, vermahnen, strafen, züchtigen; und nicht in einem fort nur beruhigen, beschwichtigen, in falsche Sicherheit einschläfern und Friede! Friede! rufen, wo doch kein Friede ist.

CIX.

Nur Prediger, welche ihres Amtes Würde und Pflicht nicht kennen, oder geistig unvermögend sind,



derselben zu entsprechen, können in den Wahn verfallen, der Prediger müsse sich in seinen Vorträgen durch ganz gemeine Wendungen, Redensarten und Unbestimmtheiten dem gemeinen Manne verständlich machen; wodurch sie aber nicht selten unter die zu niedrig angeschlagene Fassungskraft des gemeinen Volkes herabsinken. Geist- und gehaltlose Salbaderey, Geschwätz ohne Plan und Ordnung, ohne strenge Bestimmtheit in Begriffen, aus einigen Bibelsprüchen oder Liederversen und trivialen Gemeinplätzen zusammengestoppelt, ist keine Predigt, und wird dem gemeinen Manne unverständlicher als die scharfsinnigste Zergliederung und Bestimmung der Begriffe. Der Prediger des Evangeliums im vollen Sinne des Wortes sollte, getreu mit der Gnade, die ihm gegeben ist, wirkend, in seinen Vorträgen gerade nur so weit sich herablassen, als nöthig ist, um seine Gemeinde zu sich hinaufzuziehen. Diese Richtung hatten die Predigten Jesu; er sprach erhabene, den Meisten nicht ganz verständliche Wahrheiten aus, wohl wissend, dass erst der heilige Geist kommen müsse, um ihnen das Verständniss zu eröffnen. So predigte auch Paulus, und die Beleuchtung des Standpunctes, zu welchem er seine Gläubigen durch seine Vorträge hinaufgezogen hatte, überliess er dem heiligen Geiste. Diese Vorbilder nehmen sich echt evangelische Prediger, deren Zahl in unsern Tagen leider noch immer die kleinere ist, zur Richtschnur. Sie geben zwar dem gemeinen Volke noch Milch zur Nahrung; sie wissen aber

auch, das Molken oder trübes weissliches Wasser nicht Milch sey.

CX.

Das Verhältniss des evangelischen Priesters als *Seelenpflegers*, *Trösters*, *Rathgebers* und *Wegweisers* seiner Gemeinde vollendet ihn erst als echten Priester des Christenthumes; in diesem kann sich seine Gabe und Kraft zu wirken und Jesu Christo Seelen zu gewinnen recht frey bewegen und göttlich bewähren. Als *Liturg* und als *Prediger* ist er immer nur auf das Allgemeine, auf Alle Anwendbare beschränckt. Er gleicht darin einem Arzte, welcher, ohne auf die besondern Umstände einzelner Kranken Rücksicht nehmen zu können, eine Universal-Arzeney und allgemeine Gesundheitsregeln öffentlich bekannt macht. Die Wenigsten bedienen sich seiner Universal-Mittel; welche sie gebrauchen, nehmen sie nicht recht, oder nicht lange genug, und seine diätetischen Regeln werden von den Wenigsten beachtet. Thöricht würde er sich einbilden, er habe dadurch Kranke geheilt, und Gesunden ihre Gesundheit erhalten; er sey ein wahrer Arzt, der er doch erst bey dem Krankenbette der Einzelnen werden, und als solchen sich beurkunden kann. Denn da lernet er erst auf die Natur in ihren fast immer unerklärbaren Wirkungen merken, den verschiedenartigen Organismus des menschlichen Körpers, die Krankheiten in ihren unzählig mannigfaltigen Nüancen, Abstufungen und Complicationen, die Zweckmässigkeit, Wirksamkeit



und Anwendbarkeit seiner Heilmittel kennen. Eben so der Evangelische Priester, als Seelenpfleger, Tröster, Rathgeber und Wegweiser seiner einzelnen Pfarrkinder. Erst in dem angezeigten Verhältnisse schliesst sich ihm die verschiedenartige geistige Beschaffenheit der ihm anvertrauten Gemeindeglieder auf; da wird er mit den mannigfaltigen Seelenkrankheiten und Seelenbedürfnissen der Einzelnen bekannt; da zeiget sich ihm erst das Maass der Gnade, die in ihm ist; da findet er seiner geistigen Einwirkungen ganz empfängliche Herzen. Nicht ganze Gemeinden, wohl aber der einzelne Mensch, einzelne Familien sollen und können nach und nach geistig angefasst werden; und jeder Mensch ist der Anfassung empfänglich, wenn der Mangel an Geist, Kraft und Uebung die anfassende Hand nicht steif und ungelenkig, das spähende Auge nicht blöde und kurzsichtig, der gute Wille anzufassen, nicht träge und lahm geworden ist.

CXI.

Zu dieser ungemein heilsamen Wirksamkeit wäre die in verschiedenen evangelischen Ländern und Bezirken noch übliche Privat-Beichte ganz vorzüglich geeignet, wenn sie die Pastoren überall mitunter auch darum befördern wollten, um die Benennung Beichtvater, womit sie hier und da von ihren Eingepfarrten ohne Sinn und Bedeutung bezeichnet werden, wahr und bedeutsam zu machen. Soll aber diese Privatbeichte die Gottseligkeit, Sitt-



lichkeit und Herzensruhe des Beichtenden befördern, so müsste ihn der, von Gottes Geist beseelte Seelenpfleger also anfassen und leiten, dass seine Beichte nicht eine unnütze Hererzählung seiner Vergehungen, Sünden und häuslichen Angelegenheiten würde; sondern dass er seinem Gewissensvertrauten in zutraulicher Herzensergiessung seinen ganzen Seelenzustand, seine religiösen Ansichten, Gesinnungen und Gefühle; seine sittlichen Grundsätze, Handlungs-Maximen und Bestrebungen vollständig aufdecke; damit der Seelenpfleger in den Stand gesetzt würde, ihn im Innersten zu erschauen, und den auf dem Wege des Heils Ermatteten zu stärken und zu erquicken; den Tiefgefallenen wieder aufzurichten, den im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe Kränkelnden zu heilen, den in Verblendung und Irrthum Befangenen zu belehren, und auf den einzig rechten Weg, welcher Christus ist, zurückzuführen. Wäre die Privat-Beichte irgend etwas anderes, oder der Beichtende für die Früchte einer solchen Beichte durchaus nicht empfänglich, so läge die Schuld ihrer Zwecklosigkeit und Zeitverschwendung einerseits in der Lauigkeit und Unchristlichkeit des Laien, andererseits in der Geistesohnmacht des Seelenpflegers: und da wäre wenigstens dem letztern zu rathen, über Hesekiel III, XIII und XXXIV ernstliche Betrachtungen anzustellen.

III.

Philosophie.

CXII.

„Die Philosophie", sagt Bacon von Verulam, „gleichsam nur mit den Lippenspitzen verkostet, lenket von Gott ab: die Philosophie in vollen Zügen geschöpft, führet zu Gott wieder zurück." — Durch diesen Buchstaben spricht der Geist, dass Philosophie und Religion, beyde in ihrer höchsten Potenz Eines sind. Allein um zu dieser erhoben zu werden, müssen Beyde alle philosophische Erkenntniss und alles religiöse Wissen, aus Einer Wurzel, aus der bestimmt und klar gefassten, der Vernunft eingeschaffenen Grund-Idee von dem Einen, einzigen, selbstständigen, göttlichen Seyn ausgehen, und in derselben wieder zusammenfliessen. In so fern nun wahre Philosophie in ihrer höchsten Potenz Eines ist mit Religion, würde sie bestimmter und würdiger Σοφία τῶν ἰδεῶν, oder Theognosis, genannt werden; um so mehr als das Wort Philosophie in seiner Bedeutung zu beschränkt, in seiner Missbrauchung zu abgenützt ist; alle Erkenntniss aus Erfahrung, deren Bedeutung kein Licht der Idee aufkläret todter Buchstab wird; und blosse Verständigkeit ohne vorherrschende Ideen-Macht in allem Forschen und Erkennen nicht anders, als einseitig sich beweisen kann.

CXIII.

Ideen, das eigenthümliche Erzeugniss und zugleich Object der Vernunft, verhalten sich zu Begriffen, dem Producte des Verstandes, wie der Zirkel zu dem gegebenen Bogen, oder zu gegebenen drey Puncten. Der Bogen oder die drey Puncte sind nur Mittel, durch welche sich das Centrum offenbaret und der Zirkel nach der Krümmung des Bogens in kleinerer oder grösserer Peripherie sich darstellen will. Eben so ist der Begriff nur Mittel, durch welches die ihn belebende Idee, nach Maassgabe seines Inhaltes, seiner Bestimmtheit und Klarheit, in beschränkterem oder ausgedehnterem Umfange sich finden lässt.

CXIV.

Die berühmtesten Lichtspender aller Zeiten, Platon und Plotinus, Clemens von Alexandrien und Origenes, Augustinus und Ioannes Erigena, Malebranche und Spinoza etc., in so weit sich ihnen die übersinnliche, ewige Welt aufgeschlossen hatte, waren völlig Eines und einig in der Vernunft; das ist, in der Anschauung der Einen, der Vernunft eingeschaffenen, in unendlichen Lichtstrahlen ausströmenden, und alles was da ist, oder was nur gedacht wird, beleuchtenden Idee von dem Einen und unbedingten, ewigen und göttlichen Seyn. Ihre, der Welt kund gewordene Verschiedenheit ist nur scheinbar, nur Gebilde ihrer in der mannigfaltigsten Thätigkeit

selbst noch begränzten Verstandes; dieser muss seiner Natur gemäss, das Eine der Vernunft entzweyen, und diese gewaltsame Entzweyung durch den Begriff ist die Quelle alles Irrthumes, aller Sünde, aller Unzufriedenheit und alles Uebels. Darum ist es aber auch die Sache der Vernunft, das von dem Verstande Entzweyete wieder zu einigen. Wem daher die Kunst noch verschlossen ist, in dem geisterfüllten philosophischen und religiösen Schriftsteller nur das zu lesen, was er dachte, oder was ihm, wenn gleich sich selbst unbewusst, zur intellectuellen Anschauung vorschwebte; und sich zu erheben über das, was er, bald von dem Mangel an Schärfe der Besonnenheit gedrückt, bald von dem schwankenden Sprachgebrauche irre geleitet, sagte: der ist auch unfähig, scheinbare oder wirkliche Widersprüche aufzulösen, und zwischen dem Geiste des Schriftstellers und seinem Buchstaben der Vermittler zu werden. Der Verstand mag das Bedingte, Mannigfaltige und Endliche ergründen; aber seine Erkenntniss bleibt einseitig, dunkel und mangelhaft, bis ihm die Vernunft zu allem Bedingten das Unbedingte, zu allem Mannigfaltigen das Eine und Allgemeinste, zu allem Endlichen das Unendliche enthüllet.

CXV.

Wem es um Weisheit im Ernste zu thun ist, und sie in Producten des Geistes suchen will, der bekümmere sich weniger um das Verstehen des Buches, als um seine eigene Selbstverständi-

gung durch die Anregungen desselben. Nicht die Wahrheit oder Irrigkeit des im Buche aufgestellten Lehrgebäudes, sondern lediglich die Tauglichkeit und Brauchbarkeit der Formen oder der Bestandtheile desselben zu seinen eigenen, freyen, selbstständigen Schöpfungen suche er auszumitteln. Philosophische Schriften sind keine Speisen zu täglicher Nahrung, sie sind nur Reitzmittel, die Verdauung des aus der Weltbeschauung eingenommenen Stoffes zu befördern. Wer Philosopheme niederschreibt, will und kann damit nichts weiter liefern, als einen Grundriss, höchstens ein Modell von dem Staate Gottes, wie er in seiner innern Welt gegründet stehet. Was in dieser fest, gross, schön und herrlich ist, passt darum nicht sogleich auch in die innere Welt des Lesers; aber dienen mag es ihm zum Muster der Vergleichung, um das, was er nach eigenem Maasstabe, auf angemessenem Boden, und nach dem Umfange seines Raumes in sich bereits erbauet hat, oder erst noch bauen soll, auf seine eigene Weise zu befestigen, zu vergrössern, zu verschönern, zu verherrlichen; oder auch erst noch zu beginnen. Was der philosophische Denker in seiner Schrift auch geleugnet, oder behauptet haben mochte, sein Geist hat gewiss etwas Grösseres und Höheres umfasst, als was seine Sätze aussprechen. Diese deuten nur die Weise an, nach welcher er gebauet hat, und nichts ist völlig gleicher Abdruck von dem, was in seinem Geiste vollendet stand; und keine seiner

Formen darf des Lesers Freyheit oder Thätigkeit in eigenem Baue stören oder binden.

CXVI.

Durch viele Jahrhunderte haben aus Platon Alle geschöpft, welche tiefer in das Reich des Wahren und des Schönen dringen wollten. Seines Nahmens schämt sich Niemand; nur nennen ihn die Einen nicht, aus frommer Ehrfurcht, die Andern nennen ihn aus eitelm Stolze. Jene gleichen wahrhaft Liebenden, die nichts mehr scheuen, als den Nahmen ihrer Geliebten vor dem Menschenpöbel zu entheiligen. Diese sind die echten Schulheroen, die von Platon's Schätzen sich bereichern, um auf ihren Wanderungen mit Aristoteles die angeborne Armuth ihres Geschlechtes und ihrer Schule zu verbergen. In der alten Zeit suchte man den Ruhm weniger in der äussern Form, als in dem Inhalte des Wissens und in dem Nahmen des Lehrers, dem man anhing. Aber die Verachtung aller Höhergeweihten würde denjenigen getroffen haben, der es gewagt hätte, das Unbegrenzte der Platonischen Ideen in die engen Schranken der Aristotelischen Formen einzuzwängen. Jetzt will es der Zeitgeist anders; selbst das Evangelium und Paulus müssen sich unter Aristotelische Auslegungsregeln beugen, wenn sie gefallen und überzeugen sollen.

CXVII.

„Nur des Philosophen Seele," sagt Platon, und Aehnliches sagt auch Paulus, wird beflügelt,

denn sie ist immer mit Besonnenheit so viel möglich bey jenen Dingen, bey welchen Gott sich befindet, wodurch auch sie göttlich wird. Nur in dem rechten Gebrauche dieser Besonnenheit und mit vollkommener Weihe beharrlich geweiht, kann der Mensch wahrhaft vollkommen werden. Indem er sich nun aller gemeinmenschlichen Bestrebungen enthält, und unablässig nur im Göttlichen lebt, wollen ihn die Leute als einen Verirrten zurechtweisen; merken es aber nicht, dass er begeistert ist. Aus seinem Wahnsinne, der durch göttliche Gunst verliehen wird, entspringen ihm die grössten Güter. — „Und auch nach dem Zeugnisse der Alten ist der göttliche Wahnsinn weit vortrefflicher, als die bloss menschliche Besonnenheit. — Unzähliges kann ich rühmen von des Wahnsinnes, der von den Göttern kommt, herrlichen Thaten. — Freylich sind sie den verständigen Klüglern unglaublich, aber glaubhaft den Weisen." — Diese und ähnliche Aussprüche Platon's zeigen, wie schwer es ihm war, das Erhabene und Unermessliche, das seinen Geist überstrahlet hatte, in Begriffe zu kleiden und in Worten auszusprechen. Wer nichts weiter weiss und annimmt, als was Platon in die Schranken des Schriftstellers eingezwänget, behauptet, der wird auch nichts weiter als nachlallender Platoniker; Platon's freyer selbstthätiger Geistesgenoss nur der, welcher seine Aufmerksamkeit schärft und festhält auf das, was unter dem Vernehmen der Offenbarungen desselben in seinem Gemüthe von selbst sich

aufkläret. Platon's ältere Uebersetzer und Ausleger haben viel Aehnliches mit unsern heutigen Auslegern der Propheten, des Johannes, und des Paulus: jene waren und diese sind zwar reich an philologischer und kritischer Gelehrsamkeit; die Einen aber, wie die Andern, arm an Sinn und Herz für die grosse, unermessliche, heilige Welt, welche dieselben, so weit es möglich war, den Menschen menschlich hatten enthüllen wollen.

CXVIII.

Noch immer finden sich vornehmgelehrte Wortführer, welche die, allmählig in Vergessenheit hinsinkenden Bayle, Hume, Rousseau und den Verfasser des Systeme de la Nature, als Philosophen wollen geltend machen. Gutmüthige Eiferer warnen gegen die Schriften derselben, und Landes-Censur-Behörden verbiethen sie. Allein man hat es in der Geisteskunde nicht weit gebracht, wenn man glaubt dass man Deist, Naturalist oder Atheist aus Büchern werden könne; wo diese wirken, dort ist die edelste Empfänglichkeit des Gemüthes für die Offenbarungen der wahren Philosophie und ihrer Zwillings-Schwester der Religion, entweder noch nicht entwickelt, oder bereits erstickt. Jene sogenannten Philosophen und ihres Gleichen bezweifeln, verspotten oder lästern, entweder nur philosophische und theologische Lehrsätze der Schule, deren höhere Bedeutung ihr Verstand, mit der Vernunft entzweyet, nicht erreichen;

oder kirchliche Gebräuche, deren idealischer Richtung ihre lahme Phantasie nicht folgen kann. Sie sprechen viel von einer natürlichen, der geoffenbarten entgegengesetzten Religion; allein das Ding, welches sie unter jener Benennung anpreisen, gleicht den Kugeln, von Seifenschaume aufgeblasen, womit Knaben spielen, und welche höchstens vorübergehende Wahnsinnige für Kugeln aus Bergkrystall halten könnten. Die Schriften jener Männer sind Urkunden des grübelnden Verstandes in einem Gebiethe, in dem er, sich selbst überlassen, nur als blinder Bettler herumirret.

CXIX.

Wenn echte Philosophie nur in einem harmonisch entwickelten und ausgebildeten Gemüthe leuchten kann, so möchten Bayle und Hume schwerlich mehr als einen blossen Wiederschein von ihr gesehen haben. In beyden lag die Vernunft unter des Verstandes Uebermacht und Herrschaft gebunden. Daher ihre verworrne und verwirrende Eintheilung der Vorstellungen in Ideen und Eindrücke, welche sie stets uneins mit sich selbst, bald dem Verstande, bald dem, was sie Vernunft nannten, anweisen. Daher das Beschränkte, Unrichtige oder Mangelnde in ihren Ansichten der Verbindung der Ideen nach Aehnlichkeit, Raum und Zeit, Ursache und Wirkung; und ihre viel zu enge Umschreibung der Vernunftwelt, in der nach ihrer Lehre sich nichts weiter, als Beziehungen der Begriffe, deren Gegensatz

unmöglich, und Thatsachen der Erfahrung, deren Gegentheil stets möglich sey, darstellen sollten; daher ihre Behauptungen, unter der Form des Zweifels versteckt, dass die Welt nicht von Gott sey, dass der Zufall eine Welt bilden könne, dass für die Religion in der Vernunft durchaus kein Grund liege u. d. gl.

CXX.

In Rousseau hatten die ungeheuerste Phantasie und das reitzbarste Gefühl das kräftigere Leben der Vernunft unterdrückt; mit beyden kämpfte der scharfsinnigste Verstand um die Herrschaft, und hinderte seine Erhebung zu einem harmonischen, vollendeten, allumfassenden Gemüthe. Er lebte mehr in Träumen als in der Wirklichkeit; und seine merkwürdigsten Begebenheiten waren weniger das Erzeugniss äusserer Verhältnisse, als die Zaubergestalten einer Welt, die er sich selbst ohne idealische Wahrheit gebildet hatte. Bey entschiedener Vernunftschwäche bewährte sein Verstand einen hohen Grad von Stärke und Macht über Alles, was nur in Begriffen Realität hatte; aber diese Macht musste weichen, und der Phantasie das Steuer übergeben, sobald es darauf ankam, die idealische Ansicht von den Dingen aufzufassen, und diese dadurch in ihrer Wirklichkeit richtig zu würdigen, welches die Phantasie eben so wenig, als der Verstand vermag. Rousseau blieb daher unfähig, irgend etwas in seiner wahren Gestalt zu sehen, und die Welt, wie sie war, zu begreifen oder zu ertragen. Er dachte

langsam, und jede Anstrengung im Denken machte ihn leidenschaftlich, weil die oberste Region seiner Seele stets ein Dunkel deckte, durch welches sich die Anschauungen seiner Vernunft und die Strahlen der Idee nie merklich reflectiren konnten. — Mit weit ausgespreiteten Fittigen eilet, wenigstens für Deutschland, die Zeit herbey, in deren Hochmittagslichte, trotz dem hier und da noch heimlich schleichenden deutschen theologischen und philosophischen Naturalismus, von den französischen Luftgebilden und Nebelgestalten des Systems de la Nature, des Freret, Diderot, d'Alembert, Voltaire, und der ganzen encyklopädistischen Unwissenheit, von gesunden Augen nichts mehr wird gesehen werden.

CXXI.

Alle Dinge der sichtbaren Welt sind für uns nichts anders, als wozu wir sie verständig nach unserm Bilde formen; nicht Eines vermögen wir in seinem Wesen durch den Verstand zu fassen, und der Maassstab, nach welchem wir sie erkennen und würdigen, ist immer nur das Maass unserer Einsichten und der Schatten unserer eigenen Würdigkeit. Unzähliges und Unermessliches, was als unendliche Offenbarung des Einen ewigen Göttlichen Seyns, an sich natürlich ist, wird für unsere Verständigkeit ein Uebernatürliches, weil wir seine Möglichkeit nicht begreifen, seine Ursache nicht ergründen können. Nur durch die Anschauung des

innern Sinnes werden die Dinge an sich in Ideen erkannt, durch den Verstand nur Erscheinungen vorgestellt, und durch die Begriffe desselben nur Ideen reflectirt. Diese allein sind das Wirkliche, das Geistige, der Gegensatz der durch sie erscheinenden Dinge. Wenn nun der Geist das Wesen und das Daseyn der Dinge weder in ihnen, noch in sich selbst, sondern lediglich durch Ideen, und diese wieder nur durch die Grund-Idee von dem Einen, ewigen, göttlichen Seyn erkennen kann, so dürfte für unbedingte Wahrheit gelten: Gott ist allein das Unendliche, Wirkliche und einzig Selbstständige; nur in ihm, und durch die innigste Vereinigung mit ihm erkennet der echt philosophische Geist alle Dinge, in so fern sie sich durch Ideen in ihm darstellen. Nur durch jene Vereinigung sind ihm die Ideen aller Dinge ohne Unterlass gegenwärtig, ob sie gleich nur allmählig und einzeln in das, durch Zeit und Raum begrenzte Bewusstseyn eintreten können. Alle besondern Ideen von den Dingen sind nichts anders, als Einschränkungen oder Abschnitte der, dem Geiste eingeschaffenen Grund-Idee von dem einzig und ewig Seyenden; und alle Richtungen seines Willens zu den Dingen ausser sich nur einzelne Bestimmungen seiner wesentlichen Richtung zu Gott.

CXXII.

Sich selbst aber kann der Geist nicht in jener Grund-Idee, sondern bloss durch das innere Be-

wusstseyn wahrnehmen und beschauen. Vermag er nun nicht in Gott, sondern nur durch den Spiegel des Bewusstseyns sich selbst zu erkennen, so ist Gott auch des Geistes eigentliches Ich; dasjenige begrenzte Ding hingegen, welches sich im Bewusstseyn von dem Geiste abbildet, sein Nicht ich. Der Geist ist also in Gott; durch das Bewusstseyn aber gewahret er von seinem wahren Ich und Seyn nur den Gegenschein, welcher, in Vergleichung mit seinem Ich in Gott, fast in ein Nichts sich verliert; weil sich immer nur der kleinste und unbedeutendeste Theil seines Wesens im Bewusstseyn spiegeln kann. Hieraus schliesst sich eine eigene, vielleicht einzig richtige Ansicht von dem Ursprunge alles Irrthumes auf. Der Mensch ist nur zu geneigt zu glauben, dass Dinge, von welchen ihm noch keine Idee erschienen ist, gar nicht da seyen; und seine Urtheile von den Dingen erstrecken sich gewöhnlich weiter, als seine Ansichten davon reichen; er will im Ganzen beurtheilen, was er nur einseitig beschauet hat: folglich ist sein Urtheil in den meisten Fällen irrig; und er betrüget sich selbst, indem er wähnet, dass die von ihm nicht aufgefassten Seiten des Gegenstandes gar nicht vorhanden, oder wenigstens von der Einen ihm bekannten nicht verschieden seyen. Noch weit trüglicher sind seine Urtheile von den mannigfaltigen Beziehungen, in welchen die kleinsten wie die grössten Dinge zu einander gesetzt stehen; sie sind unendlich, und nur der unendliche Geist erkennet sie in

seinem eigenen Wesen. Kühn entscheidet dagegen der Endliche, dass über seine Fassungskraft Erhabene sey überall nicht da; und so trägt er selbst in der Vergessenheit seiner Grenzen die Schuld seines Irrthumes: denn in jedem Innewerden durch das Bewusstseyn kündiget sich zugleich die Beschränktheit des menschlichen Geistes deutlich an. Vernähme man diese Kunde in Demuth, hielte man sie in aufrichtiger Liebe zur Wahrheit fest, so würde man seltener irren. Das Seyn und die Wahrheit ist Eins. Nichts ist, als das Wahre, und nichts ist wahr, als die ewige Ordnung in den wirklichen Beziehungen der Dinge, wie sie im Universo bestimmt ist, und in der Idee des Unendlichen sich darstellt. In der reinen Vernunftanschauung derselben kann der Mensch nie irren; nur wenn er sie aus dem Himmel des Gemüthes in das irdische Gebieth des Verstandes herabziehen, daselbst in Begriffe zerlegen, und das scheinbar Einzelne als das wirkliche, Eine und Unbedingte geltend machen will, empöret er sich irrend gegen die Wahrheit. Jeder Irrthum spricht also eine Verkehrung der ewigen Ordnung aus; und wer von ihm zum Handeln sich bestimmen lässt, geräth in Zwietracht mit sich selbst, und sündiget.

CXXIII.

Eben daraus ergiebt sich eine gewiss würdige Ansicht von dem Wesen der philosophischen Tugend. Es besteht in der den ganzen Menschen beherrschenden Liebe zur unwandelbaren und ewigen

Ordnung im Weltenall. Da denn die Ideen des Seyns, der Wahrheit und der Ordnung nichts anders bezeichnen, als die wirklichen und nothwendigen Beziehungen der Grösse und Vollkommenheit, in welchen das Universum zur Gottheit steht, und der intellectuellen Anschauung sich darstellt, so lebt auch der glückliche Weise, der in allen Dingen sogleich jene Beziehungen inne wird, mit der Gottheit in derselben, obgleich minder vollständigen Erkenntniss; und in dem Verhältnisse, in welchen er nur nach ihnen seine Liebe ordnet, befolget er mit dem Unendlichen ein und dasselbe Gesetz: die Uebereinstimmung des Geistes und des Willens zwischen ihm und der Gottheit wird immer genauer, und seine Vereinigung mit derselben inniger.

CXXIV.

Wer die Dinge nach dem, was sie heissen, oder was sie scheinen, verständig und schulgerecht beurtheilen will, der muss zugleich wissen, was sie waren, auf welche Art und Weise sie entstanden sind, und woraus sie bestehen. Die Erfahrung sagt: die Dinge sind in jedem successiven Augenblicke das nicht mehr, was sie waren; und sie sind das noch nicht, was sie werden sollen. Allein hiermit gelanget man noch zu keiner philosophischen Erkenntniss. Erst die gedachte Trennung des Wesens der Dinge von ihrer Form zeiget, dass ihr Wesen war, sey und bleibe, was es ist; ihre Form, das scheinbar Wirkliche in ihnen, wahrhaft nie ge-



wesen sey. Nur die, an die Formen der Zeit und des Raumes gebundene Verstandes-Ansicht von dem Scheine der Dinge wechselt zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und bildet diesen Wechsel selbst in das Wesen der Dinge hinein. Sie sind unserer Ansicht nach nicht mehr so, wie sie eben dieser Ansicht nach waren, und sie sind noch nicht so, wie sie für unsere künftige Ansicht werden sollen. Wer unvermögend ist die erscheinende Welt anders, als in diesem, von ihm selbst ausgehenden Mittelstande, zwischen so und anders Scheinen, zu betrachten, dem ist die Vernunft- und Naturwelt noch nicht aufgeschlossen; folglich auch das Räthsel der sichtbaren noch nicht gelöset; der kann dem Wahne nicht entgehen, als schwebte, wie die Gestalt, so auch das Wesen der Dinge in einem wirklichen Mittelstande zwischen Seyn und Werden; er ist gebunden, in und ausser sich nur Wandelbares und Vergängliches zu sehen; während dem Blicke des religiösen Gemüthes auch von den sichtbaren Dingen alle Nebel der Zufälligkeit in dem Lichte der göttlichen Welt-Idee verschwinden; er sieht lediglich den Gegenschein der Gestalten, in diesen nur das Abbild göttlicher Ideen, in dem Abbilde bloss die Umrisse der Idee des Unendlichen, und in den Umrissen nur den Abglanz des Ewigen: denn die ganze Sinnenwelt ist dem erleuchteten Gemüthe nichts weiter, als ein Gegenschein des Universums; nur diess offenbaret sich ihm durch alle Gestalten, nur seine Thätigkeit erschallet ihm aus allen Tönen,

nur seine Mysterien versinnlichen sich ihm, durch alle Formen, Zeichen und Bilder.

CXXV.

Alle verständige Erkenntniss ist also nur ein Schein von dem Scheinbaren; und so wie die sichtbare Welt nur ein Bild von der unsichtbaren ist, so ist auch jener Schein, so hell und ausgedehnt er immer seyn möchte, bloss ein Symbol der Vernunftwissenschaft, welche der Begriff von der Mathematik verdeutlichen kann. Ist diese eine Mystik aller Welterkenntniss, eine idealische Wissenschaft der reinen Anschauungen des Verstandes, so giebt es auch eine Mystik der Vernunftwissenschaft; — ein wirkliches Wissen der reinen Anschauungen des innern Sinnes; ein geistiges Bewusstseyn jenseits der Grenzformen, Raum und Zeit, im Gegensatze des sinnlichen durch die Formen, Raum und Zeit, Begrenzten. Die erste wird beleuchtet von der Idee der Religion, das zweyte findet seinen Grund in der Idee der Philosophie, das letzte in der, in allen Menschen waltenden Idee des Unendlichen.

CXXVI.

Woher dem Menschen die Idee des Unendlichen, Einen, Ewigen? Nicht von Aussen her, denn nichts kann er von Aussen annehmen, bevor er nicht in seinem Innern ein Entsprechendes findet, mit dem er es vergleichen und einigen möge. — Nichts End-

liches konnte sie in ihm ausprägen; aus dem Schattenbilde desselben tritt das Unendliche nimmer hervor. Auch er selbst vermochte nicht sie durch Reflexion zu erzeugen, denn sein sinnender Verstand ist in der sichtbaren Endlichkeit der scheinenden Welt befangen. — Sie ist seiner Vernunft eingeschaffen, oder vielmehr die Vernunft in ihm ist an sich die Unendlichkeit selbst. Verstand und Phantasie können das ewige Leuchten derselben nicht verdunkeln, nicht schwächen, nicht auslöschen; will der Verstand es leugnen, so straft ihn sein Begriff von dem Endlichen der Lüge. Die Idee des Unendlichen bleibt in dem Menschen unveränderlich, und hat sie ihn bis zur Weihe der Religion erhoben, so erscheinen ihm in sich und Andern alle Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Gesinnungen, Gefühle und Handlungen, nur als dieser Idee begeisterndes Bild, sie wird in seinem tiefsten und klarsten Bewusstseyn das Denkende, das Gedachte und der Gedanke zugleich. Wer hingegen von der Sinnlichkeit in dem Gemüthe gebunden und gedrückt ist, der kann in der Anschauung seines reflectirten Ich nichts Höheres erfassen, als den Verstand, der ihn fest hält in dem Kreise seiner Schöpfung von Endlichkeit, von Zeit, Raum, Zahl und Maass.

CXXVII.

Das Eine göttliche Seyn, einzig, selbstständig, ewig, und sein Erscheinen durch ein sichtbares Universum, ist für die Anschauung und für den Begriff

nicht eines; die Möglichkeit des Erscheinens fordert einen Gegensatz, das unbedingte Seyn ein bedingt Seyendes, das Unendliche ein Endliches, die Vernunft eine Natur. Dieser Gegensatz, im göttlichen Seyn ganz aufgehoben durch die selbstständige Einheit, erzeuget in dem Erscheinen Beziehungen, in welchen die Einheit verschwindet, und in ihre Stelle Verschiedenheit und Vielheit treten. Die Selbstanschauung Gottes ist im Seyn nur Eine; aber im Erscheinen eine Unendlichkeit von Ideen, welche nothwendig in gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen. Dadurch werden sie getrennt und begrenzt, sie fallen in die Zeit und gebären eine Wirklichkeit, die nicht in sich zugleich den Grund ihrer Möglichkeit enthält, und so entstand das sichtbare Universum als Wiederschein des Göttlichen, unendlich wie dieses. in seinem Wesen; denn es ist in der Unendlichkeit der Ideen Gottes gegründet; zeitlich endlich und vergänglich, in seiner von dem Wesen getrennten Form; darum aber auch nur scheinbar, nicht wahrhaft seyend; denn Zeit, Endlichkeit und Vergänglichkeit sind lediglich Verneinungen des ewigen Seyns. Das übersinnliche Universum ist also das Element, in welchem die Vernunft anschauend und wissend lebt, wie der Wiederschein desselben, die Sinnenwelt, der Spielraum, in dem der Verstand forschend, beziehend und vergleichend bildet. Das Wissen der erstern ist einigend und bejahend; das Erkennen, Glauben, oder Wähnen des letztern stets trennend und verneinend.

Wie dessen beschränkte Thätigkeit in der Hervorbringung einer dürftigen Ontologie und Kosmologie sich ganz erschöpft, so erzeuget die freye Wirksamkeit jener eine allumfassende Theognosis und Religiosität, in welcher selbst die Dinge der sichtbaren Welt nicht mehr nach ihren Beziehungsformen und endlichen Bestimmungen, sondern nach ihrem nothwendigen Zusammenhange mit dem übersinnlichen Universo, als wahre Bejahungen Gottes, sich darstellen.

CXXVIII.

Wer noch frägt, was denn eigentlich Idee oder Vernunftanschauung sey? dem möchte schwerlich jemals eine sich gezeigt haben; beschreiben lässt sich diese göttliche Natur-, Welt- und Grossthatenseele eben so wenig, als die Seele die den menschlichen Körper belebt. Nur wo sie ist, dort kündiget sie sich in einem vollen, kräftigen, grossen Leben, wie im Denken, so im Handeln, an. Die Idee war es, was den Homer zum unerreichbaren Sänger der Odyssee und der Ilias, den Platon zum Hochgeweihten des göttlichen Wahnsinnes begeistert hatte. Die Idee gab dem Mohammed das Schwert über das Asiatische, in Lüge und Abgötterey versunkene Kirchenwesen in die Hand. Die Idee entzündete den Einsiedler von Amiens, und von eben derselben entflammt, wälzte sich beynahe der ganze West und Süd mit dem Kreutze bezeichnet nach dem Orient. Aber eben diese gewaltige Natur-, Welt- und Grossthaten-Seele wird gewiss eine ver-

derbliche zerstörende Kraft, wo nur sie in dem Menschen, der Mensch nicht auch ganz und mit klarem Bewusstseyn in ihr lebt. Machtlose, bey welchen diese Einseitigkeit der Fall ist, werden gewöhnlich Schwärmer und Fanatiker; Gewaltige hingegen, Tyrannen und Wütheriche.

CXXIX.

Ein alter Weiser meinte: man müsste die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterwerfen; das kann aber nur derjenige, der in Ideen lebt. In ihnen überschaut er alle Zeiten und alle Verhältnisse, und trifft auch immer in der Wirklichkeit den rechten Zeitpunct. Vertraut mit dem Zwecke des Lebens, handelt er bloss, damit durch ihn geschehe und in der Zeit erscheine, was in der Ewigkeit ist. Das Leben des Weltgeistes bildet sich in unendlich mannigfaltigen Ideen in die Natur hinein, und in eben so unendlich mannigfaltigen Gestalten will es für seine Selbstanschauung dargestellt werden. Ruhe kann nirgends Statt haben, als im Leben selbst und in seiner Darstellung. Der Weise muss handeln. Was er thut, kann freylich auch ein Anderer thun, aber ausser ihm kann es kein Sterblicher mehr so wie er; das ist, wie es geschehen muss und wie er es vollführt. Gerade so, und nicht anders hat das Leben des Weltgeistes seine Ideen in ihm ausgeboren; gerade in den Gestalten, die er ihnen durch sein Handeln geben kann, wollen und müssen sie erscheinen, damit sich das in ihm eingebil-

dete Leben und er sich in ihm nur so, und nicht anders, selbst beschauen möge. So wird er zur höchsten Resignation und zur einzig wahren, immer zuversichtlichen, die Dinge beherrschenden, reinmenschlichen Handlungsweise hingeleitet; denn der erste Augenblick seiner Selbstanschauung im Leben ist zugleich der Untergang seines Ich in der Idee seiner Einzelnheit im Allgemeinen.

CXXX.

Es kommt weniger darauf an, was, als darauf, in welchem Geiste man etwas thut, oder mit welcher Gewandtheit man die unselige Trennung zwischen dem Idealen und Wirklichen der Dinge vermittelt. Nur der hat die Weihe des echten Lebens empfangen, welcher bey vielseitiger Bildung und Geschicklichkeit zu Allem, ohne Stöhrung der Ruhe und Klarheit seiner innern Welt, zu jeder Zeit sich aufgelegt fühlt, entweder das Recht einer bedrängten Partey vor Gericht zu verfechten, oder in stiller Zurückgezogenheit sein liebgewonnenes Feld zu bauen; als Krieger für sein Vaterland zu kämpfen, oder als Künstler das Ideal der Schönheit in neuen Schöpfungen darzustellen; als Hofmann den Fürsten, zum Besten seines Volkes, bey guter Laune zu erhalten, oder als Priester Gottes den Gläubigen heilige Wahrheiten zu verkündigen. Universalität, nicht Einseitigkeit des Geistes ist die Bedingung, unter welcher sich dem Menschen des Lebens höhere Mysterien aufschliessen.

CXXXI.

Von dem in Ideen kräftig lebenden, und in der wirklichen Welt zum Handeln immer fertigen Geiste lässt sich alles erwarten, wozu Erfindungskraft, Ueberschauungsgabe, Vielseitigkeit der Ansichten und Freyheit des Geistes, worin sein eigentliches Wesen bestehet, erforderlich ist. Da nun auch nur diess vermögend ist, das Mechanische bey Verwaltung menschlicher Angelegenheiten gemeinnützig, allumfassend und bleibend zu beleben und zu befruchten, so wird eben der Geist, der eine neue Naturwissenschaft zu finden, oder seine Ideen in den reinsten Formen der Schönheit darzustellen, oder die in ihm lebende Harmonie einer göttlichen Welt in den angemessensten Tönen auszusprechen, oder Gottes Wahrheit in siegender Beweisung des Geistes und der Kraft vorzutragen weiss, so bald er sich nur des überall unvermeidlichen Mechanismus bemächtigen will, auch in jedem Verhältnisse, in welchem die Idee den Mechanismus beherrschen soll, auf seinem eigenthümlichen Platze sich befinden. Wird er aber gegen seine Neigung und seinen Willen an den Rechentisch angeschmiedet, oder unter dem Joche des kleinen Dienstes zu Boden gedrückt, so ist er verloren. —

Dass man doch den Ideen-Reichthum des Genies nie mit der Gelehrsamkeit des Talentes verwechselte! Das erstere schaffet und findet durch alle Verworrenheit der Umstände den sichersten Ausweg; wo aber unter verwickeltern Lebensverhältnis-

sen gehandelt werden soll, dort ist gerade mit den Gelehrten am wenigsten anzufangen, weil sie gewohnt sind, immer nur an das Einzelne, Einseitige, Bestimmte und Beschränkte sich zu halten und anzuklammern. — Uebrigens abgesehen von Genie und Talent, kann überhaupt nur derjenige in der Erscheinungswelt recht zuversichtlich handeln und fruchtbar wirken, in dem das Chaos der Ideenwelt unter dem Machtworte der Religion und Philosophie: es werde Licht! im Gemüthe sich völlig geordnet und aufgehellet hat.

CXXXII.

Was ist Leben, was ist Tod in der Selbstanschauung Gottes? — Jenes, überall, in den unzähligen Sternenwelten, wie in den düstern Grüften und Abgründen des kleinen Erdballs; von ihm dem einzig und ewig Seyenden ausgegossen: Der Tod, — nirgends. — Doch nicht das Leben ist in den Dingen, sondern die Dinge sind in dem Leben; und alles was sie sind und was sie scheinen, ist wesentlich in ihm gegründet; nur die Art ihres Seyns im Leben ist wechselnd und mannigfaltig; und auch das scheinbar Todte in ihnen ist nicht todt in ihrem Wesen; ist nur ihr unbekanntes oder unsichtbar gewordenes Seyn im Leben. Ruhe ist nicht Tod, und frey steht es der Natur, ihr allumfassendes göttliches Leben dort durch wechselnde Störung und Wiederherstellung der Eintracht, hier durch Beharrlichkeit im Gleichgewichte der Kräfte; dort durch man-

nigfaltige Thätigkeit, hier durch stätige Ruhe zu offenbaren. — Ewiger Λογός! Sohn Gottes! Geist der Natur! schütze meine Vernunft gegen den verständigen Wahnsinn, der Deine unermessliche Schöpferkraft nur als unterthänige Magd der blinden Nothwendigkeit sieht! Lass die heilige Mutter aller Welten und Dinge mich so erkennen, wie sie in ihrer unwandelbaren Gesetzmässigkeit frey, und zugleich in ihrer unbedingten Freyheit gesetzmässig, Deine ewigen Ideen für uns in der Zeit geboren hat, und immer noch fortgebiert!

CXXXIII.

Es ist nicht nur möglich, es ist gewiss, dass der Geist in gewissen Augenblicken mit ausserordentlicher Macht in gerader Beziehung auf sich, auf die Seele eines Andern wirken und diese Einwirkung sich in der Seele des Wirkenden allergreifender ankündigen könne. Geschieht es, so entstehet das in ihm, was man plötzliches Gefühl der Ahnung, Sehnsucht, Wehmuth und dergleichen nennt. Jene Einwirkung kann so gewaltig werden, dass sie das Bewusstseyn zu einem sonst unerreichbaren Grade von Stärke und Klarheit erhebt, und die Phantasie zur schaffenden Thätigkeit unwiderstehlich nöthiget. In ihrem kräftigsten Schwunge, bildet sie dann, gleichviel ob im träumenden, oder im wachenden Zustande, sogar Gestalten, welche im Schlafe aus dem Gebiethe des innern Sinnes nicht heraustreten; im Wachen aber sogar als sichtbare Wirklichkeiten sich

zeigen können, weil unter einem so starken Drucke der erhöhten und thätigen Phantasie die Verwirrung, Verwechselung, oder Ineinanderfliessung des innern und des äussern Sinnes unvermeidlich ist. Diess kann für die eigentliche Genesis aller Visionen gelten; und den Glauben eines Andern an die ihm auf solchem Wege gewordene Vision bestreiten, ist vergebliches Vorhaben. Sie ist der Abglanz dessen, was die Einwirkung des Geistes in seiner Seele unsichtbar hervorgebracht hat; sie ist das versinnlichte Bild der Idee, zu deren Anschauung sein Gemüth hingerissen worden ist: für ihn hat sie die Wahrheit des Gegenstandes und die Wahrheit der Anschauung.

CXXXIV.

Träume sind die Mystik unsers symbolischen Lebens, nichts mehr und nichts weniger, als von der Phantasie geschaffene Bilder des freyen, von Zeit und Raum losgebundenen Daseyns der Seele. Jeder Traum ist in sich ein vollendetes, genau zusammenhängendes Ganzes: seine scheinbare Verwirrung oder Ungereimtheit liegt nicht in ihm, sondern in uns. Raum- und zeitlos reflectirt die Seele ihr innigstes Leben fort; aber nur die seltsamsten und auffallendesten Aeusserungen desselben können sich bildlich in dem begrenzten Bewusstseyn abspiegeln.

In den drey grossen Blättern des Peter Aquila von Constantin's Schlacht gegen Maxentius, nach Raphael, herrscht der strengste Zusammenhang und die richtigste Einheit im Mannigfaltigen des Ganzen.

Ein Künstler, der sie noch nie gesehen hat, und auch den historischen Inhalt derselben nicht kennt, soll sie schnell überschauen, und dann aus dem Gedächtnisse die drey grossen Bilder in eine einzige kleine Zeichnung zusammenfassen; unstreitig wird er aus jedem bloss die Hauptfiguren, und von diesen auch lediglich die kräftigsten Züge, die er gleichsam nur im Fluge haschen konnte, in seine Zeichnung übertragen. Schriebe man hernach darunter: Constantin's Schlacht, nach Raphael, so würde jedermann über die alberne Erfindung und Composition, oder über die Ungeschicktheit des Copisten sich nicht genug verwundern können. — Die drey Bilder sind das freye Leben der Seele während der Abspannung des Körpers im Schlafe. Der copierende Künstler ist die Phantasie; das einzige kleine Blatt das Bewusstseyn, die Zeichnung das wunderliche Ding, das wir für den vollständigen Traum halten.

Könnten wir ihn aber auch wirklich in seiner Vollständigkeit in das Bewusstseyn aufnehmen, so würden wir uns dennoch irren, wenn wir einen treuen Abdruck jenes geistigen Seelenlebens in ihm zu sehen glaubten. Er ist auch in seiner höchsten Klarheit und Bedeutsamkeit bloss eine Versinnbildung desselben. Die Beschaffenheit, die Richtung, die Zusammenstellung, das Colorit, das Licht und den Schatten der Sinnbilder kann und muss die Phantasie nur aus der Individualität der Seele des Träumenden entlehnen; in ihrem eigentlichen, wah-

ren und innigsten Leben ist die Seele weder durch Bilder, noch durch Wortgedanken thätig; beydes sind, sowohl im wachenden Zustande, als während des Schlafes, nur Symbole der unbedingtesten Seelenthätigkeit und der reinen Gedanken.

CXXXV.

Freydenken, heisst nichts anders, als Selbstdenken; diess ist wieder etwas mehr, als Nachdenken, oder wie es eigentlich heissen sollte, Nachsprechen. — Alles Mystische ist, seinem Wesen nach unverständlich, verständlich nur das, was in dem Gebiethe des Verstandes liegt. Bloss dafür ist auch die Sprache von dem Verstande erfunden, und sie kann mit Bestimmtheit und Vollständigkeit durchaus nichts anders, als Erscheinungen, sinnliche Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe bezeichnen; an jedem Gefühle, an jeder Idee verräth sie ihre Armuth und Ohnmacht: Alles Uebersinnliche aber, alles Geistige, Ewige, Heilige und Göttliche ist über sie, wie über das Gebieth des Verstandes erhaben; und wenn dieser von allen diesen Dingen nur Wiederscheine aus der Vernunft empfangen, oder selbstthätig davon nur träumen kann, so vermag die von ihm und zu seinen Zwecken gebildete Sprache seine Wahrnehmungen aus der Vernunft, oder seine Traumbilder auch nicht anders, als symbolisch auszusprechen. Das eigentliche Organ, durch welches das Unendliche, Ewige und Göttliche den Menschen ergreift, ist das Gemüth (Νȣς, Mens) in ihm ver-

wandelt sich jede intellectuelle Anschauung in eine Idee: Will der Mensch sie ausser sich darstellen, so ist er nothgedrungen, sich so gut als möglich der Sprache des Verstandes zu bedienen, weil er noch keine Sprache des Gemüthes oder der Vernunft hat; und was in seinem Gemüthe in voller Klarheit dasteht, muss in seinem Ausdrucke mystisch, das ist, unverständlich und unbegreiflich werden und bleiben. Eine durchaus verständliche und ganz begreifliche Geister- und Seelenlehre trüge den untrüglichen Charakter ihrer Falschheit gerade in ihrer Verständlichkeit und Begreiflichkeit. Mehr oder weniger sind wir alle Freydenker, sobald wir selbst denken und nicht nachsprechen; und Mystiker werden wir, sobald wir unsere eigenen Vernunftanschauungen und Ideen von dem Unendlichen und Göttlichen, vermittelst der Sprache des Verstandes, offenbaren wollen.

CXXXVI.

Des Weisen scheinbare Musse ist nur eine freye Bewegung in dem ausgedehntesten Raume, der mit einem beträchtlichen Reichthum früherer Erfahrungen und Einsichten ausgefüllt ist. Darum kann auch nur der Weise in der Einsamkeit ausharren und seiner würdig bestehen. Doch weise wollen wir denjenigen nicht nennen, welcher mit einem dürftigen Stoff, aus Schulen, Büchern, Gesellschaften und Reisen gesammelt, sich zurückziehet, bevor ihn die Welt dankbar für seine Dienste entlas-

sen, oder unfähig, sein Licht und seine Kraft zu ertragen, aus ihren Kreisen verwiesen hat. Einem solchen müsste, im Mangel innigster, auf tiefere Welt- und Menschenkenntniss gegründeter Eintracht mit sich selbst, die Einsamkeit bald zur Plage werden, und seine Musse in müssige Geschäftigkeit ausarten. Aber auch der wahre Weise, so lange er das Kleid menschlicher Gebrechlichkeit trägt, kann selbst in der entlegensten Einöde der Menschen nicht ganz entbehren, und er darf es nicht einmahl wollen. Die Erscheinungen ihrer Erbärmlichkeit und seiner eigenen würden ihn auch dort verfolgen und erschrecken, kränken, erschüttern, oder mit sich fortreissen, hätte er sich nicht früher mitten in ihr Gewühl hineingeworfen, um die Nichtigkeit ihres Treibens und Drängens zu durchschauen. Unter dem geschäftigen Haufen, mit und für ihn arbeitend, setze er seine Kraft und Rechtschaffenheit auf die Probe, bevor er versuchet, was sie in der Zurückgezogenheit vermag: dann flüchte er sich so aus der Welt, dass, wohin er sich auch mit seiner Musse verbirgt, der Wille, dem Einzelnen wie dem Ganzen, durch Einsichten, durch Ermahnungen und durch Rathschläge zu nützen, begleite. Wie alles Himmlische und Göttliche, so erhält sich auch der Geist des Menschen nur durch stätige Bewegung, Wirksamkeit, Verwandlung; und ergötzt sich unter dem ewigen Wechsel seiner Formen nur in der Anschauung seines immer sich gleichbleibenden Selbst.

CXXXVII.

Traurig ist es, dass der Mensch von Jugend auf gewöhnt wird, sich selbst zu fliehen und zu täuschen; nur ausser sich zu leben, und in seinen Umgebungen zu suchen, was nirgends als im innern Heiligthum des Geistes sich finden lässt. Darum bleibt ihm auch bis an das Grab nichts fremder und räthselhafter als sein edleres Selbst; darum giebt er sich zerstückelt und zerrissen dem blindgewagten Spiele der zufälligen Gegenwart hin, unfähig, durch festgefasste Einigung der vorhergesehenen Zukunft mit der Vergangenheit sich zur Herrschaft über die Gegenwart, die er bestimmen sollte, zu erheben. Mögen sich demnach die Anschauungen des freyen Geistes auch noch so klar in seinem Gemüthe reflectiren, mögen sie auch noch so gewaltig sein Gefühl erschüttern, und das geängstigte Herz in banger Ungewissheit gebunden halten; die warnenden Offenbarungen und Ahnungen der Zukunft bleiben ihm unverständlich; denn nur für die kleinlichen Erscheinungen des Erdenlebens ist seine Besonnenheit entwickelt; der ihm eingeschaffene hohe, prophetische Sinn für die ewige Welt ist unter den Zerstreuungen seiner Geschäftigkeit erstorben.

CXXXVIII.

Es ist selten wahr, dass die Menschen überlegen, wenn sie Ueberlegung vorwenden, sie wollen nur sich und Andere täuschen, wollen nur ihre Geistlosigkeit, Engherzigkeit, Unentschlossenheit; oder auch ihren Mangel an Aufmerksamkeit,



Besonnenheit und reger Fassungskraft mit einem ehrsamen Worte bemänteln und Frist gewinnen, bis etwa von zufälligem Ereignisse, oder von veränderten Verhältnissen ein Ausweg, welchen sie selbst nicht zu schaffen oder zu finden wissen, ihnen dargebothen wird. Der rege, helle Geist überschauet Verkettung, Umfang, Richtung der Dinge schnell, und sein Entschluss ist das augenblickliche Werk seiner Kraft, Menschen gebiethend, Verhältnisse meisternd oder schaffend.

CXXXIX.

Es ist dem Menschen zu seinem Unglücke eigen, dass er die Täuschung mehr liebt, als die Wahrheit; und, nichts mehr als eine deutliche Ansicht und richtige Würdigung seines jedesmahligen Zustandes scheuend, sein eigener Peiniger wird. Mit ungemeiner Fertigkeit weiss er im Bilde seines vergangenen Zustandes die widrigen, in seinem gegenwärtigen die annehmlichen Züge zu verhüllen, aus jenem das Behaglichgewesene, aus diesem das Missfällige, eines wie das andere geflissentlich übertreibend, in den Vordergrund hervorzuziehen, dann beyde Zustände mit einander zu vergleichen, und so seine eigene Trübsal sich zu schaffen, seine Unzufriedenheit zu nähren und zu steigern.

CXL.

Die Grundeigenschaft eines abgeschlossenen Charakters im Menschen ist: Kraft und Ruhe in der unbedingtesten, freyesten Selbstständigkeit geeiniget.

Das untrügliche Merkmahl, wodurch diese Grundeigenschcft sich ankündiget, ist besonnene Entschlossenheit und feste Zuversicht im Handeln; wo die Kraft losgebunden, die Ruhe begründet, und beyde in der Selbstständigkeit Eines geworden sind, offenbaren sie ihr Daseyn im Kleinen wie im Grossen; denn wie die Natur dem geübten Beschauer in der kleinsten Pflanze ihre Grösse und Fülle zeiget, so kann auch der Mensch es nicht vermeiden, selbst in der unbedeutendsten Handlung, bey welcher er sich unverstellt gehen lässt, den Gehalt und die Richtung seines Innern dem aufmerksamen Kenner zu enthüllen.

CXLI.

Was ist der Mensch anders, als das einzige unerklärbare Räthsel dessen Auflösung immer nur für den gegenwärtigen Augenblick wahr, für den folgenden schon ungewiss oder falsch ist? Selbst die Tugend, im Menschen gedacht, was ist sie mehr als eine Form, die nur in dem flüchtigen Lichtstrahle, der sie trifft, erkannt wird und gefällt, mit seinem Vorübergehen verschwindet, und manchmahl der eben so zufälligen Form des Lasters Platz macht? Wo wäre der Sterbliche, der von dem ewigen Vater der Menschen einen Sicherheitsbrief erhalten hätte, dass er, allen Lokungen der Gewalt, allen Reitzungen der Wollust, und jedem Drange der Eigenliebe und der Habsucht unzugänglich oder unüberwindlich, morgen das noch seyn werde, was er heute ist. Man gebe nur Aristiden oder Catonen die



höchste Gewalt, so wird sie ihre Festigkeit bald eigensinnig, ihre Strenge trotzig und gebieterisch, ihren Eifer für Gerechtigkeit bisweilen auch grausam machen. Wahre Tugend an sich leuchtet so dürftig und bescheiden, dass sie kaum von Kennern bemerkt werden kann; darum ist in einem Gemeinwesen der Mann der gefährlichste Bürger, welchen das gesammte Volk für tugendhaft hält. Es steht nur bey ihm, wie bald er seinen angenommenen Tugendschimmer ablegen, und in seiner wahren Gestalt mit dem Medusen-Haupte der Tyranney seine Sclaven versteinern will. — Der Despotismus der Einsichten verbirgt die Fesseln, indem er sie anlegt, sie werden ungesehen getragen; der Despotismus des Reichthums vergoldet sie, sie gefallen und werden liebgewonnen; aber offenbar und ohne Schonung dringt sie der Despotismus der Tugend auf, und er ist der unerträglichste, wenn sie nicht in innigster Religiösität ihre Wurzeln geschlagen hat, und sich weigert, unter der Macht des reinen Christenthums dem ewigen Gesetze der Liebe zu huldigen.

CXLII.

Der rechtschaffene Bürger und wahre Patriot unterscheidet das Vaterland von dem Volke; für jenes ist ihm keine Aufopferung zu gross; für dieses jede zu kostbar. Er wagt alles für die Kraft und Wirksamkeit der Gesetze, nichts für die gesetzlich unstatthaften Wünsche oder Forderungen, sey es des vornehmen, oder des gebildeten, oder

des gemeinen Haufens. Er weiss, dass dessen lebhaftester Beyfall oder Dankbarkeit nur Schminke sey des Augenblickes, der den Haufen erhitzt; ein Hauch, und sie verschwindet; die hässlichen Furchen des Neides und der Eifersucht treten hervor. Er achtet die Rechte der Bürger und arbeitet für ihre Wohlfahrt; aber er wacht über die unberufenen Demagogen, welche sich beherzt für die Wiederhersteller und Erhalter des Volksthumes erklären. Er durchschauet sie und verabscheuet den Geist der Selbstsucht der sie belebt. Sie wollen sich nur für den Drang ihres Ehrgeizes Platz verschaffen, und alles was ihnen im Wege steht, in die Stürme ihres unruhigen Schwindelgeistes verwickeln.

CXLIII.

Uebertreibendes Lob und kriechende Ehrenbezeigungen können nur den ehrsüchtigen Schwächling befriedigen, dessen Daseyn und Werth bloss durch fremden Athem und leeren Schall besteht. Den Mann, der sich zwischen Verhängniss und Vaterland in die Mitte gestellt hat, erschrecken sie: Neid und Eifersucht werden erweckt, diese Furien bannen ihn in Unthätigkeit. Grosse Gesinnungen, deren Nährer er war, verlieren ihre Kraft; seine Rathschläge, welche sonst die allgemeine Wohlfahrt befördert hatten, haben kein Gewicht mehr; seine Kräfte sinken in dem schmerzlichen Gefühle seines Unvermögens zwecklos dahin. Nichtsthun wird für ihn Tugend; die grösste That, die er etwa noch

leistete, wäre nicht dauernder, als die Kraft eines Steinwurfs im Strome; er treibt einige Wassertropfen in die Höhe und verschwindet, ohne die Fluth aufzuhalten, in zwecklosen Kreisen.

CXLIV.

Bis an das Ende der Welt wird man dem bescheidenen Verdienste unzählige Mahl verweigern, was man dem kühn unternehmenden, erschütternden Geiste in Angst und Entsetzen von jeher gewähret hat. Das erstere erhält seinen äussern Werth bloss durch Anerkennung nach Begriffen, der letztere findet seine äussere Stütze in der Achtung, welche der höhere Mensch für die Macht des Willens empfindet; und in der Ehrfurcht, welche den rohern bey der Vorstellung oder Ahnung von Grösse und Gewalt ergreift. Wer entweder durch das Bedürfniss seiner Lage, oder von dem Drange zur Thätigkeit angetrieben wird, hinauszutreten in die Welt und sich einen Wirkungskreis zu suchen, der hüte sich, wie vor einem grossen Uebel, die Kraft und die Gediegenheit seines Geistes und Charakters darzulegen; er bewerbe sich lediglich um Protection, welche ihm nicht leicht fehlen wird, wenn er sich der Eigenthümlichkeit oder der geistigen Nichtigkeit des Mächtigen, von dem er Beförderung wünschet, gefällig anzuschmiegen weiss. Erst wenn ihm die in Demuth erbettelte Versorgung mit einem Amte zu Theil geworden ist, mag er sein Inneres auswärts kehren, und mit seiner Kraft, in gemes-

senen Fortschritten Gutes wirken. Die Einfältigen werden den lieben Herrgott preisen, der ihm mit dem Amte auch den Geist verliehen hat; und seine Beförderer werden sich selbst gefallen in ihrem Kennerblicke und in der weisen Wahl, welche sie an ihm getroffen haben. Stützt er sich aber noch als Suchender auf sein Verdienst, oder auf seines Werthes Bewusstseyn, so wird er überall zurückschrecken, zurückgestossen werden, und leer heimkehren, wie er ausgegangen war. So ist es nun einmahl in der bürgerlichen Welt, die selten fühlt, was ihr Noth thut; und noch seltner zu brauchen weiss, was ihr frommen könnte. Wer ihrem Dienste zu seinem Vortheile sich widmen will, darf eben so wenig, als der Diener Christi, der Selbstverleugnung ermangeln.

CXLV.

Wie die Natur in den Jahrzeiten, so hat auch der Mann eine bestimmte Grenzlinie seines Wirkens. Er erweckt die Furcht oder den Hass seiner Mitbürger, sobald er sie übersteigt; er ermüdet den Beyfall, wenn er auf dem Grenzpuncte stehen bleibt, beide Fälle bannen ihn endlich in einen thatenlosen Schlummer, aus dem ihn der Neid nicht sobald wieder erwachen lässt. Freilich ist es behaglich, in dem Lichte seiner Verdienste über tausend Andere sich erhoben zu sehen; jeder Blick von dieser angenehmen Höhe herab reizt die Begierden, sich noch höher empor zu schwingen; doch gerade diese muss der Weise der Klugheit, die ihm Mässigung



seines unbefriedigten Dranges zur Grösse befiehlt, aufopfern; und eben darin besteht der höchste Grad der Selbstverleugnung, die der Bürger sich selbst, der Tugend und dem Vaterlande schuldig ist.

CXLVI.

Gewöhnlich erkennen berühmte Welt- und Staatsmänner ihre Verirrungen erst dann, wenn Abwendung der Folgen nur durch neue Fehltritte noch möglich ist. Der Ephemeros unserer Tage, der auf der Felseninsel St. Helena untergegangen ist, hatte die Grenzlinie seines Wirkens durchbrochen, von der Wuth, die Erde und das Wasser unter dem Drucke seiner Gewalt zu sehen, sich hinreissen lassen; er hatte zu viel gewollt und gethan, und dadurch nur seine völlige Unkunde in der heilsamen, aber seltenen Kunst aufzuhören, an den Tag gelegt. Allmähliches Zurücktreten konnte ihn nicht mehr retten, der Neid konnte dadurch nicht mehr befriediget, die Furcht nicht mehr zerstreuet, der Hass nicht mehr besänftiget werden. Hätte er, beherzt und gross, die Fahne und das Schwert in der Hand, im heftigsten Schlachtsturme bey Waterlo seinem Schicksale sich entgegen geworfen, je gewagter sein Entschluss, je fester der Trotz, je höher die Würde gewesen wäre, womit er Tod, Ehre und Ruhm auf der Wahlstatt umarmet hätte, desto gewaltiger wären die Völker durch seinen Fall erschüttert worden. Durch den Nachhall seines Sturzes hätte er an Ruhm und Unsterblichkeit gewon-

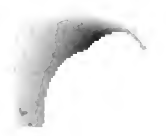
nen, was er durch feige Flucht an der Würdigung seiner Zeitgenossen und Nachkommen verlieren musste. Klio beweinet nun bey seinem einsamen, nie besuchten Grabe den Verlust einer grossen historischen Persönlichkeit, wie sie die Natur nur alle Jahrhunderte Einmahl schaft. Der Wanderer verachtet den Rosenstrauch der verdorret und ausgerottet zu seinen Füssen liegt; aber mit Entsetzen hört er das Krachen der fallenden Ceder; ihm folgt der Künstler, er nimmt den Stamm, und bildet einen Apollo daraus, vor welchem die Völker ihre Knie beugen.

CXLVII.

Gesinnungen und Enthusiasmus, von Ideen ausgegangen, wirken mächtiger, als die ängstlichen Bewegungen des Neides oder Schwärmerey von aussen her aufgereizt, oder die traurige Richtschnur kalter Vorschriften. Jene verfehlen nicht leicht den schicklichsten Augenblick zum Handeln, diese treiben zur Uebereilung. Wer aber zur Unzeit handelt, will von dem Schicksal durch schlechtes, oder durch falsches Spiel gewinnen; der Ausgang entdeckt sein Unvermögen, oder seinen Betrug; und mit Schande tritt der armselige Gauckler zurück.

CXLVIII.

Glücklicher Verbrechen gewöhnliche Folge und gewisseste Strafe ist Verblendung; in ihr erhebt sich der frecheste Uebermuth über alle Schranken der Klugheit und Mässigung, und reisst den hier



gepriesenen, dort gefürchteten oder verabscheueten Bösewicht zu Missgriffen, oder Unternehmungen fort, wodurch er sich selbst seinen unvermeidlichen Untergang bereitet. Hätten vor dem energischen, aber ungemein lasterhaften Papst Alexander VI. und seinem Sohne Caesar Borgia auch alle Thronen der Erde gezittert, hätten auch alle Dichter ihres Zeitalters sie besungen, und ihre Thaten alle Künstler in Gemälden und Sculpturen den Zeitgenossen dargestellt; die Nachwelt würde dennoch, wie wirklich geschehen ist, ihr Andenken dem Abscheu aller Rechtschaffenen Preis gegeben haben.

CXLIX.

Platon, Phocion, Scipio, Marc-Aurel, werden immerfort berühmt; Alexander, Cäsar, Attila, Tamerlan und ihres Gleichen nur berüchtigt bleiben. Bewunderung und Ruf huldigen immer nur dem gleissenden Spiele eines glücklichen Augenblickes; der Ruhm verkündiget die im Verborgenen wirkende Macht und Majestät der Idee. Kein Eroberer, als solcher, hat je sich Ruhm erworben; sein höchster Lohn war immer nur der Ruf: denn nie war es Verdienst dem reifen Manne, wenn er einen matten Greis besieget, oder einen Haufen muthwilliger Knaben auseinander gejagt hatte. — Die Redensart: die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes, nach ihrer sprichwörtlichen Bedeutung, auf Bewunderung, Ruf, oder Gerücht angewandt, ist in dem Munde der Vornehmen eine

Gotteslästerung, auf den Zungen der Gemeinen eine Albernheit, in Beyden eine Verrätherin ihrer innern Flachheit.

CL.

Wer Kraft oder Glück nur dazu nützet, um über die Niedrigkeit des Menschenpöbels sich glänzend zu erheben, den wird der Syrennen-Gesang des Lobes und des Rufes in Verderben stürzen; wer Lob und Ruf verachtend, in Thaten bloss nach Werth und Würde ringt, den wird die Glorie des Ruhmes, ohne sie zu suchen, überstrahlen. Die Sucht nach Ruf kann auch der gemeinste Mensch, begünstiget von dem Glücke, oder von der Armseligkeit anderer seines Gleichen, sehr leicht befriedigen; die Jagd nach Ruhm führt endlich auch den Ausgezeichnetesten durch lauter bezaubernde Lorbeerwälder in den Feenpallast der Verrücktheit. Der Ruf ist das Bekenntniss, durch welches das Zeitalter seine Schwäche beurkundet; der Ruhm, auf strenge Würdigung des Verdienstes gegründet, ist der ehrwürdige Richterspruch der unbestechlichen Nachwelt.

CLI.

Kein Darlehn bringt reichlichere Zinsen, und bezahlt sich gewisser, als das der Achtung. Viele werden am Ende sogar das, für was sie sich geachtet sehen; und die es bereits sind, übertragen ihren Werth, oft zu freygebig auf den Achtenden, um sich selbst das, ihnen dargebrachte Gold in ihrer Würdigung noch zu erhöhen.

CLII.

Die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, binden sich überall fester an Zeichen, als an die Sache; sorglos geben sie diese oft hin, lassen sich aber jene nie ohne Widerstreben entreissen, oder austauschen. Erkenntniss und Würdigung der Sache fordert Verstandesthätigkeit und höhere Bildung; Liebe und Achtung für Zeichen, nur Gemüth. In Sachen des Verstandes macht jeder heimlich bey sich, im Streite auch laut, Anspruch auf Souveränität, und auf die Unterwerfung aller Andern: in Sachen des Gemüthes begegnen sich alle Gemüthlichen als gleiche Brüder. Dort fordert der Mensch von Andern Unterordnung, welche er selbst gegen Andere verweigert; hier wirkt die im Gemüthe lebende Idee Gleichheit und Einigkeit, welche Allen behaget. Darum sinket auch kein Mensch so leicht zur Gemeinheit herab, so lange das Gemüth in ihm herrscht, so lange er im Gebiete des Idealen auf den Flügeln einer geregelten und erhöheten Phantasie getragen wird.

CLIII.

Ein scharfsichtiger und heller Verstand ohne Gemüthlichkeit bleibt zwar immer über den dichten Dunstkreis der Gemeinheit erhaben; aber Herz und Gefühl müssen endlich unter seiner Alleinherrschaft erstarren und ersterben. Uebrigens ist kein Mensch so weise, so geistig, so erhaben, dass ihm nicht dennoch einige Schlacken der Gemeinheit und der gröbern Sinnlichkeit ankleben, von welchen er

sich nur durch die Macht des Gemüthes läutern kann. Nicht die Vernunft allein, nicht der Verstand für sich, sondern das, unter der Zucht der beschauenden Vernunft wirkende Gemüth schafft Ideale und bildet eine idealische Welt; und diese ist die eigentliche Heimath der Religiosität und Philosophie; beyde sind das reinste und mächtigste Princip des Lebens und der Thätigkeit in der Geisterwelt; sie sind das Sublimat aller Gefühle des menschlichen Herzens.

CLIV.

Entwickelung und harmonische Ausbildung des Gemüthes ist das höchste Ziel aller Erziehung, ist edelste Arbeit an dem Bau des göttlichen Reiches, aus dessen Lichte und Kraft die wahre Brauchbarkeit des Menschen für die Angelegenheiten des zeitlichen Lebens von selbst erfolget. Das Sprichwort sagt: „wir lernen lehrend;" man könnte es wohl weiter ausdehnen und sagen: „indem wir in Gottes grosser Welt schaffen und erziehen, werden wir selbst geistig geschaffen und erzogen."

CLV.

Entwickeln und Lehren sind die zwey Pole, zwischen welchen die Erziehungskunst sich frey bewegen muss; der Indifferenz-Punct beyder ist die Eine Idee von dem Wesen und dem Endzwecke aller Dinge. Alles ist in dem untrennbaren, unbedingten Einen; und diess untrennbare, unbedingte Eine ist in Allem; und eben dieses nicht gegenseitige,



sondern ein- und allseitige Ineinanderseyn ist der Dinge wahres Wesen, und zugleich ihr letzter Zweck. Betrachtet man die sinnliche Erscheinung des Menschen als einen Abfall des Geistes von dem Göttlichen, und sein ganzes Daseyn in der Zeit, nur als Rückkehr, oder fortdauernde Wiedergeburt zum vollen Seyn und Leben des Geistes; so heisst Entwikkeln, sey es in dem Einzelnen, oder in der Gattung, nichts anders, als die Empfänglichkeit für die Versöhnung jenes Abfalles erwecken und erweitern; die Folgen der Erbsünde vermitteln, und bey der geistigen Wiedergeburt gerade nur so viel Hülfe leisten, als die selbstthätige Menschenkraft zu ihrem Dienste fordert. Der Kunstgeweihte Erzieher wird in dem Menschen das reine, wesentliche, unbegrenzte Denken, von dem, an einen gegebenen Stoff gebundenen, zufälligen und begrenzten Nachdenken unterscheiden; in jenem die lebendige und unauslöschliche Spur des Göttlichen erkennen; in diesem alle heilsamen und verderblichen Richtungen, welche die Folgen seines Abfalles zu dem Sinnlichen und Vergänglichen nehmen konnten, finden. Seine Entwickelungskunst wird demnach nur die Geschicklichkeit seyn, das Nachdenken seines Zöglings so zu leiten, dass er sich mit Fertigkeit der Anschauungen jenes reinen Denkens bemächtigen, sie in das Bewusstseyn herabziehen, durch die Formen der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit begrenzen und gestalten, und hiermit den Stoff, an den es gebunden war, beleben möge.



Nicht minder fest und sicher schreitet er in der Richtung zu dem zweyten Pole, der Erziehungskunst, fort. Er kennet keinen andern Zweck alles Lehrens und Lernens, als eben denselben und Einen des Entwickelns; und hierin liegt auch schon der oberste Grundsatz seiner Lehrart. Er lehret so, dass der Lehrling zur Fertigkeit gelange, in den Gegenständen durch das Besondere zu dem Allgemeinen selbstthätig hindurchzudringen, und dann die verborgene Allgemeinheit als Idee darzustellen. Mit geringer Mühe wird er zugleich in religiöser Hinsicht in demselben die Lust erwecken, den Geist des Universums, wie er sich im Besondern offenbaret, als Urschönheit, und wie er im Allgemeinen waltet, als Urwahrheit zu beschauen. Der Inhalt seiner Lehre, oder das, was der Lehrling lernend sich aneignen soll, ist ein zweck- und kunstmässig verjüngter Umfang seiner eigenen Kenntnisse, an welchen er den Lehrling nur übet, den erweiterten Umfang selbst zu finden, und das darin Begriffene frey und selbstständig zu entfalten.

CLVI.

Solches Entwickeln und Lehren wird keinen Vielwisser hervorbringen, in welchem die Gelehrsamkeit des Geistes Freyheit im Joche der Schule oder des Buches gefangen hält; oder dem alle Kenntnisse nur als nothdürftiger Hausrath, oder auch als äussere Zierde dienen. — Wie arm und kläglich steht der Mann von Kenntnissen in seiner Blösse überall



da, wenn Gemüth und Religiosität ihm mangeln! Die Wunder der Natur und die Schöpfungen der Kunst sind nur für seinen Gedächtnissprunk vorhanden. Die Gesellschaft solcher dick übertünchten Flachköpfe ist schrecklicher, als die Einsamkeit in der wüstesten Einöde.

CLVII.

Und auch höchst selten wird ein solcher Zögling hernach, als Mann, die Worte Aufklärung, Vorurtheil, Aberglauben etc. im Munde führen; er ist zu besonnen dazu, weil er weiss, dass jedes Alter und Geschlecht seinen eigenen Glauben, der es beseliget, und seine eigenen Meinungen hat, deren Grund es weder sich, noch Andern anzugeben vermag. Das fromm und zweckmässig erzogene Kind betrachtet den gestirnten Himmel als Wohnung des ewigen Vaters, und seiner schon ewig seligen Kinder, deren Bilder in den Kirchen und in dem Zimmer seiner Eltern es angenehm ansprechen und beschäftigen. — Der Jüngling oder Mann glaubt bereits, dass die Sterne Körper sind, wie die Erde, gleich dieser von Wesen nach den mannigfaltigsten Abstufungen der Zweckmässigkeit des Lebens und der Vernünftigkeit bewohnet, nach bestimmten Gesetzen leuchtend und sich bewegend. War in ihm als Kind von einem äussern Gegenstande ein Gedanke erweckt worden, so wähnte er, dass der Gegenstand zu ihm spreche; als Mann weiss er, dass der Gedanke seines Geistes, oder seines Herzens

Rede sey. Allein jenen Kinderglauben, der ihn so selig gemacht, und jenen Kinderwahn, der lauter Leben, ähnliches dem seinigen, um ihn herum gezaubert hatte, mag er als Mann eben so wenig Aberglauben und Vorurtheil schelten; als er sein gegenwärtiges Glauben und Wissen, die nach einer Reihe von Jahren schon nicht mehr dasselbe seyn werden, mit eitler Selbstgenügsamkeit, als Aufklärung, preisen will.

CLVIII.

Noch immer wird von Aufklärung, von Afteraufklärung, von Obscurantismus gesprochen. Es hat aber noch nie ein aufgeklärtes Jahrhundert, und nie ein Iahrhundert der Aufklärung; nie eine aufgeklärte Nation, Stadt, Dorf, nicht einmahl ein aufgeklärtes Haus gegeben; zu allen Zeiten und überall nur einige nach Aufklärung ringende Menschen, unter welchen aber auch nur die Wenigen, in welchen Klarheit des Geistes und Wärme des Herzens in innigster Vereinigung standen, ihr Licht erblickt haben. Afteraufklärung ist so, wie Aftertag, ein Unding. Das Geschrey eines kleinen unentwickelten, ängstlichen Ich; oder das feinere Gewebe des klügelnden Egoismus kann eben so wenig falsche Aufklärung, als gelber Bernstein falsches Gold genannt werden. Das Gebieth der Aufklärung ist in dem Innern des Menschen geschlossen; keine Macht der Verfinsterer und der Finsterlinge kann dort hineindringen; sie werden verachtet, wo das Geboth der Selbstthätigkeit des Geistes laut gewor-

den ist; und ihr Gepolter weckt dies Geboth, wo es vor ihren Bewegungen geschwiegen hat. Der Aufklärung gegenüber ist der Obscurantismus nur ein ohnmächtiges Schreckengespenst. Seine blinden Angriffe treffen immer nur den klügelnden Egoismus, oder die gottlose Freydenkerey; und gegen diese Feinde der Vereinigung zwischen Licht und Wärme ist er ein nützlicher Kämpfer.

CLIX.

Halbcultivirte Völker, der Barbarey sich rüstiger entwindend, zeigen, wie bisweilen auch Knaben und Jünglinge, vorzügliche Anlage und Liebe für das, was sie Mathematik nennen, besitzen. Es bindet den Verstand, dessen Freyheit dem, im Denken Ungeübten lästig ist, an ein Gegebenes, und hält die geschäftige Phantasie zwischen den reinen Anschauungen des Raumes und der Zeit gefangen. Die bloss Verständigen, oder minder Gebildeten, welchen in Sachen des Geistes noch nichts Höheres, Ewiges, Unendliches ahnet, bleiben bey ihren Theoremen, Formeln und Figuren stehen; aber die Sinnigern und Gemüthlichern werden unwillkührlich zur Astrologie hingezogen; und dieses uralte symbolische Nachspiel einer weit erhabnern Wissenschaft, welche mit Anfang der historischen Zeit verloren gegangen, deren Wiedererfindung und Verständniss der Nachwelt vorbehalten ist, findet noch überall, selbst unter geübtern Denkern eifrige Verehrer. Der erste Lichtfunke der Idee von dem ewigen Gesetze der

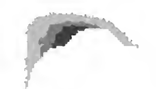
Nothwendigkeit, von vollkommenster Zweckmässigkeit und unzertrennlichster Causal-Verbindung aller Dinge unter sich, weckte zugleich Ahnungen von dem Zusammenhange der Geschichte alles Einzelnen mit den Bewegungen der Gestirne, mit der Geschichte des Universums; und sobald sich der Mensch als Theil der, in ewiger Nothwendigkeit wandelnden und waltenden Weltkräfte betrachtete, wurde ihm auch das Gesetz dieser Nothwendigkeit, an jenen unzähligen Welten erkannt, seines eigenen Schicksals Maasstab, die Deutung ihrer mannigfaltigen Wechsel und Stellungen, seines Handelns Richtschnur.

IV.

H i s t o r i e.

CLX.

Religion, Philosophie und **Historie** sind die treuesten und sichersten Lotsen des Alters in den Hafen der Ewigkeit, wenn sie in harmonischer Eintracht sich darstellen, jede der andern zur Grundlage dienet, und alle drey, von einem und demselben Geiste beseelet, wirken. Ohne Religiosität und Philosophie ist der Historiker nur Pfuscher, seine Arbeit nur Anhäufung einer zerstreuten, todten Masse von Thatsachen und Notitzen.



CLXI.

Uralt und ehrwürdig ist der Glaube, dass die Vorsehung auch in Unwissenheit oder im Irrthume verübtes Unrecht strafe: der religiöse David war davon durchdrungen; der bedeutsame Mythus von Oedipus versinnbildete ihn, der fromme Sophokles und der weise Euripides sprachen ihn aus, und so offenbaret auch der weltregierende Geist durch die Geschichten der Völker nichts unzweydeutiger und bestimmter, als dass keine Ungerechtigkeit frommt, kein Unrecht, wenn auch im Irrthume begangen, der Strafe entrinnet. Sämmtliche Weltbegebenheiten sind in ihrer höhern Richtung und Bedeutung nur die Historie des ewigen, über der Menschen kleinliche Zeitklugheit immer siegenden, göttlichen Rechtes, welches die religiösen Weisen der alten Welt in Ehrfurcht erkannt, und in dem Mythus von der furchtbaren Nemesis verkündiget hatten.

CLXII.

Die Gelehrten und die Weltklugen fordern von der Historie nicht mehr, als eine zusammenhängende Darstellung begläubigter Begebenheiten nach ihren wahren oder wahrscheinlichen Ursachen und Wirkungen, in einfacher, mit gleicher Ruhe fortschreitender Diction: ihnen sind die Commentarien des Julius Caesar ein noch nie erreichtes Meisterwerk der historischen Kunst. Weniger genügsam ist der religiöse Philosoph. Welche Begebenheit, von

Anbeginn der Welt bis auf seine Tage, möchte für ihn so wichtig seyn, dass das blosse Wissen, sie sey aus dieser oder jener Ursache geschehen, und habe diese oder jene Folge nach sich gezogen, ihm volle Befriedigung und geistiges Vergnügen gewähren könnte? Er fordert mehr; er will weniger erfahren, was und warum sich etwas zugetragen, als vielmehr wie der Sohn Gottes, der Geist des Universums, und der Genius der Menschheit frey und allumfassend in der Begebenheit gewaltet hat. Auch in der Historie will er das schöne, grosse, erhabene Leben ewiger Ideen beschauen und bewundern.

CLXIII.

Die Historie soll nie in einen Roman ausarten; noch weniger aber soll sie einer hydrographischen oder orignostischen Karte gleichen: denn nicht allein mit dem Ursprunge, oder mit den mannigfaltigen Krümmungen und Gängen der Flüsse und Gebirge; sondern mehr noch mit der unsichtbaren Kraft, welche die erstern treibt, und mit den wunderbaren Geistern, die unter den letztern hausen, wünschenwir bekannt zu werden. Die Historie soll die Begebenheiten in religiöser Beleuchtung mit philosophischer Praecision, mit vollständiger Bedeutsamkeit darstellen! Ohne das Eine oder das Andere wäre sie nichts Geschaffenes, kein Werk der Kunst, sondern lediglich eine Zusammenstellung von Sagen, Urkunden oder Schattenrissen; nur eine

Erzählung dessen, was entweder geschehen ist; oder dass es geschehen sey, erzählet worden ist; nur ein Guckkasten voll mannigfaltiger Bilder, diese möchten auch noch so bestimmt, treffend und schön sich der Anschauung darbiethen.

CLXIV.

Mit vollständiger Bedeutsamkeit ist eine Begebenheit erst dann dargestellt, wenn der religiöse Denker in ihr, nicht nur die Thatsache der Erscheinung und die Thatsache des Scheines, das ist, der Ansicht, in welcher das historische Factum geschehen ist, oder welche der Historiker von der Begebenheit gefasst hat; sondern auch die Thatsache des Geistes befriedigend ausgemittelt findet. Was liegt ihm daran, zu erfahren und zu wissen, dass im siebenten Jahrhunderte ein kraftvoller Araber, mit Nahmen Mohammed, als fanatischer Eiferer für die Lehre von Gottes Einheit auftrat, und Arabiens vornehmste Stämme für dieselbe so zu begeistern wusste, dass sie seiner Führung mit unerschütterlichem Muthe folgten und seinen Befehlen unbedingt gehorchten? Mehr leistet ihm derjenige, der diesen ausserordentlichen Mann, als das Product mehrerer Jahrhunderte, aus der geistigen Entwickelung oder Ausartung des menschlichen Geschlechtes im Orient ausgemittelt hat, seine Lehre aus seinen besondern Ansichten von Religion und Christenthum, als der einzigen Quelle herleitet und seine Thaten als nothwendige

Folgen seiner originellen Totalität hervorgehen lässt: aber völlig befriedigen kann nur der, welcher den Gesetzgeber der Araber, als leidendes oder als selbstthätiges Werkzeug einer höhern Macht darstellt; nicht auf das Portrait seiner Person, sondern auf das Bild einer Welt voll Religiosität und Kunst, welche durch die unablässig fortwirkenden Folgen seiner Lehre und seiner Thaten nach Jahrtausenden entstehen soll, hinweiset, und anschaulich zeiget, wie auch durch ihn, so wie durch Titus, Attila, Carl, Hildebrand, nur Ein und derselbe Geist des Universums zu Einem und demselben Zwecke hingewirkt habe.

CLXV.

Nur durch die vereinigte Darstellung der Thatsachen der Erscheinung, des Scheines und des Geistes, wird die Geschichte das, was sie als Werk der Kunst seyn soll; Epos des weltregierenden Geistes, Abbildung der Thätigkeit des Unendlichen im Endlichen. Die Thatsache der Erscheinung geht immer nur in der Aussenwelt vor; die Thatsache des Scheines lediglich in der innern Welt des Individuums, durch dessen Handlung die Geschichte wird, oder welches die Geschichte erzählt; die Thatsache des Geistes reflectirt sich bloss aus dem Unendlichen in dem Gemüthe des Erzählers. Bey der ersten hat entweder nur Richtigkeit oder Unrichtigkeit Statt; bey der zweyten ist bloss Muthmassung und Wahrscheinlichkeit möglich; bey der letzten allein ist

Realität und Wahrheit; denn alles, wodurch die Thätigkeit der ewigen Welt in der Zeitwelt sich ankündiget, ist wahr und reel. Immerhin mag dies Ankündigen und Aussprechen mannigfaltig, oft sogar widerstreitend scheinen, in sich ist es nur Eines, nur der Eine Abglanz des einzig und unendlich Wahren: der Schein der Mannigfaltigkeit, oder des Widerstreites, fliesst nicht aus der Thatsache des Geistes, sondern aus der menschlichen Begrenztheit in ihrer Anschauung. Hieraus folgt, dass bloss die Thatsachen der Erscheinung sich beweisen oder widerlegen, die Thatsachen des Scheines sich nur bestreiten lassen; aber weder beweisen noch widerlegen lassen sich die Thatsachen des Geistes, welche alles, was der Verstand durch Beweise, Streit und Widerlegung zu leisten begehret, übersteigen und ausschliessen.

CLXVI.

Schwerlich wird ein Kunstgeweihter den treuen Portraitmahler, den netten Copisten einer Schöpfung Raphaels, den fertigen Spieler einer Sonate von Mozart oder Haydn, bloss als solchen für einen Künstler im höhern Sinne des Wortes gelten lassen; wie könnte demnach derjenige, welcher nur die Thatsachen der Erscheinung so hinstellt, wie sie sich wirklich zugetragen, oder wie er sie nach seiner subjectiven, mithin immer einseitigen Würdigung der Zeugen gefunden hat; welcher den umgeformten Stoff nicht frey gestaltet, durch Ergreifung

des Geistes ihn nicht belebt, den Nahmen und den Ruhm eines historischen Künstlers verdienen? Er ist nichts weiter als ein Chronist, Notitzen-Ueberlieferer, Historienschreiber, wie jene nur Mahler und Musikspieler. Von dem Künstler wird mehr gefordert. Er soll das Mannigfaltige und Verschiedenartige seines Stoffes unter eine Einheit, entweder der Idee oder des Pragma's bringen; diess kann er nicht anders, als dass er die gegebenen Thatsachen in ihrer äussern und innern Causalverbindung durchschaue und darstelle.

CLXVII.

Der historische Künstler hat nicht nur im Ganzen, sondern auch bey jeder einzelnen Begebenheit auf die Fragen: Was ist geschehen? — Wie ist es geschehen? — Wozu und in welchem Zusammenhange mit der Thätigkeit des Unendlichen im Endlichen ist es geschehen? — befriedigend zu antworten; das ist: die Thatsache der Erscheinung, die Materie; die Thatsache des Scheines, die Form; auszumitteln und durch die Thatsache des Geistes, das Leben; zu verbinden und zu Einem lebendigen Gebilde zu gestalten. In der Ausmittelung der ersten leitet ihn die historische; in der Auffindung der zweyten, durch welche er nur seine und die innere Welt des Thäters objectivirt und auf die Begebenheit überträgt, die psychologische; in der Verbindung beyder mit der dritten, die Kritik des religiösen Sinnes. In der



Thatsache der Erscheinung zeigt er Gestalten der äussern Welt, in der Thatsache des Scheines offenbaret er seine eigene innere, sie auf die Thatsache und auf den Thäter übertragend; in der Thatsache des Geistes macht er die ganze Begebenheit zum Spiegel des in der Menschheit ewig lebenden und wirkenden Universums. Durch das eine arbeitet er für das Gedächtniss, durch das andere für den Verstand, durch das letzte für das Gemüth des Lesers: und alles das soll er; sonst ist er Handwerker nicht Künstler.

CLXVIII.

Die Gelehrten und die weltklugen Männer meinen: „der Historiker soll es dem denkenden Leser allein überlassen, das Wie? Warum? und Wozu? des Geschehenen aus diesem selbst, es mit seinem individuellen Gemüthe in Harmonie bringend, entziffern, und nicht vermessen dem gemüthvollen Leser vorgreifen.“ Allein wie viel Leser gäbe es wohl, welche fähig wären, dasjenige, was durch die Thätigkeit des weltregierenden Geistes mit absoluter Nothwendigkeit, und eben dadurch mit höchster Freyheit in einer historischen Begebenheit vorgeht, bloss aus den Gestalten der äussern Welt herzuleiten; das ist den göttlichen Funken des Lebens aus der Materie allein, hervorzuziehen? Dem denkenden und gemüthvollen Leser kann und will der Historiker durch sein historisches Kunstgebilde nie vorgreifen; denn unendlich sind die Anschauungs-

punkte von der göttlichen Weltregierung, unermesslich und unerschöpflich die Thatsachen des Geistes in jeder einzelnen Begebenheit; aber nur einen einzigen derselben kann der Künstler, oder der Leser, Einer diesen, der Andere jenen, unmittelbar auffassen, und im Gemüthe als selbstthätig erfasste Idee beschauen. Gerade darum soll der Künstler bey der Erzählung der Begebenheiten den Lesern in der Thatsache der Erscheinung auch die Thatsache seines Scheines, und in dieser auch seine innere Welt enthüllen; damit der denkende und gemüthliche Leser dieselbe in die seinige aufnehme, und diese dadurch erweitere. Der Künstler soll ferner beyde Thatsachen mit der Thatsache des Geistes, welche er aus seinem Anschauungspuncte von der göttlichen Weltregierung unmittelbar aufgefasst hat, und als selbstthätig erfasste Idee beschauet, in Verbindung bringen, damit der Leser zu seinem Aufgefassten und seinem selbst Erfassten das Eigenthum des Künstlers sich aneignen, und dadurch die Anschauungspuncte von der Thätigkeit des weltregierenden Geistes sich wenigstens mittelbar vermehren könne.

CLXIX.

Der Historiker erzählet: Gregorius der VII. hat den durchaus lasterhaften Kaiser Heinrich den IV. abgesetzt, und der zuchtlosen, an die weltliche Macht verkauften und von der weltlichen Macht Kirchenpfründen kaufenden Clerisey die Ehelosigkeit aufgezwungen: diess ist die Thatsache der Er-



scheinung, das Was, die Materie. Der religiöse, darum unbefangene und von Vorurtheilen freye Historiker sucht nun dazu das Wie oder die Idee, aus welcher, und die Maxime, nach welcher Gregorius also gehandelt hat; er findet sie in der Idee von der ewigen und göttlichen Hierarchie, in welcher die Idee von allem weltlichen und zeitlichen Regimente sich als derselben untergeordnet, ihm darstellte. Er erkennet, wie hieraus in Gregor die Ansicht von sich, als höchsten Verweser der ewigen und göttlichen Hierarchie sich aufschliessen, und die Maximen seines Handelns: — „Der Gottlose, der Lasterhafte habe kein Recht über „Reich und Kirche zu herrschen und der göttlichen „Hierarchie zu widerstreben; es sey eine gottlose „Anmassung, den Clerus durch Belehnung mit „weltlichen Gütern, oder durch Familien-Verbin„dungen für sich zu kaufen, und demselben Kir„chenämter und Pfründen zu verkaufen; es sey „für Zucht und Ordnung in der Kirche keine an„dere Rettung mehr, als dass dem gottlosen und „lasterhaften Herrscher über Reich und Kirche die „Macht zu schaden, genommen, und der Clerus von „der weltlichen Gewalt völlig unabhängig gemacht „werde;“ sich bilden mussten; und wie Gregor nach diesen Maximen den lasterhaften Kaiser abgesetzt; die, den Clerus der weltlichen Macht unterwerfende Simonie und das Concubinat der Geistlichen mit unerschütterlicher Beharrlichkeit verfolgt habe. Da ist die Thatsache des Scheines, das Wie, die

Form. — Und indem der Künstler erwäget, welchen Nachtheil, welche Verwirrung die Thaten des energischen Papstes und die Maximen seines Handelns für das Reich, für die Kirche, für die Weltordnung unausbleiblich nach sich ziehen mussten, sieht er auch schon in den päpstlichen Thun und in den Folgen desselben die Thätigkeit des weltregierenden Geistes, welche dadurch die Herstellung und Begründung der vollen Mündigkeit des weltlichen Regimentes, der Rechte des Gemüthes und der Freyheit des Gewissens vorbereitet hat. Indem er nun in seinem historischen Gebilde die von ihm erfasste Thatsache des Geistes mit der gegebenen Materie und mit dem ihm Scheinenden in Causalverbindung setzet und darstellet, wird dem sinnigen Leser durch die ganze Begebenheit, wie im Spiegel, die Wahrheit anschaulich gemacht, dass die Menschen unvermögend sind, in die Weltordnung irgend einen Riss oder eine Dissonanz zu machen, welche nicht schon in sich das Mittel enthielte, dem mächtigen Walten des weltregierenden Geistes dienend, den Riss wieder ganz zu machen, oder die Dissonanz in die Harmonie des Ganzen aufzulösen.

CLXX.

Der historische Künstler denkt sich während seines Gestaltens und Belebens eben so wenig mündige, oder unmündige Leser, als der bildende Künstler, während seines Bildens, weit- oder kurz-, scharf- oder blödsichtige Beschauer. Beyde wissen,



dass es überall gemüthvolle, kunstsinnige, religiöse Menschen giebt. Und dann wissen sie auch, dass diese ihr Gebilde nicht nur verstehen, sondern auch begreifen werden. Auch drängt es sie nicht, die Nichtwissenden wissend, oder die Nichtsehenden sehend zu machen; es treibt sie einzig und allein zu gestalten und zu beleben, damit in der Aussenwelt erscheine, was sie als Ideen aus dem Unendlichen in ihre innere Welt aufgenommen, oder in dieser frey geschaffen haben.

CLXXI.

Will der historische Künstler in der Menschenwürdigung grosse Männer, welche durch Thaten, oder durch Lehre in ihre Zeit mächtig eingewirkt haben, mit einander vergleichen, so muss er nur die Einheit des Geistes, welche durch die Einen, wie durch die Andern, sich geoffenbaret hatte, und die Einheit des Zweckes, welchen derselbe durch sie erreichen wollte, in das hellste Licht setzen. Ihre Persönlichkeit aber, oder ihre einzelnen Lehrmeinungen, als etwas sehr Untergeordnetes, entweder ohne alle Zusammenstellung und Vergleichung an und für sich betrachten, oder stillschweigend übergehen. Man wird immer sonderbar angereget, wenn man vernimmt, dass Menschen, die Nutzbarkeit der Eiche nicht anders zu erkennen und zu würdigen wissen, als wenn sie dieselbe mit dem Apfelbaume vergleichen. Und bey vielen unserer Zeitgenossen bedarf man für die Flachheit ih-

res Kopfes und für die Schwäche ihrer Anschauungskraft keines weitern Beweises, als ihre kindische Anstrengung, zwischen Augustus und Ludwig dem XIV, oder zwischen Marc-Aurel und Friedrich dem II. Aehnlichkeiten aufzufinden, damit sie etwas erhaschen, woran sie sich in ihrer Beurtheilung der letztern halten können.

CLXXII.

Ist es der Historie erlaubt, nicht nur die Thaten, nach der in ihnen geoffenbarten Idee, sondern auch die Thäter, nach ihrem ganzen idealen Gehalt zu würdigen; so darf sie auch unter den ihr angehörigen über Gemeines und Alltägliches erhabenen Menschen Virtuosen, dienstbare Geister und Ephemeren unterscheiden. Der erste Rang gebührt den wenigen Auserwählten, welche von der Idee ganz durchdrungen waren, und zugleich mit dem klarsten Bewusstseyn die Idee durchdrangen, sie gleichsam beherrschten; dadurch im Denken und im Handeln, im Wollen und im Thun, in Auffassung des Zweckes und in der Wahl der Mittel, die strengste Folgerichtigkeit und die schönste Einheit bewährten. Der zweyte Rang kommt denen zu, welchen das Göttliche sich kräftig eingebildet hatte, ohne dass sie mit gleicher Kraft in ihm lebten. Durch diese wirkte die Idee, ohne von ihnen durch selbstbewusste Gegenwirkung unterstützt zu werden; weswegen sie oft in den entscheidendesten Augenblicken zwischen der Macht ihres höhern Lebens-



Princips, und der Stärke ihrer niederern Eigenthümlichkeit getheilt erschienen. Unter die letzten gehören die minder seltenen Nachahmer, welche die Idee nur aus historischer Ueberlieferung kannten, sie daher auch nicht begriffen; dennoch in flüchtiger Aufwallung eines scheinbaren Kraftgefühls sich ihrer bemächtigen wollten, sie aber nicht fassen, nicht halten konnten, und in die ihnen mehr angemessene Gemeinheit zurücksanken: wahre hyperboreische Naturen, für Augenblicke Grosses, oft Ungeheuers zeigend; ewige Dauer verheissend und schnell zerschäumend, oder verwelkend; edel an Form, schlecht an Stoff, weil er zu spröde war, um Eines zu werden mit jener; oder zu schwach, um sie auch nur zu tragen.

CLXXIII.

Die gesetzmässige, und dennoch freye Form in den poetischen und plastischen, philosophischen und historischen Kunstwerken der Alten, war der reinste Abdruck der ewigen Ideen von der Urschönheit, Urwahrheit, und Urgerechtigkeit. Selbst die ehrwürdigen Reste von ihnen, die wir heute nur bewundern, nicht übertreffen können, sind grösstentheils freye Ergiessungen eines Gemüthes, welches von der Anschauung göttlicher Ideen ergriffen war. Sie sind nirgends grösser und vortrefflicher, als wo sie die gänzliche Aufhebung aller Besonderheit und Eigenthümlichkeit unter der Majestät der Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit hervorscheinen lassen. Je

tiefer der historische Künstler unter ihrer Leitung in die Kunde der alten Welt eindringet, desto schneller wird seiner innern Welt das Kleine, Dürftige und Unwürdige der neuen Zeit verschwinden. Sein Geist wird, über die beschränkenden Umgebungen der Gegenwart erhaben, den unabsehbaren Kreis einer grossen Vergangenheit überschauen, und in ihr den Maassstab wahrer Grösse finden. Ueberall werden sich ihm grosse Charaktere, die Herrschaft hoher Gesinnungen, das allgemeine Streben nach dem Gründlichen, Festen, Bleibenden; und die Kunst, dem Allgemeinen das Einzelne unterzuordnen, in starken Zügen darstellen.

CLXXIV.

Nur Ueberschätzung neuerer Zeit, und ihrer Genossen eitle Selbstgenügsamkeit sieht im mittlern Zeitalter überall Rohheit und Finsterniss, Stumpfsinn und Unwissenheit, wo die historische Gerechtigkeit häufige und helle Spuren von Cultur des Gemüthes und Thätigkeit des Verstandes findet. Dass die erstere allgemeiner war und höher stand, als die letztere, davon zeugen die schnelle Verbreitung der neuen Institute für das Leben in Ideen, dessen und deren allenthalben freylich die Wenigsten Genossen dieser Institute sich bewusst waren; davon zeugen die geist- und salbungsvollen Schriften der heiligen Bernardus, Hugo, Richard von Sanct Victor etc.; eben so die Entstehung der frommen Bogomilen, Catharei, Partare-



ner, Waldenser etc., welche nur darin irre gingen, dass sie, der Liebe und des Friedens im heiligen Geiste vergessend die besondern Ansichten ihres gottseligen Gemüthes mit sectirendem Fanatismus allgemein aufdringen wollten. Da die Bessern jener Zeit mehr durch Ideen und Gefühle, als durch Begriffe und Einsichten, im Denken geleitet, im Handeln bestimmt wurden; mithin auch die Gesinnung weit weniger das Werk des Verstandes, als das Erzeugniss des Gemüthes war: so musste diese natürlich bey den Meisten ihre Richtung mehr nach äussern Werken kirchlicher Andacht, als nach innerm sittlichen Gehalte und geistiger Gottseligkeit nehmen. Seltener findet man von der Neigung zu dieser klare Andeutungen; da hingegen von der Richtung zu jenen, Handlungen und Urkunden zeugen. Fasten, sich geisseln, Almosen geben, Wallfahrten, die heilige Jungfrau und Gebeine der Heiligen verehren, Kirchen bauen und Abteyen stiften, Alles in der Hoffnung die himmlischen Freuden damit zu erkaufen, darin bestanden Religiösität und Sittlichkeit, so weit sie durch Handlungen waren bekannt worden. Fast in Allen wirkte der Eigennutz als Triebfeder, zeitlicher und ewiger Gewinn als Beweggrund; so war es aber auch der sittlichen Ordnung der Dinge angemessen. Das wirklich oder scheinbar Nützliche muss zuerst den sinnlichen Menschen auf bessere Wege lenken; das durch keinen gehofften oder erlangten Gewinn beruhigte, in seiner Rechnung auf den Himmel oft getäuschte,

durch Verlust und schädliche Folgen geängstigte Gemüth lernet dann nur das an sich Rechtliche achten, und erhebt sich endlich zum Streben nach dem rein Sittlichen und wahrhaft Guten.

CLXXV.

Dennoch war das Mittelalter nicht arm an grossen Männern, die eben darum über ihre Zeitgenossen emporragten und entscheidend auf sie einwirkten, weil sie meisterhaft die grosse Kunst verstanden, ihr äusseres Seyn in die herrschenden Ansichten, Meinungen und Vorurtheile ihres Zeitalters und ihres Volkes ganz zu versenken; in ihrem innern Leben aber dem Zuge des Geistes zur klaren Anschauung des Ewigen und Einen frey für sich zu folgen, nicht verachtend die wandelbaren, kindlichen Gestalten derselben, wie der beschränkte Sinn des frommen Volkes sie bilden, oder ertragen konnte. Nur unter den Regenten jener Zeit konnten viele sich dem Wahne nicht entwinden, dass Staat und regierendes Haus, allgemeine Wohlfahrt und wohlbesorgtes Interesse des Herrn Eines und dasselbe; folglich auch die Völker lediglich um der Herren, nicht diese um der Völker Willen da seyen. Unter dieses Irrthumes Verblendung sahen die meisten Fürsten kein höheres Ziel ihres Berufes, keine edlere Richtung für ihre Thätigkeit, als Erweiterung ihres Landes und Vergrösserung ihres Hauses. Daher kam, dass unter dem Trotze verbündeter, an Macht und Reichthum zunehmender Vasallen von

der einen, und von der andern Seite unter dem Uebergewichte der päpstlichen Gewalt das Kaiserliche Ansehen unterzugehen; unter den Verbündeten selbst alle Eintracht aufzuhören, die Neigung zu gegenseitigen Fehdschaften zu herrschen; das Papstthum alle Schranken zu durchbrechen, sein heilsames Gegengewicht in der bischöflichen Macht zu schwächen, die durch Eifersucht getrennten, durch gegenseitige Befehdungen erschöpften Fürsten zu unterjochen, begann: und augenscheinlich drohte die Gefahr, dass unter diesen fortdauerndern Erschütterungen aus den Klöstern alle Zucht, aus dem Clerus alle Wissenschaft und Gottesfurcht, aus der bürgerlichen Gesellschaft alle Achtung für das Recht, aus der Kirche alle Heiligkeit verschwinden, die edelsten Kräfte des Menschen ungebraucht erschlaffen, oder unentwickelt ersterben, und die schrecklichste Barbarey zurückkehren würde.

CLXXVI.

Allein, so oft es in der Welt also geworden war, hatte der ewige weltregierende Geist immer Einen oder Mehrere seiner auserwählten Werkzeuge gesandt, um den Angelegenheiten der Menschen plötzlich eine andere Wendung, ihren Kräften einen neuen Schwung, ihrer Thätigkeit eine andere Richtung zu geben, die Gestalt der Dinge wie mit Einem Zauberschlage zu verwandeln, ihren hinfälligen Zustand gänzlich aufzulösen, und unter bittern, doch unvermeidlichen Wehen die Geburt der neuen Ord-



nung zu befördern. Diese ausserordentlichen Gesandten waren von jeher von kurzsichtigen Dienern des flüchtigen Zeitgeistes, bald als Thoren verachtet, bald als Schwärmer verspottet; hier als Heuchler gelästert, dort als Eroberer und Verheerer verabscheuet; aber von den Gottseligen und Weisen jederzeit und überall, als Verweser des weltregierenden Geistes geachtet, als Wundermänner angestaunet, und durch die Vollziehung des hohen Berufes derselben in ihrer gläubigen Erkenntniss der speciellsten Vorsehung Gottes bekräftiget worden.

CLXXVII.

Ein solches Werkzeug des weltregierenden Geistes war im Mittelalter Petrus von Amiens, ehemahls Krieger, dann Gatte, hernach Mönch und Priester, endlich Einsiedler; Mann voll idealischen Lebens, doch ohne Bewusstseyn desselben, mithin aller Einwirkungen der Schwärmerey empfänglich; ergriffen von einem heiligen Feuer, welches brannte, ohne ihm zu leuchten; erfüllt von Sehnsucht nach einem Höhern, das, wie sein Selbst, sich stets vor ihm verhüllte; herumgetrieben von quälender Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit, deren Leere er überall empfand, weil er sie mit nichts aus seinem, ihm ganz unbekannten Innern auszufüllen wusste, Gottes Frieden und des Lebens Werth stets ausser sich suchend und nirgends findend. Vom Geiste getrieben, trug er die Fackel eines heiligen Krieges für die Höhle zu Bethlehem, für den Oehlberg, für

die Höhe Golgatha's, und für das Grab des Erlösers herum, und entflammte Hunderttausende zu kostspieliger Rüstung und beschwerlicher Heerfolge nach dem Orient. Nur wenige unter den Mächtigen sahen in Petrus nichts anders, als einen rasenden Schwärmer, oder ein Werkzeug des Papstes Urbanus, wodurch dieser seine Streitigkeiten mit Kaiser, Königen und Fürsten endigen, sie zu aller fernern Anfechtung seiner Machtfülle auf Erden entkräften, sich dabey auch das Griechische Kaiserthum unterwerfen und seine Herrschaft allmählig sogar über Asien verbreiten wollte. Keiner von diesen Mächtigen und Klugen; aber auch Keiner von den Hunderttausenden, welche das Kreutz genommen hatten, erkannten, dass Petrus und Urbanus, dass sie Alle von dem ewigen Weltgeiste nur zu einem allgemeinen, höher stehenden Zwecke gebraucht wurden, und bloss zur Beförderung desselben, für ihre besondere Zwecke entflammt worden seyen.

CLXXVIII.

Es verhält sich mit den Entwürfen erleuchteter oder glaubetrunkener Menschen gerade so, wie mit ihren Worten. Mit diesen sprechen sie Einzelnes und Begrenztes aus, aber der Geist der sie durchdringet, offenbaret dem, der es fassen kann vieles und Allumfassendes durch ihre Rede und Entwürfe. Mit diesen bezwecken sie nur ein Gegenwärtiges und Zeitliches; allein der religiöse Seher wird darin das Wirken des Geistes für das Zukünftige und



Bleibende nie verkennen. Wenig achtend in dem Bilde der heiligen Kriege den ganzen Vordergrund wandelnder Gestalten von Jerusalems Befreyung, Palästina's Eroberung und des Papstes Herrschaft im Orient, weilet er in Andacht bey dem Hintergrunde, in ihm nur das letzte hohe Ziel erschauend, zu welchem, wie die frühern grössten Weltbegebenheiten, auch die heiligen Kriege von dem ewigen Weltgeiste gerichtet waren: und in hellem Lichte zeiget sich ihm die Wahrheit, dass Alles, so verschieden es auch in dem Bewusstseyn, in dem Vorsatze und in der Ausführung seiner Urheber seyn mochte, in seiner höhern Richtung lediglich dahin geordnet war, der ewigen, aus Millionen Welten hervorstrahlenden Theokratie auch die Verfassung der Erde immerfort näher zu bringen.

CLXXIX.

Mögen kalte, dem Glauben und der Liebe längst abgestorbene Klüglinge die heiligen Kriege als verderbliche Ausbrüche der wahnsinnigsten Schwärmerey und des rasendesten Aberglaubens ansehen, dem religiösen Historiker sind sie Gottes Werk, der Anfang einer allgemeinen Auflösung und Verwandlung, zu welcher die Welt reif war. Das Gelingen und das Fehlschlagen der grossen Unternehmungen war reich an nie zu berechnenden Folgen für den Einen und höchsten Zweck aller Welterscheinungen. Jeder dieser Heerzüge hatte in den Frommen die religiösen, sittlichen und rechtlichen Einsichten theils berichtiget, theils vermehret; jeder die Kirche von

einer grossen Anzahl lasterhafter Priester und Mönche gereiniget, die bürgerliche Gesellschaft von einer Menge strafesicherer Verbrecher erlöset. Viele Ritter, Grafen und Fürsten, einige von Frömmigkeit, andere von Habsucht oder vom Hange zur Wollust und Ausschweifung getrieben, hatten, um die dazu nöthigen Mittel sich anzuschaffen, kein Bedenken getragen, die Einen für Sündenverzeihung oder Himmelsfreuden, die Andern für reiche Beute an den Schätzen der Ungläubigen ihre Gaue, Burgen und Ländereyen zu verkaufen. Aber in ihren Erwartungen betrogen, von Armuth und Noth gedrückt, waren sie zurückgekehrt und genöthiget, für kümmerlichen Ehrensold ihren Käufern, dem Kaiser, den Königen, Herzogen, oder Bischöfen zu dienen, welchen sie vorher auch in rechtmässigsten Dingen nur zu oft die Spitze gebothen hatten. Kaiser und Könige der drückenden Beschränktheit von Seiten ehemahls mächtiger, jetzt verarmter Vasallen entlediget, konnten sich jeder Ausschweifung der päpstlichen Gewalt nachdrücklicher widersetzen, und der Papst, nicht mehr wagend, die reicher und beherzter gewordenen Bischöfe wider sich aufzureitzen, hatte mit ihnen in Eintracht gerade so viel Ansehen und Macht behalten, als ihm nöthig war, die Freyheit und Unabhängigkeit der Kirche gegen die Anmassungen der weltlichen Gewalt zu behaupten. Wie früher zwischen Kirche und Reich das Treiben und Drängen zu ihrer gegenseitigen Unterjochung unverkennbar war, so hatte sich hernach ein merk-

licheres Streben zur Einigkeit und Eintracht unter ihnen, und hiermit auch ein thätigeres Zusammenwirken Beyder zu dem Zwecke aller Weltregierung deutlicher gezeigt. Das Bedürfniss zahlreicher Kämpfer und der herzerschütternde Anblick des Schicksals christlicher Sclaven unter den Ungläubigen hatten das Gefühl der Menschlichkeit kräftiger erweckt; es war anfänglich Verdienst bey Gott, dann löbliche Sitte vor der Welt, endlich Nothwendigkeit geworden, Sclaverey und Leibeigenschaft in Westen aufzuheben, und die Genossen ein und derselben Menschheit, die Kinder ein und derselben Kirche, als Brüder zu betrachten und zu behandeln. Die dadurch zunehmende Anzahl der Freyen hatte dann die Grossen von denselben abhängiger gemacht. Eben diese Vermehrung der Freyen hatte die Städte mehr bevölkert, ihre Verfassung ausgebildet, den Erwerbfleiss gespornet, und den Umfang, in dem er sich bewegen konnte, erweitert.

CLXXX.

Unter den gemeinen Laien, welche sich zu den Heerfahrten nach dem Orient feyerlich verpflichtet hatten, waren grösstentheils Handelsleute; diese und durch sie der ganze Verein der Freyen, konnten bey den ungemein fruchtbaren Unternehmungen durchaus nur gewinnen; das heilige Grab mochte erobert, oder der Wohlstand der westlichen Grossen daneben begraben worden seyn, der Glaube und die Andacht hatten einerseits neue Bedürfnisse erweckt, von diesen zu neuen Erfindungen gedrängt, auch

neue Gestalten für das Göttliche im Gemüthe geschaffen, so die längst verschwundene Götterwelt der Alten in andern Formen für Kindlichkeit und Kunst wieder hervorgerufen: andererseits hatten sie mehr umfassende Ansichten, hellere Einsichten, edlere Gesinnungen und zartere Gefühle mit zurückgebracht, und durch deren allmählige Verbreitung den Sinn der Auserwählten für das Ewige und Heilige, über den Wolkenhimmel sinnlicher Formen und Gebräuche in den lichten Aether der Anschauung und Anbethung einer geistigen Gottheit erhoben. Freylich hatten das Werk des weltregierenden Geistes auch zahllose Schandthaten, Verbrechen und Ungerechtigkeiten befleckt. Neue Künste der Ueppigkeit, neue Reitze zur Schwelgerey und neue Laster waren von den zurückgekehrten Gottesrittern in die westlichen Länder verpflanzt worden. Allein so hoch auch diese Uebel in Anschlag mögen gebracht werden, dennoch wird sich zeigen, dass das Neue um nichts schlimmer war als das Alte; und nachdem sich in dem Kampfe dawider eine Menge neuer Kräfte entwickelt hatte, dasselbe unter der öfters waltenden Strafruthe des Allerhöchsten allmählig verschwinden musste; da hingegen die angedeuteten Vortheile in ihrem fruchtbaren Gehalt und in ihrer folgenreichen Fortdauer das Böse um ein Beträchtliches überwogen. Fasset sie dann der religiöse Denker unter einen Gesichtspunct zusammen, und verfolget er mit geschärftem Blicke ihre gemeinschaftliche Richtung bis in die fernste Zukunft, so gewahret er ihren

geraden, ununterbrochenen Gang auf die Sprengung der eisernen Bande der Ungerechtigkeit, Bosheit, Gewalt, Willkür, Zwietracht und Unterdrückung, worin der Zeitgeist Kirche und Reich, Glauben und Liebe, Gottseligkeit und Tugend, Gemeinsinn und Recht gefangen gehalten hatte.

CLXXXI.

Hätte Petrus von Amiens der Allgewalt des Heiligen nicht nur untergelegen, sondern dasselbe auch mit Besonnenheit empfangen, und in das Leben desselben, sein eigenes frey übertragen können, so würde er wohl die Nothwendigkeit, den Geist und die Richtung der grossen, von irgend einem andern Begeisterten gewagten Unternehmung begriffen haben, aber unfähig geworden seyn, sie selber herbeyzuführen. Thätiger ist die Vernunft nirgends, als in dem Menschen, der, obgleich überwältiget von dem Ewigen, doch immerfort selbstständig und besonnen in den Tiefen desselben lebt. Da ist die Phantasie gebunden, da kann sie bloss dienend bilden, nicht herrschend schaffen; und das Gefühl darf lediglich im Innern für das Gebilde derselben in Liebe sich ergiessen, nicht auch die Welt bey dessen Darstellung zum Hasse entflammen. Darum konnte auch der von dem Göttlichen nur belebte Petrus wohl Apostel und Anführer des sonderbarsten Heerzuges werden; aber der auch im Göttlichen zugleich lebende Petrus würde seine Zelle nie verlassen haben; und

hätte ihn die Uebermacht des Geistes doch herausgetrieben, so würde er sich in beschränkter menschlicher Einsicht unmöglich haben enthalten können, wenigstens zwey Drittel Gottesrittern, sowohl denen, die er selbst geleitet, als auch denjenigen, die ihm noch gefolgt waren, das Kreutz herunter zu reissen, sie aus der Gemeinschaft mit den Guten, zu verbannen, und eben dadurch die äussere Möglichkeit der Unternehmung wieder aufzuheben.

CLXXXII.

Das von Petrus angeführte bekreutzte Heer war ein Inbegriff des Höchsten in jeder Art; nichts Gemeines, nichts Mittelmässiges, überall nur Ungewöhnliches, Seltenes, Grosses und Ausserordentliches war dem Forscherblicke dargebothen. Alle Stände, alle Geschlechter, alle Tugendfertigkeiten und alle Lastergestalten, alle Reitze der Leidenschaften und alle Mittel sie zu befriedigen, waren da beysammen zu finden. Unter den vierzigtausend Kriegern, theils Rittern, theils Knechten, theils Handelsleuten und Handwerkern, waren über sechstausend Mönche in voller Waffenrüstung, und bey dem Trosse von dreytausend Wagen, die mit allen ersinnlichen Genussmitteln befrachtet waren, wenigstens tausend Nonnen, eben so viel Greise, Ehefrauen, junge Wittwen und frohsinnige Jungfrauen, um den Streitern Gottes in allen Nöthen gefällig beyzustehen. Diese Mischung hatte in einem fort Auftritte veranlasset, bey deren Mannigfaltigkeit man

versucht war, zu glauben, dass ein neues Jerusalem vom Himmel und ein neues Sodom aus der Hölle auf einem Platze sich vereiniget habe. Nicht wahrscheinlich war, dass ein so ungeheurer vermischter Schwarm von Tugend- und Lasterhelden das Grab des Welterlösers erobern werde, fast gewiss, dass er seiner Aufreibung entgegen ziehe; dem an der Werkstätte des ewigen Geistes andächtigen Beobachter klar, was für alle Zukunft Gutes daraus erfolgen müsse, und in richtiger Würdigung der Raserey und Begeisterung, von welcher eine halbe Welt entzündet war; völlig gewiss, dass aus dem Schoosse der gegenwärtigen Verwirrung und Verderbtheit, durch das wunderbare Walten des ewigen Geistes, die schmerzhafte, und doch erfreuliche Geburt einer neuen Weltordnung hervorgehen werde.

CLXXXIII.

Das flüchtige und nur scheinbare Glück des ersten Kreutzzuges in Antiochiens und Jerusalems Eroberung ermunterte zu dem Wagnisse mehrerer Heerfahrten nach dem heiligen Lande; denn die Gottseligkeit im Zeitgeiste befangen, hatte der heiligen Stätten nie genug, und der Habsucht hatte sich die Aussicht auf Beute und Eroberung immer mehr erweitert. Um nun die kranken und verwundeten Kreutzfahrer zu verpflegen, waren geistliche Ritterorden gestiftet worden. Die Genossen des einen nannten sich die armen Brüder von dem Hospital des heiligen Joannes zu Jerusalem,

Thats
äusse
ſenbar
sache
sache
zum S
den u
arbeite
für de
des Le
Handw

Die
nen: „d
lein über
Geschehe
dividuell
ziffern,
ser vorg
welche
tigkeit
Nothwe
Freyheit
bloss au
ten; da
der Mat
den und
Historike
vorgreif



nirgends, als
Philipp der
gel, war von
diget worden;
e Kriege; Er-
rfälschung und
nicht mehr hin,
r in Frankreich
Könige zusam-
feilen Creatur,
bung. Sie ge-
ne. Die da-
prechen wider
waren Thaten
der Auflösung
die Zukunft,
tregierung.

ung des Tem-
msturze seines
ufhebung des
igen Wächter-
; denn wenn
ächtige Günst-
ste des Ordens
ichen wurden,
zu befestigen;
r es nicht aus-
schen, mit dem

die Geweihten des andern, arme Streiter Christi des Salomonischen Tempels. — Diese wie jene vergassen bald ihrer ursprünglichen Bestimmung, wurden selbst Tempelritter, und nachdem sie von der Schwärmerey oder von den Sünden weltlicher Ritter und Herren fett geworden waren, grosse mächtige Herren und kühne Sünder, dem Staate und der Kirche gleich gefährlich, hundert fünf und achzig Jahre nach ihrer Stiftung nirgends mehr nützlich. Ihr ärgstes Verbrechen war Abfall von dem Begriffe eines armen, durch kirchliche Andacht zur Tapferkeit begeisterten Ritterthumes, und Aufhäufung ungeheurer Reichthümer. Von ihren übrigen Verbrechen ist viel geschrieben, behauptet, geleugnet worden; das eine wie das andere unhaltbar, weil man überall die Gesammtheit des Ordens in das Auge gefasst hatte. Der Hang damaliger Zeit zu geheimen Verbindungen; vertrauter Verkehr der Templer, welche freyer dachten, mit vielerley das Papstthum hassenden Secten; und der Verhörten einander widersprechende Aussagen machen glaublich, dass in einzelnen Tempelhöfen, nie im ganzen Orden, nicht einmal mit Wissen, noch weniger mit Genehmigung der Grossmeister, ausser dem gesetzlichen und allgemeinen, auch geheime und nächtliche Capitel mehrere Aufnahmen, zu diesen, sonderbare und ärgerlich-auffallende Prüfungen, gegen den kirchlichen Lehrbegriff streitende, unter grässliche Sinnbilder verhüllte Geheimnisse, lediglich als Sache einzelner



Prioren, Praeceptoren und Meister; nirgends, als Sache des Ordens, eingeführt waren. Philipp der Schöne, Frankreichs erster Würgengel, war von des Ordens Grossmeister schwer beleidiget worden; Philipp führte ungemein kostspielige Kriege; Erpressungen von dem Volke, Münzverfälschung und Angriffe auf die Kirchengüter reichten nicht mehr hin, die Kosten zu bestreiten. Der Orden war in Frankreich mächtiger und reicher als mehrere Könige zusammen. Philipp forderte von seiner feilen Creatur, Clemens dem V. des Ordens Aufhebung. Sie geschah in der General-Synode zu Vienne. Die dabey vor und nach begangenen Verbrechen wider Menschlichkeit, Wahrheit und Recht waren Thaten des Königs und des Papstes; die That der Auflösung an sich, gross in ihren Folgen für die Zukunft, gehört dem hehren Geiste in der Weltregierung.

CLXXXIV.

Die grausam durchgeführte Auflösung des Tempelordens gab das Beyspiel zu dem Umsturze seines spätern Abbildes, zur gewaltsamen Aufhebung des Jesuiten-Ordens, dieses scharfsichtigen Wächter-Corps über der Dinge alte Ordnung; denn wenn einige Päpste, Bischöfe, Könige, mächtige Günstlinge und dergleichen durch die Künste des Ordens aus der Reihe der Lebendigen ausgestrichen wurden, so geschah es nur, um das Alte zu befestigen; weil das Neue den Orden, konnt' er es nicht ausschliessend allein schaffen und beherrschen, mit dem

Verluste seiner Grösse und seines Glanzes bedrohete. Sein Untergang bereitete und beschleunigte die Josephinische Reform, den Abfall der Niederlande, die französische Revolution. Aus der Asche des Ordens erhoben sich Gespenster, schwingend die Höllenfackeln der Habsucht, der Zwietracht und des Hasses über die Erde: da begannen Verschwendung und Erpressungen, das Mark der Staaten zu verzehren, befreundete Völker sich gegenseitig zu verkaufen, zu verrathen, und selbst ihrem Falle nahe, der Gefallenen zu spotten. Unter des Ordens längerm Bestande, und bey dem Reichthum desselben an niederschlagendem Pulver (Poudre de Succession) und auflösendem Wasser, hätte kein Bourbon unter der Guillotine sterben müssen; kein Mirabeau, kein Marat, kein Robespierre, kein Buonaparte sich erheben können: Alles wäre bey dem Alten geblieben, eben darum aber verhängte der weltregierende Geist über den Orden, über den unbestechlichen Wächter an dem Sterbebette des sieg gewordenen Kronos, gewaltsamen Untergang; denn das Gericht des ewig waltenden Geistes sollte überall treffen, aus der Verwirrung unter auflösenden Wehen eine neue Weltgestaltung sich entwinden; Europa's Völker sollten, aus entwürdigender Geistesträgheit durch ihre eigenen Wunden aufgeschreckt, zu neuer Lebenskraft erwachen, habsüchtige Eroberer und verwegene Weltstürmer, so wie ihre schlaffen Bewunderer und kriechenden Schmeichler, vom Glücke geäffet, sollten zu dem

Glauben der Weisen an eine göttliche, streng und gerecht vergeltende Nemesis in der Weltregierung bekehret werden.

CLXXXV.

Merkwürdiger als der Sturz des Ordens, und niederschlagend für den einsamen Beobachter der Zeiten und Menschen, ist die Wiederherstellung des Ordens; sie beweiset, dass alle, auch noch so schmerzliche Belehrungen und Züchtigungen der Vorsehung bey den Mächtigen der Erde ungemein schnell verharschen, dass sie in der Ueberschätzung ihrer Zeitklugheit und Vorsicht, der Warnung alter Zeit: inimico reconciliato noli credere; zuversichtlich zuwider handeln; dass für sie gar keine Geschichte da sey, weil sie sogar die Geschichten vergessen, die sie selber gemacht, oder erlebt und bejammert hatten.

CLXXXVI.

Der in der Ideenwelt lebende, und in der Erscheinungswelt handelnde Weise liest in der Vergangenheit und Gegenwart die gewisse Zukunft; der Mensch der Zeit und des Tages, wess Standes er auch sey, wünscht, die Zukunft zu errathen, und ist immer fertig, jedes vorgebliche Orakel, Sternseher, Nativitätssteller, Punctirer, Chiromanten etc. darnach zu befragen; aber wenn er sie auch in völliger Wahrheit erführe, würde er dennoch in seinem gemeinen, täglichen Treiben nichts ändern, und



seine Ausschweifungen eher vermehren, als derselben sich enthalten. So war es, als die schreckliche Erwartung des Unterganges der Welt und der Erscheinung des ewigen Richters im Jahre Eintausend, welche, im neunten Jahrhunderte aus der missverstandenen Offenbarung Johannis (Cap. XX. v. 3, 4.) entstanden, im zehnten Jahrhunderte allenthalben verbreitet war. Alle ermüdeten Verbrecher, den Qualen ihres schuldbewussten Gewissens unterliegend, glaubten der furchtbaren Weissagung; aber nur wenige, zur Hoffnung auf Gnade sich erhebend, suchten durch ausserordentliche Busswerke und milde Stiftungen den ankommenden Weltrichter zu besänftigen, oder zu bestechen; da hingegen Unzählige verzweifelnd, und selbst aus dem Schrecke neue Kraft zur Bosheit schöpfend, sich noch freyer und verwegener in dem Schlamme des Lasters wälzten. Die gleichsam im Ersterben noch Einmahl auflebende Kraft brach sich neue Bahnen zu allen Ausschweifungen der Willkür und Gewalt, der Unzucht und Schwelgerey.

CLXXXVII.

Im Allgemeinen liefert die Historie unzählige Belege, Urkunden und Thatsachen, dass alle Laster und Uebelthaten des Clerus, der Mönche, der Laien und ihrer Beherrscher, welche dem neunten, zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte von gemeinen Geschichtschreibern zur Last gelegt werden, lediglich aus der geistigen Impotenz und ältern sitt-

lichen Verderbtheit der neubekehrten Christen und neuentstandenen Reiche entsprungen waren. Von dorther kam in den neuchristlichen Aposteln sowohl, als in ihren geharnischten, gekrönten und infulirten Schülern der gänzliche Mangel an Empfänglichkeit für das Wesen und die Tendenz des reinen Christenthums, welches durch Reich und Kirche durchaus nur die ideale Einheit eines rechtlichen Staates und einer göttlichen Hierarchie in der Wirklichkeit darstellen will. Von dorther in den Repraesentanten des Staates die unbehülflichste Unmündigkeit, bald zur völligen Sclaverey des Priesterthumes herabsinkend, bald übermüthig der heilsamen Zuchtruthe der obervormundschaftlichen Gewalt entlaufend, oder trotzbiethend; in den Verwaltern der göttlichen Hierarchie die verschmitzteste Klugheit, statt Weisheit; die unersättlichste Habsucht und Herrschbegierde, statt heiliger Sorgfalt für Recht, Ordnung und Wohlfahrt; den Himmel für die Schätze der Erde verkaufend, und allenthalben sich selbst, als blosses Zeichen für das Bezeichnete setzend und aufdringend. Von dorther alle die Ausschweifungen der Gewalt, alle die Verwirrungen immerwährender Fehdschaften, welche die Gründung eines rechtlichen Zustandes in der Gesellschaft so mächtig erschwerten.

CLXXXVIII.

Um so mehr aber gereicht es diesen Jahrhunderten zum Ruhme, dass selbst die in diesen Uebeln

Befangenen ihren Zustand erkannten, und auf zweckmässige Heilungsmittel, freylich mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart wirkend, ernstlich bedacht waren. Woher sonst die Erbauung und Stiftung so zahlreicher Abteyen, wo der Religiosität der Sittlichkeit und den Wissenschaften, welche aus den profanen Kreisen der Laien und des weltlichen Clerus verwiesen waren, eine ruhige Zufluchtsstätte bereitet war? Woher sonst die Schulen zu Fulda, zu Corvey, zu Hirschau, zu Sanct Gallen, zu Mainz, zu Rheims, und viele andere, welche fast an allen Cathedralen und Abteyen des Fränkischen und Sächsischen Reiches in diesem Zeitraume entweder errichtet, oder erneuert wurden, und denen die folgenden Jahrhunderte die Aufbewahrung der Elemente aller gründlichen, nützlichen und schönen Kenntnisse verdanken mussten? Woher sonst die häufigen Concilien in allen kirchlichen Reichen zur Wiederherstellung der Kirchenzucht und Sittlichkeit in dem Clerus, an den Höfen der Fürsten und in dem Volke? Im zehnten Jahrhunderte waren bloss der merkwürdigern zwölf, in welchen selbst die Verderbten, von dem Strome der Zeit Hingerissenen noch einen rühmlichen Eifer und eine hohe Achtung für das Bessere beurkundet hatten.

CLXXXIX.

In diesen Jahrhunderten der sogenannten Barbarey und der Unwissenheit bekümmerte man sich weit mehr um sittliche Zucht, Rechtsver-

waltung und Gerechtigkeit, als um Theologie und Ketzereyen. Diejenigen, welche die Satzungen der heiligen Väter und die Capitularien der Kaiser Carl des Grossen, Ludwigs, Lothars etc., leichtsinnig übertraten, wurden mit der Strafe des Bannes belegt a). — Eindringend und apostolischen Geist athmend, waren die Ermahnungen der Synoden an die Könige, Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche b). Bischöfe, Priester und Diakonen, welche dem Volke nicht zum Beyspiele eines gottseligen und tugendhaften Wandels dienten c); Geistliche, welche Hunde und Falken unterhielten, Jagd und Würfelspiel trieben, wurden mit der Strafe der Absetzung bedrohet d). Geistliche, welche verdächtige Weibspersonen zu sich nahmen, sollten die Bischöfe mit Ruthen streichen und ihnen die Haare abscheeren lassen; im Falle aber die weltliche Gewalt sie in der Ausübung dieser Strenge hindern wollte, sich unmittelbar an den König wenden etc. e). In unsern Tagen der Aufklärung und des Lichtes hält man es kaum der Mühe werth, solcher Kleinigkeiten wegen, einen Hirtenbrief, oder ein Edict ergehen zu lassen. Allein unwissend, verderbt und lasterhaft ist nicht jenes Jahrhundert, in dem es verderbte und lasterhafte Men-

a) Concil. Ravennat. 902. art. 1.
b) Concil. Trosly. 909. can. 2, 3, 9, 10, 15.
c) Concil. Altheim. 916. can. 3.
d) Concil. Augsburg, 952. can. 2, 3.
e) Ibid. can. 4.

schen giebt, sondern dasjenige, in welchem das Orakel der Kirche und das Machtwort der Regierung unter prozessualischen Förmlichkeiten und unter dem Siegesgeschrey des Lasters verstummen müssen.

CXC.

Und solche Jahrhunderte wären unausbleiblich mehrere sich auf einander gefolgt, wäre es dem Jesuiten-Orden noch vor seiner Aufhebung gelungen, seiner unabänderlichen Richtung gemäss, einerseits die Reformation zu unterdrücken, andererseits den Paulo-Augustinschen Jansenismus zu vertilgen, und durch des Ordens bequeme, einträgliche und beliebte Lehre der Mentalreservation, des Meineides, des Tyrannenmordes, des Probabilismus, der moralischen Gleichgültigkeit aller menschlichen Handlungen, den Weg zur ewigen Seligkeit zu erweitern, und ihn mit Gold, mit Myrthen und mit Rosen zu bestreuen. Jetzt scheinet von der Prophezeiung des dritten Ordensgenerals, des heiligen Franciscus Borgia; intravimus ut agni, regnabimus ut lupi, expellemur ut canes; auch der vierte Theil, renovabimur ut aquilae in einigen Ländern in Erfüllung gehen zu wollen, weil ihre Regenten den bedeutsam ausgesprochenen Willen des letzten Ordensgenerals Laurentius Ricci: sint, ut sunt, aut non sint vergessen haben, oder ihn verachten, zu mancherley Leiden ihrer Nachfolger; denn jährlich sichtbarer wird schon des adlermässig sich verjüngernden Or-

dens Betriebsamkeit zum fiant ut fuerunt aut non sint: bald wird sich auch die Adler-Natur kräftiger in ihm entwickeln; und nicht überall werden sich Geister, wie Friedrich, Joseph und Alexander auf den Thronen folgen.

CXCI.

Wie die Kirchen-Reformation zu Anfang des sechzehnten, so war die französische Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die grösste und lehrreichste historische Begebenheit. Jene war von Deutschen angefangen, und bis die französische Frivolität sich auch nach Deutschland eingeschlichen hatte, von Deutschen kräftig fortgeführt worden: diese entstand unter einem Volke, dem es im Ganzen an Stärke der Vernunft und Schärfe des Verstandes gar sehr gefehlt hatte. Von jeher glichen die Franzosen im Allgemeinen, mehr einem lokkern, zwischen Misstrauen und Leichtgläubigkeit schwankenden, bloss durch eine lebendige Phantasie mächtigen, durch Mutterwitz glänzenden Volke, als einer, durch gründliche Bildung und echten Geistesgehalt bestehenden Nation. Die Glorie ihrer Vortrefflichkeit hatten sie weniger ihrem geistigen Werthe, als dem Mangel anderer Völker an Selbstgefühl und Nationalstolz zu verdanken. Bald würden sie ihre Bewunderer und Nachahmer verlieren, wenn plötzlich der französische Witz seinen Zauber, die französische Zierlichkeit ihre Werthschätzung bey Hofschranzen und bey nicht Franken-Frauen ver-



löre; wenn tiefer Nationalsinn und helle Erkenntniss innerer Würde mit einem Mahle die Gesammtheit der übrigen Nationen ergriffe. Wohl brachte die Revolution unter dem Haufen auch eine Anzahl Männer mit einer ungeheuern Macht von Genie und Talent, von Besonnenheit und Geistesherrschaft, von Einsichten und Kenntnissen an das Licht; wenn man aber die grosse Mehrheit der Männer, welche dort die öffentliche Meinung leiteten, hier Vorschläge machten und Beschlüsse fassten, als Gesetzgeber für fünf und zwanzig Millionen betrachtete, so musste immer einleuchtender werden, dass auch nicht Einer unter den anmassenden und immer siegenden Wortführern war, der das Ganze seines Volkes als Eine grosse Individualität zu begreifen und zu würdigen verstand. Von allumfassender Idealität war nirgends eine Spur zu entdecken; jeder wollte nach dem kleinen Maassstabe des engen Kreises von Begriffen oder Menschen, in dem er selbst sich bewegte, das Ganze messen und bestimmen; jeder sprach nur die Wünsche und Bedürfnisse seiner Eigenthümlichkeit, nicht den möglichen oder vermuthlichen Nationalwillen aus. Bringt man dazu noch die eitle Sucht der Meisten nach dem Beyfalle des vornehmen, und des gemeinen Pariser-Pöbels auf den Gallerien in Anschlag, so waren König und Volk zu bedauern, wenn sie Heil erwartet hatten von diesen Schönsprechern und Schauspielern, über welche bald die Zuschauer den Meister spielten, und die sich selbst entehrenden Gesetzgeber eines grossen Volkes nach

Gebür als Gaukler behandelten. Wurden auch die wichtigsten Angelegenheiten zur Entscheidung vorgetragen, so war zu hören, wie diese republikspielenden Kinder bey allem, was Klarheit in Ideen, Vielseitigkeit in Ansichten, Bestimmtheit in Begriffen, und Bündigkeit in Schlüssen forderte, in den Wirbeln verworrener Vorstellungen, oder auf Gemeinplätzen von Sentenzen sich herumtrieben, und Geistesarmuth mit Wortreichthum und Phrasenschmuck zu ersetzen suchten.

CXCII.

Deutsche, zu einer National-Repräsentation vereiniget, würden vielleicht einem Jean Jaque Rousseau aus ihrem Volke seinen finstern Egoismus, seine Unfähigkeit zur Freundschaft und Liebe, seinen Enthusiasmus für die rohe Unabhängigkeit des Wilden verziehen, und seine Verdienste durch ein öffentliches Denkmahl anerkannt und der Achtung der Nachwelt anempfohlen haben; doch nimmermehr hätten Deutsche an einem seichten Schwäzzer, frechen Witzbold, kriechenden Fürstenschmeichler und ignoranten Lästerer alles Heiligen, wie Voltaire, den ehrwürdigen Nahmen Philosoph entweihet, nimmermehr durch eine ihm gefeyerte Apotheose, wie Frankreichs Solonelle, sich selbst geschändet. Das Fest war der schrecklichste Triumph der Ruchlosigkeit über die hier und da noch wirksame Macht der Weisheit und des Rechtes, der Religion und der Sitten. Bischöfe, Aebte,

Priester und Mönche nahmen Theil daran, und ihre Begeisterung dabey verrieth den Gehalt ihrer Aufklärung, verkündigte den Tod ihres Ehrgefühls, und liess ahnden, was aus einem Volke noch werden müsste, das ehemahls solche Oberhirten, solche Priester, und jetzt solche Führer, hatte.

CXCIII.

Als die constituirende Versammlung sich auflöste und der gesetzgebenden Platz machte, war mit einigen Männern der ersten auch alles verschwunden, was durch Einsicht und Weisheit, durch Mässigung und Würde, wenn auch nicht durchdringen konnte, doch wenigstens bisweilen Achtung erweckt hatte. Die der allgemeinen Kenntniss überlieferte erste Constitution dienet zum Höhenmesser der damahligen französischen Geistescultur. Unstreitig war sie das Werk der Auserwählten, welche in dem grossen Reiche, der öffentlichen Meinung nach, für die vorzüglichsten Denker galten; und doch verrieth fast jeder Satz die Arbeit ungeübter Schüler in der Wissenschaft der Gesetzgebung. Die Aufrechthaltung und Anwendung dieser, in ihren Principien schwankenden, in ihrer Erklärung der Menschenrechte von aller Idealität und Metaphysik des Rechtes bis zur Nichtigkeit gereinigten, in ihren Vorschriften unbestimmten, für eine, zur Freyheit reife Nation viel zu niedrigen, für ein phantasiereiches und vernunftarmes Volk noch immer zu hohen Constitution war nunmehr einer Versammlung überlas-

sen, die grösstentheils nur aus schreyenden Enthusiasten, wüthenden Fanatikern und verwegenen Neulingen bestand. Sie beschäftigten sich daher auch mit nichts weniger, als mit der Gesetzgebung, und willkommen war ihnen jeder unbedeutende Gegenstand, der sie von der Angst, ihre Geistesohnmacht zu verrathen, befreyete. Da sah man einen zahlreichen Haufen von wiehernden Stummen und brüllenden Tauben an einander gekettet, der von einer Rotte boshafter Blinden zu einem schrecklichen Abgrunde fortgetrieben wurde. Wo Philosophie und Religion, die zwey unzertrennlichen Gestirne der ewigen Welt, nicht scheinen, dort ist es düstere Nacht. Der einzige Spiegel, durch welchen zu dem Sterblichen ihr Licht gelangen kann, ist die Vernunft; allein zerbrochen lag dieser Spiegel dort, wo eine überspannte Phantasie im Bunde mit der Leidenschaft zerstörend herrschte, und selbst der Verstand seiner frühern Anmassungen vergessen, das Sclavenjoch derselben trug. Und dennoch gab es in und ausser Frankreich der Thoren viele, die diesem, seit dem Tode seiner letzten Philosophen, Descartes, Malebranche, Fenelon und Pascal, nur in Witzeleyen, Moden und Etiquetten grossen Volke die Ehre philosophischer Einsichten zuerkannten, um die Philosophie als Urheberinn der Pariser Gräuel desto freyer beschuldigen, und ihre eigene Flachheit mit einem Firnisse von Weltklugheit übertünchen zu können.

CXCIV.

Es war ein Unglück für Frankreich, dass die Revolution keinen Mann, wie ihn die Natur selbst in Heinrich dem IV. bloss angedeutet hatte, erwecken konnte; einen Heros der Vernunft und Genialität, welchen, bey gleichmässiger Verstandesstärke, Glück, Macht und Glanz zu verrücken, nicht vermocht hätten; der die Fülle der Gewalt mit höchster Besonnenheit in sich vereinigend, durch alle Erschütterung von Aussen nur seine Macht zu befestigen und zu steigern gewusst hätte: nur ein solcher wäre vermögend gewesen, das französische Volk zu dem Range, zu der Kraft und Würde einer grossen Nation zu erheben. Aber ein solcher Mann war Napoleon Buonaparte — nicht. Wäre es ihm auch gelungen, seine Einrichtungen mit diamantenen Ringen an das Rad der Zeit zu befestigen, eine höhere Macht würde diese Ringe gesprenget, und die Zeit, die ihr aufgezwungene Bürde weggeschleudert haben; denn nicht die Zeit forderte seine Einrichtungen; sondern die Verruchtheit der Menschen, welche frech genug war, ihre niedrigen und schimpflichen Bedürfnisse als Forderung der Zeit zu verkündigen. Wäre sein neues Gebilde auch zu einer Sonne geworden, die nicht nur in ihrem eigenen Lichte geglänzt, sondern auch alle Wandelsterne an dem politischen Himmel auf eine Zeit erleuchtet und erwärmet hätte; sie wäre verfinstert worden, wäre vom Himmel gefallen, und hätte Sphären, welche sich um sie herum bewegten auch mit sich

in den Abgrund der Vernichtung gestürzt. Denn Ungerechtigkeit hatte seine Gebilde geschaffen, Leichtsinn sie entzündet, Verbrechen ihre Flammen unterhalten. Einen Heros unter den Menschen sich dünkend, hatte er einen neuen Staatenbau begonnen, aus dem Schutte des Alten Trümmer, die mit dem Scheine der Brauchbarkeit täuschten, gesammelt; den noch stehenden, aber nicht mehr haltbaren Pfeilern getrauet, um sein Gebäude darauf zu stützen; weil es ihm an Kraft oder an Muth gebrach, den Gräuel der Verwüstung gänzlich auszurotten und alles Unrecht auszugleichen. Er wollte weniger seyn, als Gottes Geissel über die Schuldigen; und mehr, als das Werkzeug des schaffenden Weltgeistes. Das leitende Gestirn der ewigen Gerechtigkeit war ihm verschwunden, darum hatte er nur Kräfte geweckt und aufgereitzt, welche, aus dem Tode der sinnlichen Auflösung und Verwesung zu einem neuen Leben des Geistes, der Kraft und der Einigung emporgeschwungen, sein Werk vom Grunde aus zerstörten und mit seinem Untergange der Revolution ein Ende machten.

CXCV.

Der Ausgang der Revolution lehrte nichts Neues; er gab nur einen neuen Beleg zu der alten Wahrheit, welche die Geschichten aller Völker in ihrem Werden, Steigen und Fallen beurkunden, dass bloss die oberflächlichste Einseitigkeit des Verstandes, das Staatswohl und das Bürgerglück von Formen und Worten herleiten könne. Nur diese Einseitigkeit

kann sich mit geheimen Umtrieben befassen, oder in offenbare Ausbrüche sich einlassen; nur ihr kann es entgehen, dass so mancher Staat lediglich darum zwischen Stehen und Fallen schwanke, weil er wohl Millionen Egoisten, aber kaum einige Bürger im vollen Sinne des Wortes zählet; nur sie kann im Ernste behaupten, dass die republikanische oder repräsentative Form des Volkthumes der monarchischen Staatsform schlechterdings vorzuziehen sey; während der gründliche Kenner der Historie weiss, dass so lange es Völker und Staaten giebt, noch keine Republik in des Wortes vollster Bedeutung da war; dass in sogenannten Republiken, wie in Monarchien, Alles nur so lange gut ging, als der einzelne grosse Mann die Staatsmaschine hielt und belebte. Was ist demnach die politische Aufklärung der geheimen und der öffentlichen Reformers unserer Tage? Nichts weiter als hier die Kunst des klugen Egoisten, durch die er sich dem wirklichen, oder dem vermeintlichen Drucke von oben herab, oder von unten hinauf entzieht; dort das Gepolter des erhitzten Schwärmers, den es ärgert, dass er nicht selbst drücken darf: oder auch das Lärmgeschrey des unzufriedenen Brausekopfes, der ohne gediegenen Gehalt, auf einen zusammengerafften Wust von Kenntnissen stolze Ansprüche gründend, nach Verdienst zurückgewiesen worden ist.

V.

Kunst.

CXCVI.

Der höhere Kunstsinn schliesst sich nur in dem religiösen Gemüthe auf; er verstärkt sich unter unablässiger Contemplation des Ideals von dem Wahren, Schönen, Guten und Heiligen. Diess Ideal bildet sich aus der lebendig aufgefassten Idee von dem selbstständigen, einzigen, ewigen, göttlichen Seyn. Dieses als Einheit an und in sich gedacht, setzt das Wahre; das Eine Seyn, als lebendige Einheit des Idealen und Realen betrachtet, offenbaret sich als das Schöne; das Seyn, angesehen als Einheit aus sich hinausstrebend in ein Anderes, erscheinet als das Gute; das Seyn als reine in sich selbst hineinstrebende Einheit, folglich als Urbild des Wahren, Schönen und Guten gefasst, zeiget sich in seiner Vollendung als das Heilige. Die Annäherung des Geistes an das so entstandene Ideal wird beträchtlich befördert, wenn es in bestimmten Gestalten versinnlicht sich darstellet und der Seele bleibend sich einbildet. Es erweitert die Seele des Künstlers und macht ihn fähig, das Heilige und Göttliche in seiner ganzen Fülle mit heiliger Liebe in sich aufzunehmen und durch die idealischen Formen des Schönen darzustellen; es giebt ihm zu dem Sinne auch die Freyheit; zu der Reitzbarkeit auch die Schwungkraft; zu der Klarheit auch die Tiefe des höhern Kunstgeweihten.

CXCVII.

Das heilige Gebieth der bildenden Kunst wurde durch die Symbolik des Heidenthums und durch die Allegorik des Christenthumes vollendet, indem jenes die Unendlichkeit im Endlichen darstellte, dieses die Endlichkeit als blossen Wiederschein des Unendlichen zeiget; die Kunstgebilde beyder aber durch die Gestaltung der göttlichen Idee, als heilige Offenbarungen der Kunst sich ankündigen. Die Alten betrachteten das ewige Seyn, als Naturendlichkeit; die Neuern, als Vernunftunendlichkeit; darum erscheinet in der Einheit der Freyheit und Nothwendigkeit, an den Werken der Alten die Form der Nothwendigkeit; an den Werken der Neuern die Form der Freyheit vorherrschend; und wenn in den erstern der Schönheit zugleich das Siegel der Erhabenheit aufgeprägt ist, so wird in den letztern die Schönheit nur von den mystischen Reitzen der Anmuth und Würde umflossen. Vor dem Jupiter des Phidias steigert sich das Wohlgefallen des Beschauers zur Ehrfurcht und Anbethung; vor Guido Renis Madonnen geht das Wohlgefallen in süsse Sehnsucht und Liebe über.

CXCVIII.

Ueberall war es die Volksreligion, welche das Bedürfniss der Kunst erweckt, und von dieser die Hervorbringung grosser Werke gefordert hatte. Die Volksreligion der Alten bestand aus Mythen, aus freyen Spielen der Phantasie zur Versinnlichung re-



ligiöser Vorstellungen hingeordnet. Diese, die sinnliche Welt nie überfliegenden, vielmehr alles Geistige verkörpernden Dichtungen, durch Werke der Kunst der Anschauung dargestellt, konnten wohl Gegenstände des ästhetischen Wohlgefallens werden; aber weder in den Schilderungen der Dichter, noch in den Gestaltungen der Künstler eine religiöse Begeisterung erwecken; denn nur durch Schönheit der Formen, nicht durch überwiegende Gewalt und Erhabenheit des Ausdruckes, unter welcher das unerlässliche Ebenmaass der Schönheit gestöret wird, durften dieselben den Kunstkenner befriedigen. Wagten es auch die Alten, bisweilen einen exaltirten Seelen-Zustand, wie in der Niobe oder im Laokoon anzudeuten, so geschah es doch immer nur so, dass zugleich die Ursache desselben sinnlich und sichtbar wurde; und selbst bey dem höchsten Grade der Leidenschaftlichkeit, den sie in der Idee gefasst hatten, liessen sie aus dem Gebilde ein grosses, gesetztes, sich selbst beherrschendes Gemüth hervorleuchten, sich weislich hütend, die Fülle des Ausdruckes zu erschöpfen, und dadurch in ihrem Werke das Schöne dem Starken aufzuopfern, in dem Beschauer den freyen Flug der Phantasie zu beschränken.

CXCIX.

Unter den Werken der neuern Kunst erscheinen heilige Märterer, Jünglinge, Jungfrauen, Mönche und Nonnen; sie sind aber nur für den, von Religion schon begeisterten, oder von religiösen Ah-

nungen angeregten Beschauer da; nur ein solcher kann den Ursprung und die Steigerung ihrer Hingebung, Extasen und Verzuckungen errathen; und was bloss in der innern Welt dieser Heiligen als vorgegangen vorausgesetzt wird, begreifen: dem Ungläubigen und geistig Todten ist es widersinnig und ekelhaft, für diesen ist aber durchaus kein Werk der Kunst, sey es der alten, sey es der neuen, da; keines begreiflich. Von keiner Madonna, Theresia, oder Catharina fühlt er sich angesprochen, denn ihre Auflösung in himmlische Wonne, hat in einer, ihm völlig unbekannten Region ihre Quelle. Die Abspannung oder das Schweben in der Stellung, und das Hinschwinden alles Lebens in den Gliedern scheinet ihm widrig zu streiten gegen den hohen Ausdruck in dem Angesichte, gegen das strahlende, liebeglühende Auge, gegen den grossen, durch den Aether dringenden Blick, suchend über den Sternen den Geliebten, den der Ungläubige und Profane nicht kennet, oder wenn er als Gestalt hingestellt ist, für ein Zauberbild der Phantasie hält, das ihn weder rühren noch entzücken kann. Sieht er leidende Sebastiane, Lorenze, oder Agnesen, so wird er widrig gestöret von dem auffallenden Unterschiede zwischen ihnen und dem Marsyas, dem Laokoon, oder der Niobe der Griechen. Er bemerkt zwar, dass die Einen, wie die Andern, schrecklich leiden; aber in den letztern gewahret er mit Wohlgefallen, wie der Schmerz des Körpers oder des Gemüthes und die Grösse der Seele, die ihn durch eigene Kraft

zu ertragen weiss, in der ganzen Figur mit gleicher Stärke durchgeführt und richtig abgemessen ist; in den letztern bemerket er alles Gefühl der Qualen erloschen, unter der Hoffnung himmlischer Freuden, an welche er nicht glaubt.

CC.

Der ungläubige und profane Sinn gestattet durchaus keine religiöse Begeisterung, und spricht auch dem Christenthume, so weit er es historisch kennet, alles Vermögen zu begeistern ab. Will es der Künstler zu diesem Zwecke erst in ein mystisches Dunkel einhüllen, so verliert es für den Verstand des Ungläubigen alle Wahrheit, ohne dadurch, gleich den Mythen der Alten, einen poetischen Gehalt zu gewinnen; weil er es selbst in der höchsten mystischen Steigerung noch immer nur für eine practische Lebensregel hält. Unwahr ist also seinem Verstande auch die, aus einem mystificirten Christenthume erkünstelte Begeisterung; und sie versetzt ihn in eine ängstliche Seelenstimmung, indem er zwischen einem sich aufdringenden Wahrheitsscheine und, seiner Ansicht nach, unstatthaften Ansprüchen auf wirkliche Wahrheit ungewiss schwebend gehalten wird. Frömmler und Schwärmer mögen sich seinetwegen an solchen Darstellungen erbauen, sie mögen sogar dem gemüthlichern Beobachter etwas Höheres bedeuten; der Profane hält sich daran fest, dass weder das Erbauliche noch das Bedeutsame das Schöne; und nur diess Eine, nicht

jenes, das einzige und höchste Ziel der Kunst sey. Allein der religiöse Kunstkenner betrachtet das Schöne selbst, nur als bedeutende, und zwar als die bedeutungsvollste Offenbarung des Göttlichen. In klarer Einsicht, das alles Idealische zugleich auch mystisch, und das W e s e n des Christenthumes w e n i g e r ein Inbegriff von Regeln für das Handeln, als vielmehr das Prinzip des mit Christo in Gott verborgenen Lebens, durchaus nur idealisch und mystisch sey: ist auch sein Sinn aufgeschlossen für das Allgemeine, Grosse und Erhabene der religiösen Selbstverleugnung, erzeuget in der Ahnung oder Anschauung des Unendlichen, und ausbrechend in edle Begeisterung, nicht fur eine mystificirte Geschichte, sondern für eine Idee; wie sie in dem Laokoon und in G u i d o R e n i ' s Sebastian, in der Niobe und in D o m e n i c h i n o ' s Agnes mit gleicher Kraft Würde und Zartheit ausstrahlet. Aus dem allen dürfte folgen, dass ohne innige und tiefe Religiosität wie kein vollendeter Künstler, eben so kein hellsehender Kunstkenner und wahrer Kunstverehrer gedacht werden kann: und gleichwis die göttliche Idee des Schönen und Heiligen als Seele das vollendete Kunstgebild beleben muss, so ist auch nur das Göttliche im Menschen der erzeugende oder der erkennende Grund jedes echten Kunstwerkes. Sodann ist lediglich derjenige wahrer Kunstgeweihter oder Kunstkenner, welcher das Ewige seines Wesens rein, beziehungslos, seiner Eigenthümlichkeit vergessend, und nur der Vereinigung seines Gemüthes mit der

Idee Gottes sich bewusst, ausser sich zu gestalten, oder das Gestaltete zu verstehen vermag.

CCI.

Wenn von schönen Künsten geredet wird, sollte man vor allem die Kunst an sich von ihren möglichen, oder wirklichen Schöpfungen, und von menschlichen Kunstfertigkeiten, oder dem sogenannten Genie und Talent unterscheiden. Die Kunst ist nur eine Einzige, ihre Schöpfungen können eben so mannigfaltig seyn, als es ihr sinnlich darstellbarer Stoff und die zufälligen Modificationen des menschlichen Geistes sind. Das Wesen der Einen und einzigen Kunst offenbaret sich durch Schaffen, doch nicht aus nichts, sondern aus ihrem eigenthümlichen Stoff, aus Ideen, Anschauungen und Empfindungen, in sofern sie sich durch Gestalten, Bilder, Worte oder Töne versinnlichen lassen. Man sollte den besondern Begriff der Dichtkunst mit dem der Poesie nicht verwechseln, oder für identisch halten, sondern die letztere Benennung ausschliesslich nur zur Bezeichnung der Einen und einzigen, im Schaffen bestehenden Kunst gebrauchen. Es sollte demnach nie die Frage seyn, welche von den schönen Künsten vor den übrigen den Rang behauptete, sondern nur, welcher Gattung von möglichen Schöpfungen der Einen Kunst der Vorzug vor allen andern gebührte, oder was dasselbe ist, durch welche der verschiedenartigen Schöpfungen die Poesie sich am vollständig-

sten ausspräche. In der Entscheidung dieser Frage muss bey jeder Gattung die Behandlungsart ihres Stoffes, ihre Tendenz und die Form ihrer Wirkung erwogen werden.

CCII.

Durch die plastischen oder durch die mahlerischen Schöpfungen werden bloss die begrenzten Anschauungen der Gottheit, oder der Natur, oder der Menschheit in bestimmten Gestalten dargestellt. durch die dichterischen nur die Wirkung jener Anschauungen, die durch sie erweckten Empfindungen und Gefühle in Bilder gekleidet, und in Worten ausgesprochen; durch die musikalischen hingegen, in der Harmonie der Töne, Anschauungen und Gefühle zugleich zu ihrem ursprünglichen Gegenstande zur Idee von Gott, von der Natur, oder von der Menschheit zurückgeführt. Die Plastik, die Mahlerey und die Dichtkunst behandeln also ihren Stoff empyrisch, typisch, historisch; die Musik den ihrigen mathematisch, mystisch, idealisch.

CCIII.

Wie die Behandlungsart des Stoffes, so auch die Tendenz der Schöpfungen. Die plastischen, mahlerischen und dichterischen wollen den Himmel zur Erde herabziehen, die musikalischen das Irdische zum Himmel emporschwingen; die erstern wollen das Unendliche begrenzen, die letztern das Begrenzte bis zur Unendlichkeit erweitern; jene

streben, das Geistige zu versinnlichen und das Göttliche zu vermenschlichen; diese das Sinnliche zu vergeistigen, und das Menschliche zu vergöttlichen.

CCIV.

Die Schöpfungen der Kunst sind einzig und allein des Gemüthes wegen da; die Form ihrer Wirkung muss also auch nach dem Maasse der Freyheit, welche sie dem Gemüthe in der Auffassung ihrer Werke gewähren, gewürdiget werden. Das Gemüth trachtet aus seinem Wesen, sowohl in seiner Thätigkeit, als in seiner Ruhe nach der unbegrenztesten Freyheit. In den Werken der Plastik, der Mahlerey und der Dichtkunst werden dem beschauenden Geiste bestimmte Formen, Gestalten, Bilder und Gefühle gegeben; seine Freyheit wird also gerade nur auf den Gegenstand, welchen die Plastik darstellet, oder die Mahlerey zeichnet, oder auf die Empfindungen und Gefühle, welche die Dichtkunst ausspricht, beschränket. Er muss sich so fest daran halten können, und auch daran halten wollen, dass es entweder ein wesentlicher Fehler des Kunstwerkes, oder ein Zeichen seiner eigenen Zerrüttung wäre, wenn er z. B. in Stephano Madernos liegender Cäcilia eine liegende Grazie oder Muse, in der Himmelfahrt Mariä von Romanelli die Aufnahme der Psyche in den Olympus beschauen, und in den Oden der Sapho auch die Begeisterung der himmlischen Liebe nachempfinden könnte oder wollte. Weit vortheilhafter steht

die Sache der Freyheit bey den Werken der Musik; diese führen, nach der Mannigfaltigkeit ihres Charakters, dem beschauenden und fühlenden Gemüthe bloss reine Formen der Anschauung, z. B. des Grossen und Erhabenen, des Begrenzten und des Unendlichen, so wie nur die reinen und allgemeinen Ausdrücke der Gefühle, etwa der Sehnsucht, der Liebe, der Trauer, der Freude oder der Ehrfurcht, ohne einen besondern Gegenstand und Inhalt, vor. Welche Anschauung auch den Künstler ergriffen, welches Gefühl sich seiner ganz bemächtiget haben möchte, dem Geiste des geniessenden Kunstfreundes bleibt unbedingt freygestellt, was er unter den melodischen und harmonischen Fortschreitungen des Kunstwerkes, im Endlichen, oder im Unendlichen, fest halten, was er zum Gegenstande seiner Beschauung herausheben, was er als den Ausdruck seiner Empfindung, gleichsam als seinen Text unterlegen will.

CCV.

Nach dem allen möchte sich wohl das Wesen der Poesie am freyesten, vollständigsten und wirksamsten durch die Musik aussprechen, mithin dieser auch in der Behandlung ihres Stoffes, in ihrer Tendenz und in der Form ihrer Wirkung der Vorrang über die Plastik, wie dieser über die Mahlerey und Dichtkunst, gebühren. Allein so viel vortreffliche Meisterstücke auch unter den Schöpfungen der drey letztern bereits vorhanden sind, so haben wir doch noch kein einziges vollendetes Kunstwerk der

Musik. Für jene sind uns eine Menge belehrender Muster aus ältern Zeiten überliefert worden; für die Musik ist ein einziges, in der, durch alle Ewigkeit fortschallenden Harmonie unendlicher Sphären und Welten, vorhanden. Wohl können wir dasselbe mit dem religiösen Sinne beschauen, aber zu seiner Vernehmung und Auffassung mangelt uns das Organ. Dessen ungeachtet würden wir es, wenigstens in der ahnenden Nachahmung dieser ewigen und unendlichen, von Pythagoras zuerst gedachten Sphären-Musik weiter bringen, wenn der religiose Sinn in den Tonkünstlern über den Geist der Frivolität vollständig siegte, und zur unumschränkten Herrschaft gelangte, wozu sich aber jede frohere Aussicht immer mehr entfernet, seitdem der verderbte Geschmack der Zeit angefangen hat und fortfährt, den dürftigen Vorrath unserer musikalischen Ahnungen zu bedeutungslosem Fingerspiele zu missbrauchen, seitdem selbst geistreichen Tonkünstlern, von dem herrschenden Geschmack irre geleitet, weniger an dem Wesen und an der Würde der himmlischen Kunst, als an dem Ruhme, anstatt einer Musik der Empfindungen und Gefühle, gekünstelte Mahlereyen durch Töne, oder tändelnde Spielereyen mit Dissonanzen, geschaffen zu haben, gelegen ist. Nur in so fern die heilige Kunst bisweilen noch in Oratorien, Messen, Cantaten und Kirchengesängen der ältern frommen Meister den Empfindungen der Andacht; und in unsern Singspielen dem Wechsel lei-

denschaftlicher Gefühle zur Begleiterin dienet, können wir hoffen, sie werde unter den Misshandlungen neuerer Componisten uns nicht ganz entschwinden.

CCVI.

Immer wird ein richtig geleiteter Kunstsinn den Werken der Plastik den Vorzug über die Werke der Mahlerey einräumen. Letztere war, trotz dem Streben ihrer grössten Meister durchaus unfähig, in ihren Bildungen sich dem Ideal der Formen, als der Basis alles Kunstschönen, mit gleicher Kraft und Reinheit, wie die Plastik, anzunähern; und sie musste sogar weit hinter demselben zurückbleiben, seit dem sie von der Kirche, die der Darstellung des Nackten nicht günstig ist, in Sold genommen wurde. Leider, dass sie in diesem frommen Dienste auch ihre ältere Schwester die Plastik sich untergeordnet, und deren Fortschritte zur Vollkommenheit des Antiken aufgehalten hat! Das Wehmüthige oder das Rührende, das Sanfte oder das Erhabene, das Erschütternde oder das Begeisternde, das Zerknirschende oder das Freudige der Religiosität, welches die Mahlerey ausdrücken, und grösstentheils in den beschränkten Raum des Angesichtes zusammendrängen musste, wurde bald auch für die Sculptur das einzige und höchste Ziel; und erstorben schien mit Giovani da Bologna, Fiamingo und Maderno der höhere Sinn für das Kunst-Ideal der Alten, so wie die Fertigkeit in freyem Geistesfluge das Studium der Antike in seiner Grossheit und

Würde auch an dem sprödern Stoffe zu bewähren. Seit jener Zeit bezwecken Mahlerey und Plastik in ihren Gebilden weniger die Gestalt, als die Wirkung; nicht so war es bey den genialischen Alten, die in ihren Schöpfungen nichts als die Gestalt wollten, und gerade dadurch auch der Wirkung gewiss waren. Die Neuern arbeiten bloss für den flüchtigen Ueberblick einer verwirklichten Idealität, die Alten schufen für die tiefste, und doch nie zu sättigende Beschauung einer idealisirten Wirklichkeit.

CCVII.

Was der Grieche anbethen sollte, musste seinem Anblicke und seiner Betastung, mit Fleisch und Muskeln, wie auch er sie hatte, dargestellt werden. Das Unsterbliche und Göttliche war ihm durch die kolossalische Grösse, durch die Nacktheit und durch die Mässigung im Ausdrucke befriedigend versinnbildet. Die Gegenstände seiner Verehrung konnten also nur aus der Werkstätte der Plastik hervorgehen, und selbst die Mahlerey musste in Formen, Stellung, Ausdruck und Composition den Gesetzen der Plastik huldigen. Das religiöse Heidenthum war eine liebliche Verhüllung erhabner Mysterien. Der religiösen Kirche war zum Zwecke gesetzt, die Hülle zu zerstören, die Mysterien weltkündig zu machen; und in dem Verhältniss, als die heidnische Kunst das Menschliche vergöttlicht, und dadurch das Unendliche in die Endlichkeit eingeführt hatte, will die kirchliche Kunst das Göttliche vermenschli-

chen, und damit das Endliche zu dem Unendlichen zurückführen. Die Kirche verdammte die Mythen, und gab dafür Geschichten und Legenden; die Nothwendigkeit, sich als Antithese gegen das Heidenthum zu setzen, untersagte ihr bey den Gegenständen ihres Cultus den Gebrauch der Plastik; die Mahlerey, schon aus ihrem Wesen mehr den Schein, als die Wirklichkeit darstellend, war ihren Absichten angemessener, und die Sculptur, bedurfte man ihres Dienstes, musste sich bequemen, gegen ihre Natur mehr nach mahlerischen Wirkungen, als nach Schönheit der Formen zu streben.

So hatte die Mahlerey, der Kirche dienend, bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht. Mit den Fortschritten der Reformation und der daraus hervorgegangenen Aufklärung des Verstandes und Erkaltung des Herzens, erlosch überall mehr oder weniger der Enthusiasmus der kirchlichen Volksreligiosität; mit ihm musste auch der grosse Styl der Mahlerey sinken, und alle Anstrengungen des Genies werden sie nicht wieder zu ihrer ehemaligen Höhe erheben, weil ihr die Gelegenheit, Grosses zu schaffen, immer seltener dargebothen wird. Nur Porträte, Landschaften, Anekdoten und Schlachten können sie für Gallerien und Cabinette noch beschäftigen, nachdem die grossen und reichen Institute, die kirchlichen Stifte und Abteyen, welche grosse Schöpfungen der Kunst liebten und bezahlen konnten, in der politischen Entschädigungs-Masse

untergegangen, und die damit Entschädigten verarmet sind.

CCVIII.

Wie ganz anders, wie weit hinreissender wirken auf den kunstsinnigen Beschauer bloss durch die Schönheit ihrer Formen, die Niobe mit ihren Töchtern und der Apollo von Belvedere; als die heilige Bibiana und heilige Theresia, Bernini's plastische Werke? Obgleich in der heiligen Märterin der Ausdruck des Angesichtes an Wahrheit, Anmuth und Würde nichts zu wünschen übrig lässt, so kann man dennoch das Missfallen über das Abgerundete, Schwebende, Unbestimmte der Formen, und über das unverkennbare Streben des Künstlers, in Marmor zu mahlen, nicht sogleich unterdrücken; und so vollkommen es ihm auch gelungen war, in der heiligen Nonne den Ausdruck der göttlichen Begeisterung und des völligen Zerfliessens in der Gottheit dem Steine einzuhauchen, so ist doch ihr Blick des Entzückens, ihr halb offener Mund, ein gänzliches Versinken und Vergehen in himmlischer Liebe andeutend; das erstorben scheinende Gefühl ihrer Körperlichkeit und das sinkende Haupt, das Hinschwinden ihrer Selbstheit bezeichnend, mehr geeignet ängstliche Bekümmerniss und Beklemmung, als behagliches Wohlgefallen zu erwecken. Aber noch mehr und Höheres, als behagliches Wohlgefallen, wirket die Betrachtung des wahrhaft göttlich erscheinenden Apollo von Belvedere, in welchem Formen und Charakter, Schönheit und Aus-

druck in höchster Reinheit und Harmonie in einander fliessen; in welchem die menschlich erreichbare Höhe des Kunst-Ideals glücklich errungen worden ist. Je öfter ich mich in dem Dresdner Gypssaale auch nur dem treuen Abgusse von diesem vollendeten Werke der Plastik näherte und vor ihm weilte, desto mächtiger drängte sich mir ein Höheres, als die innigste Verschmelzung der Schönheit mit dem Ausdrucke auf; jedes Mahl steigerte sich meine Ueberzeugung, dass aus der Kunst, sie möge in Gebilden, Gemählden, Dichtungen oder Harmonien zu uns reden, eine Offenbarung sich ausspreche, von welcher alle Alterthumskunde, Schul-Theologie und Weltweisheit nichts wisse. Nur das vollendete Gemüth des Künstlers war fähig, diesen Apollo zu schaffen. Die Idee des Ewigen, Heiligen und Göttlichen musste seine Seele ganz überwältiget, und sich ihr als Ideal der Schönheit eingebildet haben; erst dadurch erlangte seine Phantasie die hohe Schwungkraft, für die Darstellung seiner geistigen Anschauung die schönen Formen zu schaffen, und sein Gefühl den richtigen Tact, die Wahrheit und das Maass des Ausdruckes zu treffen.

CCIX.

Also nicht in dem Charakter, nicht in der Schönheit der Formen, nicht in der harmonischen Vereinigung beyder, sondern in dem vollsten Leben der Idee des Schönen, Heiligen, Göttlichen steht das höchste Ziel der Einen, bildenden und zeichnen-

den, dichtenden und tönenden Kunst; aus jenem Leben entspringet auch der Reitz zur Begeisterung, der sich des sinnigen Kunstfreundes in der Anschauung ihrer Schöpfungen ganz bemächtiget. Wo das Gemüth des Künstlers von diesem Leben ergriffen und durchdrungen war, dort strahlet es auch aus seinem Werke unverkennbar aus, und wecket auch in dem gebildeten Beschauer, wenn nicht ein stärkeres Gefühl, doch anregende Ahnungen von sich. Wo dieses Lebens Fülle den Bildner überströmet hat, dort kann dem Ausdrucke die Wahrheit, den Formen die Schönheit, in beyden die vollkommenste Harmonie durchaus nicht mangeln; dort aber, wo jener allbelebende und allverklärende Lichtstrahl der Gottheit in der Seele des Künstlers erloschen oder noch nicht aufgegangen ist, werden die schönen Formen und der Charakter seines Werkes nur einen todten Körper bezeichnen. Der Ausdruck ist nichts weiter, als eine Anregung des Sinnes für die Unendlichkeit, welche sich in der Lebensfülle einer reinen Individualität abspiegeln, und die Schönheit der Form ist nur die Drapperie des Göttlichen, das durch das Kunstwerk erscheinen will und soll.

CCX.

Belege für die Richtigkeit dieser Ansichten von der Kunst und von dem Geistesgehalt ihrer Meister kann vor der Hand die Plastik neuerer Zeit nicht liefern; aber unzählige werden uns in den Werken grosser Mahler dargebothen. Immerhin mögen ge-

lehrte Kunstkenner in Lodovico Carracci's Johannes, wie er in der Wüste prediget, die Vortrefflichkeit des Entwurfes, die Annehmlichkeit in der Stellung, den Anstand und die Einfachheit in der Bewegung, das schöne Verhältniss zwischen der Stärke und Sanftheit in der Farbengebung bewundern, und überall das Idealische des Guido, das Colorit des Tizian, das Feuer des Tintoretto, die Harmonie des Veronese und die Grazie des Correggio übertroffen zu sehen glauben, von dem allen wird sich der religiöse Kunstbeschauer zur Ansicht von der Würde, Erhabenheit und Heiligkeit, welche aus dem Ganzen sich offenbaren; und davon zur Würdigung des Künstlers, seines hohen Sinnes, seines innigen und kräftigen Lebens in dem Schönen und Göttlichen erheben. Lodovico hatte das Edelste und Schönste der Menschheit in dem Vorläufer Jesu erschauet, hatte die unerschütterlichste Seelengrösse und die reinste Herzensdemuth, die allergründende Weisheit und die ruhigste Selbstverleugnung, das innigste Bewusstseyn einer göttlichen Sendung und die bestimmteste Ueberzeugung, dass der Thaten Ruhm nur dem Sender, nicht dem Gesandten gebühre, in den sprechendesten Zügen vereiniget. Wie klar und rein musste sich die Idee der göttlichen Menschheit in der Seele des Carracci gespiegelt haben, der die unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf den Menschen so gross und vollendet ausser sich hinstellen konnte? Wie Raphaels Verklärung und Guido Reni's Himmelfahrt der

Jungfrau, so bestätiget auch **Lodovico's** Johannes die Wahrheit: alles Schaffen, selbst das Göttliche, sey nichts anders, als eine Selbstbeschauung der Allheit oder der Eigenthümlichkeit des Schöpfers und eine Darstellung derselben ausser sich.

CCXI.

Wenn der gelehrte Kunstkenner in dem **Abendmahle**, **Leonardo da Vinci's** grossem Kunstgebilde die Schwierigkeiten in der Composition erwäget und die Vortrefflichkeit in der Ausführung preiset, nur den Christuskopf für unvollendet erkläret; so bemerket der kunstsinnige und fromme Beschauer mit entschiedenem Wohlgefallen schon in der Wahl des höchst mahlerischen Momentes, in dem Jesus sprach: „Einer unter euch wird mich verrathen;" des Künstlers schöpferische Phantasie und die unerreichbare Kunst, mit welcher in den eilf Aposteln der, jedem eigenthümliche Charakter, der vermischte, und in jedem Kopfe eigenthümlich gegebene Ausdruck von Ueberraschung, Furcht, Schreck, Umsicht; vom Bewusstseyn der Unschuld, von Liebe und Enthusiasmus der Anhänglichkeit, von Begierde den Verräther zu erfahren, und von Muth den geliebten Meister zu vertheidigen, dargestellt und gehalten ist. In Christus erscheinet die Göttlichkeit in menschlicher Gestalt so erhaben und doch so einfach, dass gerade das Urtheil berühmter, mehr verständiger als religiöser Künstler, das Angesicht des Heilandes sey nicht vollendet; den höch-

sten Triumph des Geistes und der Kunst Leonardo's ausspricht. Dieser Christuskopf ist und bleibt in der zeichnenden Kunst, so weit sie das Erhabenste darzustellen vermag, eben das, was in der redenden Kunst Moses Worte: „Gott sprach, es werde Licht; und es ward Licht.“ — Je öfter man sich in die poetische Fülle dieses Gemähldes, wenn auch nur durch gute und genaue Kopien desselben versenkt, desto heller und ausgedehnter zeiget sich die allerfassende Kraft des Idealen in da Vinci's innerer Welt; desto deutlicher offenbaret sich die Gewissheit, dass nicht durch Unterricht und Gelehrsamkeit, nicht durch angelernte Grundsätze und Erfahrung, sondern einzig und allein durch das Leben des Gemüthes in Ideen, wie der Charakter des Menschen, so auch die Totalität des Künstlers vollendet werde.

CCXII.

In allen Werken Tizian's findet man den eben so treuen als scharfsichtigen Nachahmer der sichtbaren Natur, die allein, seiner Meinung nach, sich in der Kunst spiegeln sollte. Die vortreffliche Anordnung und die ihm eigenthümliche Einfachheit in seinen Gemählden, die naiveste Unschuld und anspruchsloseste Wahrheit in seinen Kindergestalten, lassen in ihm den freyen, zufriedenen, mit sich selbst einigen Mann und ein Gemüth voll Ruhe und kindlichen Frohsinnes errathen. Doch nirgends sieht man ihn über das, was ihm die Wirklichkeit, als wahr und schön, dargebothen hatte, mit küh-



nerm Fluge sich erheben, und fremd war ihm, so will es scheinen, der Gedanke, dass zwar die Kunst das scheinbar Wahre in der Sinnenwelt bis zum Lieblichen und Gefälligen erhöhen könne, aber wirklich schön nur das Idealische, und eben so nur diess aus seinem Wesen, für die Kunst das einzig Wahre sey. Sein Sinn mochte weniger für das geistige Leben der Erscheinungen, als für das Medium derselben, für das Licht, geschärft gewesen seyn; daher die ihm einzig eigenthümliche Klarheit, Kraft und Magie des Colorites, welches in seinen Gemählden nur zu oft die Stelle der geistigen Verklärung ersetzen musste. Seine weiblichen Gestalten, die mythischen, wie die heiligen, sind voll menschlicher Grazie und Anmuth; doch überall vermisst man die idealische Schönheit und Würde des Göttlichen. Selbst wenn er die höchste Aufgabe der neuern Kunst in Darstellung der religiösen Begeisterung lösen wollte, erreichte sein Ausdruck bloss das Wirkliche, nicht das Erhabene und Himmlische. Eben darum ist auch seine Krönung des Erlösers mit Dornen nichts weniger als vollendet; und das Vorzügliche derselben, der glücklich getroffene Uebergang des sinnlichen Schmerzgefühls in das Bewusstseyn einer übermenschlichen Hoheit und freywilliger Selbsterniedrigung beweiset nur, dass das Idealisch-Schöne und Göttlich-Grosse seinem Gemüthe zwar einiger Maassen befreundet war; aber im Kampfe mit seiner verständigen Scheu, die Grenzen der Wirklichkeit zu überschreiten, höchst selten siegte.

CCXIII.

Wer sich getrieben fühlet von dem Reitze, der idealen Welt, so wie sie den Kunstgeweihten in mannigfaltigen Formen erschienen war, in ihren Werken nachzuspüren, dem wird dieselbe sich als höchste Kunstwelt in den Schöpfungen des Allegri da Correggio vollständig aufschliessen. Schwerlich wird er irgendwo das Göttliche und Ewig-Schöne in grössere und ansprechendere Gestalten, schwerlich je das Räthselhafte, tief Verschlossene, Unerklärbare der ewigen Nothwendigkeit durch erhabenere Kunstgebilde, als durch die seinigen im Endlichen angedeutet sehen. Seine Nacht ist der lieblichste und hellste Tag, den je ein menschliches Gemüth im Reiche des Unendlichen erschauet hatte. Alles Licht liess der, von Gott erfüllte Meister von dem so eben gebornen göttlichen Kinde ausgehen, durch welches sich die göttliche Idee einer ewigen und heiligen Menschheit offenbaren wollte; und nur durch das Licht dieser Idee wird Joseph, das Symbol des frommen Glaubens, wird Maria, der reinste Spiegel der schönen Liebe und der heiligen Hoffnung, sichtbar. Alle übrigen Umgebungen zeigen sich bloss im matten Schimmer des Mondes, dem Sinnbilde der Begriffe. In allem was man sonst noch ausser dieser begeisternden Schöpfung der Kunst, in dem Belvedere zu Wien, in Dresden, Potsdam, Salzdahlen, Cassel, Düsseldorf etc. von Correggio's hoher Kraft Geschaffenes betrachtet, entzückt derselbe Geist, dieselbe geheimnissvolle Dämmerung des Idealischen,



dasselbe magische Zwielicht, in welchem die formlose Unendlichkeit in endliche Gestalten hinüber fliesst, derselbe sanfte Nachhall des Unaussprechlichen, das in dem verborgenen Bache der zartesten Empfindung vorüber rieselt.

CCXIV.

Tintoretto's unruhiger, feuriger Geist, der in seinen Schöpfungen waltet, erschreckt den Beschauer bey dem ersten Anblicke. Bey ruhiger Besonnenheit gewahret man an seinem jüngsten Gericht und an seiner Anbethung des goldenen Kalbes, dass er wohl Michelangelo's grossen Styl mit Tizian's Zaubercolorit in seinen Kunstbildungen meisterhaft zu vereinigen; aber nie in sich die ungezügelte Phantasie mit der Vernunft und mit dem Gefühl in Harmonie zu bringen, und dadurch sein Gemüth für die Einwirkungen des Idealischen und Ewig-Schönen empfänglich zu machen verstand. In allen seinen Werken, deren äussere Vollendung zu bewundern ist, zeigt sich zugleich, welch' grosser Verlust es sey, wenn ein origineller Geist, in Zwietracht mit sich selbst, sich immer nur erweiternd, nie zusammenfassend und sich vertiefend, das Feuer das ihm vom Himmel kam, an äussern Umgebungen verschwendet.

CCXV.

Beynahe eben so unermesslich ausgedehnt zeiget sich Paolo Veroneses innere Welt in seinen Werken; allein auch sie war nur ein Spiegel, in dem sich lediglich die äussere und sichtbare mit nie

verfehlter Richtigkeit und Wahrheit darstellte. Seine Engel sind muntere, liebliche Kinder, seine Madonnen mehr sinnlich reitzend, als idealisch schön; seinen Christus-Bildern fehlt es an göttlicher Erhabenheit und menschlicher Würde, und seinen Märterern an der höhern Begeisterung des religiösen Heroismus. Eine Menge Kunstbildungen von Tizian's, Tintoretto's und Veronese's Schülern oder Nachahmern, befriedigen weder den Kunst- noch den religiösen Sinn. Es scheinet, dass sie das Eine, was ihren Meistern Noth that, gefühlt haben. Allein mit der blossen Muthmassung, dass nicht minder für den zeichnenden, als für den philosophirenden Künstler über der Wahrheit der sichtbaren Natur wohl noch etwas Höheres vorhanden seyn dürfte, konnten sie dasselbe nicht finden, nicht ergreifen. Sie verfielen in das Manierirte, weil sie eben so wenig, als ihre Meister, die Mystik der Kunst, das zarte Andeuten des Idealischen durch eine heilige Dämmerung, das Zusammenziehen des Unendlichen in bestimmte Formen von dem Idealischen wirklicher Gegenstände zu unterscheiden wussten. Lauter Belege für die Wahrheit, dass der Mensch ohne reges Leben in Ideen überall nur etwas Zerrissenes sey, und nirgends mit der ganzen Kraftfülle eines harmonisch ausgebildeten Gemüthes schaffen, oder wirken könne.

CCXVI.

„Menschen," so heisst es bey Behörden und in Cabinetten; „welche Bilder mahlen, Gedichte ma-

chen, und Schauspiele dichten, sind für Alles, was Geschäft heisst, unbrauchbar. Fordert man einen ordentlichen Bericht oder ein gründliches Gutachten von solchen, so leiden sie Todesangst, gerathen in Verzweiflung und bringen nach langen Wehen die elendeste Sudeley zur Welt." — Dann aber sind die Bilder, die Gedichte und die Schauspiele solcher Leute gewiss um kein Haar besser, und der Beyfall der ihnen zu Theil wird, hat nicht in dem Werthe des Gebildes, sondern in der Geschmacklosigkeit ihrer schalen Bewunderer, oder in der flüchtigen Laune des Augenblickes seinen Grund. Wer eine Verklärung, wie Raphael; eine Nacht, wie Correggio; und ein Abendmahl, wie Leonardo da Vinci; wer ein vortreffliches Epos, wie die Messiade; oder eine vollendete Tragödie, wie die Jungfrau von Orleans; kurz, wer ein Kunstwerk in dem die idealische und die wirkliche Welt vielseitig, harmonisch und vollkommen sich abspiegeln, zu schaffen fahig ist, der würde auch als Staatsmann oder als Heerführer, hätten ihn Beruf und äussere Verhältnisse von Jugend auf dazu bestimmt, nur Vortreffliches und Vollendetes leisten. Der Mensch, welcher in seinem innersten Wesen zerrissen und wandelbar, in sich selbst nichts Ganzes und völlig Abgeschlossenes ist, wird auch nie vermögend seyn, ausser sich ein Ganzes hervor zu bringen, zu überschauen, oder zu einem klar erkannten Zwecke hinzuleiten. Alle unsere schlechten Dichter oder Künstler sind es weniger aus Mangel an technischer

Fertigkeit, als aus Schlechtheit des Charakters, welche aller Entwickelung und Wirksamkeit der Idealität und schöpferischen Geisteskraft widerstrebet. Für Alles, was der Plastische, Zeichnende oder Dichtende, was der Ton-, Staats- oder Waffenkünstler schaffen soll, hat der Geist die vollkommenste Form in sich, sie ist für alles Werdende die Eine und dieselbe, nur die Materie ist verschieden; und diese auch in ihrer grössten Mannigfaltigkeit zu beherrschen und zu gestalten, ist nach erlangter technischer Fertigkeit dem Manne nicht mehr schwer, den der Geist in seinem innern Seyn und Leben zu einem Ganzen gebildet hat. Wie die Entwickelung der Geistesform, so die Beherrschung und Gestaltung des gegebenen Stoffes.

CCXVII.

Wollte man die Philosophie, als echte Schwester der Einen Kunst, das ist, der Poesie im Allgemeinen symbolisch darstellen, so könnte man den Olympus, den Sitz der Götter, zeichnen: über ihn erhebt sich eine schöne weibliche Gestalt, sitzend auf einem von Greifen und Adlern getragenen Thron. Sie erscheinet ganz nackend. Drey Augen, zwey in die Welt hineinschauend, das dritte an der Stirn gen Himmel gerichtet, zieren ihr majestätisches Antlitz, und unzählige Lichtstrahlen fliessen von ihr aus. Ein Greis, ehrwürdig von Ansehen, das Haupt mit Sternen bekränzt und mit Schmetterlings-Flügeln versehen, hält ihr einen Spiegel vor, in welchem

sie sich mit innigstem Wohlgefallen zu besehen scheinet. Der Wiederschein ihrer strahlenden Gestalt verbreitet sich über alles herab, was unter dem Berge in den Umfang des Spiegels fällt. Die Nacktheit der Göttlichen will andeuten, dass in so fern die Kunst von der Philosophie Licht und Leben erhält, diese alles verschmähet, womit Schulen und Systeme die klare, freye und tiefe Idealität derselben bedecken wollen. Die drey Augen bedeuten die religiöse, die idealische und die poetische Ansicht von den Dingen, welche die Philosophie in eine einzige grosse Künstleransicht vereiniget. Der ehrwürdige Greis ist Platon; Sternenkranz und Schmetterlingsflügel bezeichnen die Glorie seiner Ideen-Mystik, in welcher die antike Dichtung untergegangen und aus welcher die romantische mit neuen Reitzen wieder hervorgetreten war. Zur Seite der Göttin erscheinet Apollo mitten im Chor der Musen. Diesen zunächst die Schöpfer und die Hochgeweihten der romantischen Dichtung in der Verklärung der Heroen, umstrahlet von der Glorie ihres unvergänglichen Ruhmes, ihre Häupter mit Lorbeeren und Eichen bekränzt. Dort werden Dante, Camoens, Cervantes und Shakspeare von Orpheus und Amphion mit Nektar und Ambrosia erquicket. Wonneselig ruhen Ossian, Ariosto und Torquato Tasso in Homero's; schalkhaft lächelnd Fortinguera in Lucians Armen. Petrarcha und Louis de Leon schliessen mit Tibullus und Horatius den Bund

der Freundschaft. — Calderon und Mattei werden von Aeschylus; Moliere und Carlo Gozzi von Aristophanes in den Kreis der Gekrönten und Beglückten eingeführt. Ausser dem Kreise an des Gipfels Rande steht Sophocles in höchster Verklärung, freundlich den Berg hinunterblickend auf seine zwey grossen Geistesgenossen, Göthe und Apel, welche in dem Tempel der Kunst, der eine mit seiner Iphigenie, Faust und Eugenie; der andere mit seinem Polyiidos, seiner Kalliroe und seinen Aitoliern der tragischen Muse unvergängliche Opfer bringen. Der Eichenkranz, welcher unter dem Lorbeer die Häupter der neuen Auserwählten schmücket, bezeichnet das grosse Volk, aus welchem der Sinn für keusche Frauenliebe und Apotheose des Weibes, — der romantischen Dichtung Geist und Leben — ausgegangen ist. Mit Recht werden Dante, Camoens und Schakespear an Apollo's Throne mit Götterspeise zur Unsterblichkeit genähret, denn jeder dieser Heroen hatte an der Bildung der Germanischen Elemente, der keimevollen, zu einer romantischen Welt als Schöpfer gearbeitet. Die zwey ersten knüpften sie an einen neuen Himmel, und hauchten ihr das Feuer der schönen Liebe ein; die letztern bevölkerten sie mit Wesen, in welchen die feinsten und geheimsten Züge des menschlichen Herzens erlauschet und die tiefsten Räthsel des Lebens und des Schicksals gelöset erscheinen. Schon nahe an des Berges Gipfel wallet Lessing, von Swift und Pope begleitet.

Auf des Berges Mitte empfangen Tansillo, Milton und Young unter Prometheus Anführung den gotterfüllten Sänger des Messias. Der Sohn des Titan überreicht ihm eine unauslöschliche Fackel zur Belohnung, dass er seinen wahren Befreyer aus den Fesseln am Caucasus, den Sieger über die Sünde und den Tod der alten Welt, und den Urheber einer neuen Menschenbildung besang. Tansillo biethet ihm seinen goldenen Palmenzweig dar, und scheinet ihm zu sagen, dass die Messiade desselben würdiger sey, als seine Lacrime di San Pietro; Milton krönt ihn mit Lilien und Rosen; Young bethet mit aufgehobenen Händen gegen den Olympus, wahrscheinlich um den armen Sündern, welche die Vortrefflichkeit der Messiade nicht anerkennen, den Sinn für Poesie, das Licht der Philosophie und das Leben der Religion zu erflehen.

Weiter unten eilen Pindar und Euripides dem Sänger der Götter Griechenlandes, der Freude, der Resignation, und Schöpfer der Johanna, der ersten wahren romantischen Tragödie entgegen, um ihren Geistesverwandten zu begrüssen, und ihn mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit den Berg hinaufzuführen.

Am Fusse desselben steht der offene Tempel der Kunst im vollen Lichte, welches in dreyförmigen Strahlen von dem Olympus aus Platons Spiegel herabströmet. Die ehrwürdige Rotunda ruhet auf einem Fundamente von neun Quadern aus Granit,



bezeichnet mit den grossen Nahmen Klopstock, Mengs, Winkelmann, Lessing, Herder, Schiller, Göthe, Voss und Canova, zum Zeichen, dass aus dem gediegenen Grunde, welchen diese Männer gelegt haben, noch in den fernsten Jahrhunderten die herrlichsten Werke der Kunst emporsteigen werden. Die Kuppel des Tempels wird von neun Säulen getragen, welche der Tonkunst, der Plastik, der Mahlerey, dem Epos, der Lyrik, der Tragödie, der Comödie, der Redekunst und der Kritik geweihet sind. Jede zieren die Sinnbilder der ihr angewiesenen Kunst und die Titel würdiger Kunstwerke, die der deutsche Genius geschaffen hat. In der Mitte stehen drey Cubik-Steine als Altäre im Dreyecke vereinigt. Die verschiedenen Embleme, das Sonnenbild, der magische Spiegel und die brennende Fackel, zeigen, in welchem Sinne die Altäre der Philosophie, der Poesie, der Religion geheiliget sind; diesen Sinn wird niemand verfehlen, der an nichts weiter, als an die Herrschaft, an die Gestalt und an das Leben der Idee in des Künstlers Seele, wie in dessen Kunstgebilde denkt. Aus dem Dreyecke steigt die himmlische Flamme der Kunst empor, die den deutschen Meistern nie erlöschen wird, so lange sie auf jedem der drey Altäre fromme Opfer bringen, und den Tempel von den Werken der Künsteley, die in Staub oder Dampf sich auflösen, mit Sorgfalt und Gerechtigkeit reinigen.

CCXVIII.

Ein Künstler, der aus dieser Skizze ein Bild machen wollte, würde wahrscheinlich Manches davon weglassen, Besseres dafür hinzusetzen, aber schwerlich den gepriesenen Meistern und anmassenden Lehrern des Geschmackes an der Seine einen Platz darauf einräumen. Für diese liesse sich zur Darstellung ihres Kunstwesens ein treffendes Gegenstück entwerfen. Im fernen Hintergrunde der Olymp, und am Fusse desselben der Tempel der Kunst ganz im Dunkeln. Im Vordergrunde eine feuerbeleuchtete Berghöhle, darin der Cyklop Polyphemos; in seiner Gestalt, wie Euripides sie schildert, ist die freche Verachtung der Götter, der Kunst und der Weisheit, die unersättliche Lüsternheit nach Genuss, und gänzliche Versunkenheit in das Sinnliche auf das Bestimmteste ausgedrückt. Seine Sclaven, die Silenen und Satyrn, sind beschäftigt, die Nacht, welche auf der Höhle liegt, durch unablässiges Wetterleuchten aufzuhellen. Sie bringen diess zu Stande, indem sie in einem fort mit ihren leichten Hämmern auf einen diamantenen Würfel schlagen. Die hervorschiessenden Blitze hält die Männergruppe an dem Fusse des Cyklopen-Berges für echtes, klares Tageslicht, und scheinet sich desselben inniglich zu freuen. Die Männer schleichen langsam dem Olympus zu, aber in ihrer Befangenheit können sie ihn nicht erreichen. Die ersten drey haben Flügel, welche an dem Führer ausgebreitet, an den zwey Folgenden ge-



bunden sind. Sie sowohl, als ihr Gefolge, gehen auf zwey Krücken, denen ihre Hände unbarmherzig angeschmiedet sind. Die eine Krücke führt die Aufschrift: la poëtique d'Aristote; die andere: le goût national. Der diamantene Würfel bezeichnet die Einheit der Religion, Philosophie und Kunst; die Hammerschläge deuten auf die Witzeleyen der Encyklopädisten, das Wetterleuchten die französische Aufklärung.

Zwey Jungfrauen, mit welchen es die Männergruppe mag verdorben haben, ergreifen weit vor ihr her die Flucht, und eilen dem Tempel der Kunst zu; die eine ist mit Lorbeern, die andere mit mancherley Blumen bekränzt; jene trägt eine Leyer und eine Maske, diese einen mit Schlangen umwundenen Zauberstab und eine Flöte in der Hand. Ihre Kleider sind zerrissen, ein Zeichen erduldeter Misshandlungen. Die erste versinnbildet die antike, die letzte die romantische Poesie, deren schöne Gestalten von den an Krücken gefesselten Männern nur verzerrt werden konnten, indem sie sich mit beyden zugleich verbinden wollten, weil sie sich weder für die eine, noch für die andere bestimmt erklären durften. In der Männergruppe lässt sich an dem geistvollen Blicke, an dem Ernst der Stirn, an den ausgebreiteten Flügeln und an dem sichtbaren Streben, sich der Fesseln und der Krücken zu entwinden, der höher strebende Corneille nicht verkennen. Der zweyte in ruhiger Ergebung einherschreitend, den frommen Blick gen

Himmel gewandt, ist Racine, über ihn ein Genius mit der Athalie gegen des Olympus Gipfel fliegend. Die lustige Satyrmiene und der schalkhafte Rückblick auf Polyphemos Höhle verräth den Dichter der Pucelle und einer Anzahl Dramen aus verfranzisirtem antiken Stoffe. Das Gefolge en grand'-parure sind Nachahmer, gleiche Gebundenheit mit ihren drey Meistern duldend, in welcher sie dem reinern Kunstsinne nicht folgen konnten, nicht folgen durften.

CCXIX.

Sie konnten ihm nicht folgen, weil der sichere Leitstern der Philosophie, in dessen Lichte das poetische Genie, den Kreisen der Schule und Systeme ausweichend, frey von jeder Fessel zu dem Ideen-Reiche sich erhebt, und dort sein Erbtheil, seine Heimath und seine Werkstätte findet. Dieser Leitstern war ihnen über ihren Horizont mit Descartes, Malebranche, Pascal und Fenelon zwar vier Mahl aufgegangen; aber von dem leichtblütigen Volke nicht beachtet worden. Seine Stelle konnten ihnen die Irrlichter einer moralischen Schicklichkeitslehre, einer oberflächlichen Psychologie und eines verfeinerten Epikureismus nur schlecht ersetzen: und wo der Ninon, der Rochefoucauld und des Saint Evremont Ansichten von dem Leben für die weisesten und höchsten galten; wo eine cyklopische Freydenkerey mit dem Nahmen gesunde Philosophie sich brüsten durfte, und

der rhetorische, galante, witzelnde Geist zugleich den Philosophen vorstellte; dort musste jede Blüthenknospe der schönen Kunst in ihrem Aufbrechen verwelken, und der höhere Kunstsinn im Finstern schweben. Ihre besten Schöpfungen waren in der Regel nichts weiter, als Begriffe, Sentenzen, Naivitäten und Bilder in Reime gebracht; sie hatten Gelehrsamkeit, Rhetorik und Versification: Poesie und Philosophie werden die Franzosen erst dann erhalten, wenn sie die Sprachen ihrer Nachbarn jenseits der Pyrenäen und des Rheins erlernen, und durch vertraute Bekanntschaft mit der Spanischen und Deutschen Literatur fähig werden, ihren, bis jetzt noch bloss gesellschaftlichen und rhetorischen Jargon zu einer poetischen und philosophischen Sprache, das ist, zu einem Organ für höhere Ideen und innigere Gefühle auszubilden.

CCXX.

Sie durften ihm nicht folgen, weil ihnen, wollten sie als Dichter vernommen werden, der Geist des Hofes und eines frivolen Volkes, welches selbst der vielgepriesene Voltaire, de toutes les Nations polies la moins poëtique nennet, zur Richtschnur dienen musste; Natur und Kunst mochten von ihnen nur nebenher beachtet werden. Ihre Dichtungen durften das einzwängende Schnürleib des Alexandriners keinen Augenblick ablegen. Jeder lyrische Aufflug, jeder musikalische Wechsel des Metrums, jede kühne oder kräftige, in Versail-

les noch nie gehörte Metapher würde den Hof aus einem feyerlichen Unisono aufgeschreckt, die Akademie verwirret, das Volk erschüttert haben. Was die dramatische Poesie auch schaffen mochte, sollte es der Nation gefallen, musste ihren Gärten sich ähnlich zeigen, einförmig, ängstlich abgemessen und unter der Schere gehalten. Der antike Lorbeerbaum ward nur als schön bewundert, wenn er zu einer französischen Vase oder Krone beschnitten war, und eine Hellenische Medea oder Andromache durfte erst dann auf den Sieg ihrer angebornen Reitze rechnen, wenn sie in der Robe erschien, und auch mit dem Eventail zu sprechen wusste. Zu blossen Hofpoeten verurtheilet, hätten Corneille, Racine und Voltaire sich enthalten sollen, den Stoff zu ihren Dichtungen aus der antiken Welt zu entlehnen. Dort fanden sie Heroen, die selbst im Kampfe gegen Götter und Schicksal noch als kraftvolle Menschen sich bewährten; sie aber durften nichts Höheres aus ihnen machen als vornehme Herren und Potentaten, deren ganze Kraft und Sittlichkeit in einem exaltirten Point d'honneur sich erschöpfte, oder dem Antiken ganz zuwider, in einer zierlich zugeschnittenen Liebes-Intrigue unterging. Ihr Verdienst bestand darin, dass sie, tief unter der Höhe der antiken und romantischen Poesie künstelnd, den einseitigen National-Goût, der seit Jodelle in der dramatischen Kunst angenommen war, durch Regelmässigkeit des Plans, Würde der Sentenzen und Schönheit der Diction

ausgebildet, und befestiget haben. In richtigerer Einsicht leistete schon Diderot weislich Verzicht auf alle poetische Darstellung, aus der freyen alten, oder aus der noch freyern romantischen Welt. Er nahm Rührung und moralischen Nutzen als den richtigsten Maassstab der Kunst für Franzosen an, und verfasste larmoyante Stücke, in welcher Gattung er, nur die gemeine Lebens-Prosa beleuchtend, als Stern von erster Grösse glänzte. Selbst Deutsche Fürsten, Herren, und weibliche Grazien, die, in vornehmer Gallomanie jämmerlich dahinschwindend, den Sternenpol der Kunst je zu erblikken keine Hoffnung hatten, schauten mit Begeisterung auf Diderots Stücke hin; welche auch den reimenden Rhetoren seines Volkes sie bis auf bessere Zeiten das Ideal ihrer dramatischen Versuche hätten bleiben sollen.

CCXXI.

Wozu diess Alles? — dem sinnigen Deutschen zum Commentar über das, was der grosse Deutsche Kunstmeister Schiller sagt:

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden;
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist.
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

So ist es; wie aus dem festlichen Gebiethe der dramatischen Kunst die nachlässig rohen Töne der Natur verbannet, die Sprache selbst melodischer Gesang werden, in edler Ordnung Glied in Glied greifen, das Mannigfaltige sich zu schöner Einheit fügen und die Bewegung Reitz vom Tanze borgen müsse; dass ist es allein was der Deutsche von dem Franken noch lernen soll.

CCXXII.

Eine vollendete Darstellung der Iphigenie und der Johanna, das ist, der ersten antiken und der ersten romantischen Tragödie neuerer Zeit, wäre der höchste Triumph der dramatischen, wie es die beyden Schöpfungen an sich der dichtenden Kunst sind. Göthe's Dichtung, ist eine vortreffliche Antithese gegen die Iphigenie des Euripides; jene ist religiöser und idealischer; diese practisch aufgeklärter und für den gemeinen Menschen anziehender. In der letzten sind bloss die unerlässlichen Bedingungen, in der ersten auch die höchsten Forderungen der Tragödie erfüllt. Der Grieche wollte nur das vortreffliche Weib der Griechen, der Deutsche Musensohn aber in der schönsten Weiblichkeit die Würde der Menschheit schildern. Darum durfte der Griechische Künstler den Raub der heiligen Bilder bloss der Gefahr, die nächtliche Entwendung desselben nur der Schande, die Ermordung des Thoas lediglich der grausen That wegen verabscheuen; und sie selbst zu ihrer und der beyden Freunde Befreyung einen listigen Vorwand, auf Religion und ihre prie-



sterliche Würde gegründet, ersinnen lassen: und so durch Schlauheit und Betrug den Knoten lösen. Der Deutsche aber, seinem Meister Sophokles getreu, musste in der Priesterin dem Grundtriebe der schönen Weiblichkeit, dem zartesten Gefühl der höchsten Sitte, im reinsten und erhabensten Sinne, alle andern Rücksichten unterordnen. In dem Deutschen Kunstwerk ersinnen die Männer die List, geben der Jungfrau kluges Wort in den Mund, und lehren sie, was sie dem Könige antworte, wenn er sendet und das Opfer ihr dringender gebiethet: sie aber hat nicht gelernt, zu hinterhalten, noch jemanden etwas abzulisten. Als sie schon wie ein Kind sich leiten lassen wollte, als ihr Herz den Bruder mit einziger Gewalt ergriff, und sie nur auf seines Freundes Rath horchte; da hat die Stimme des, seinem Herrn getreuen Arkas sie wieder zu sich selber zurückgeführt; und doppelt verhasst ward ihr der Betrug.

Nun lässt der Künstler zwischen ihr und Pylades ein Gespräch beginnen; und edler als in diesem hat sich durch keinen alten oder neuen Dichter die Weiblichkeit, die zarteste, geoffenbaret. So sanft sie auch erscheinet, so treibt sie doch des Mannes Klugheit in die Enge, und selbst die sinnvolle Schilderung des verständigen Lebens, selbst die religiöse Ermahnung, ganz im Geiste der Griechen ausgesprochen:

Du weigerst dich umsonst die eh'rne Hand
Der Noth gebiethet und ihr ernster Wink



Ist oberstes Gesetz, den Göttern selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht
Des ew'gen Schicksals unberathne Schwester.
Was sie dir auferlegt, das trage; thu',
Was sie gebeut;

ist nicht vermögend, den hellen Vernunftsinn der frommen Jungfrau zu verblenden. Sie fürchtet, dass in ihrem Busen nicht zuletzt ein Widerwille keime; dass der Titanen, der alten Götter, Hass auf die Olympier nicht auch ihre zarte Brust mit Geyerklauen fasse: und um das Bild der Gottheit in ihrer Seele zu retten, fasst sie den Entschluss, der Forderung des Königs sich offenbar zu widersetzen, ihm auch der Freunde heimlichen Betrug aufzudekken, und nur von der verherrlichten Wahrheit Rettung zu erwarten. Der Dichter löst den Knoten, indem er Gewalt und List, der Männer höchsten Ruhm, durch die Wahrheit einer hohen weiblichen Seele beschämen lässt.

CCXXIII.

Ich sah in einer grossen Stadt diese höchst tragische Dichtung des Deutschen Genies aufführen und kehrte durchaus unbefriedigt davon heim; einmahl, weil die Schauspieler aus ihren Rollen erst etwas machen wollten; und dann, weil ich glaubte, und noch glaube, dass der Schauspieler aus keiner Rolle etwas machen dürfe oder könne. Ist die Art wie er sie giebt die rechte und die beste, so hat sie schon in der Rolle gelegen; und er erfreue sich

nur seines Kunstsinnes, womit er des Dichters Tiefe ergründet hat. Liegt in der Rolle wirklich nichts, so spielt der künstelnde Schauspieler nur sich selbst, und das darf er dort nie, wo seine Individualität in dem Zauber einer idealen Wirklichkeit verschwinden soll. Ist die Rolle bestimmt und organisch mit dem Ganzen gedichtet, so beherrsche er seinen Drang, einseitig zu verbessern oder zu veredeln, was schon seine Einheit mit dem Ganzen zum Besten und Edelsten erhebt. Ueberhaupt heisst ein Drama spielen, es in das Leben übersetzen; und da ist diejenige Uebersetzung die treueste und schönste, welche in der Darstellung den eigenthümlichen Charakter der Dichtung vollständig erschöpft, welche durch das ganze Wesen der Schauspieler nur den lebendigen Geist des Kunstwerkes spielen lässt, und den kunstsinnigen Zuschauer von dem Anziehenden der Handlung zu der lustvollen Anschauung ihres Ideals emporschwinget.

CCXXIV.

Vor einiger Zeit wollten sich die dramatischen Dichtungen: Die Söhne des Thales, — Martin Luther oder die Weihe der Kraft, Attila, das Kreutz an der Ostsee, etc. alle reich an Tändeleyen, doch nicht arm an wahren Schönheiten, selbst auf Theatern für romantische Tragödien geltend machen; und lobenswerth ist die Genügsamkeit und die Resignation Aller, welche diese Spiele einer ungeregelten Phantasie für roman-

tisch, und ihr Ganzes für Tragödien nehmen können: in Wahrheit aber, haben nur der Spanier Calderon de la Barca und der Deutsche Schiller romantische Tragödien, letzterer nur Eine, aber in ihrer Vollendung einzige gedichtet. Hatte die alte Tragödie die Menschenkraft im Kampfe gegen das Schicksal verkläret und vergöttlichet, so muss die neuere romantische, die Macht der Begeisterung durch eine Idee oder durch romantische Liebe im Streite wider die Gewalt äusserer Hindernisse heiligen, und auch ihre Richtung in dem, beyden gemeinschaftlichen Vereinigungspuncte, Sieg der Idee durch den irdischen Unter- und himmlischen Uebergang des von ihr belebten Helden, mit der antiken Tragödie zusammenfliessen, um das Bild des Lebens in seiner höchsten Bedeutung zu vollenden.

CCXXV.

Lessing sagt: „Auf dem Theater muss alles, „was zum Charakter der Personen gehört, aus den „natürlichsten Ursachen entspringen; Wunder dulden „wir da nur in der physikalischen Welt, in der mo- „ralischen muss alles seinen ordentlichen Lauf be- „halten, weil das Theater die Schule der moralischen „Welt seyn soll.“ — Wer diesen Ausspruch Lessing's auf Schiller's Jungfrau anwenden, und auf den Grund desselben wider übernatürliche Erscheinungen, welche Hirtenmädchen in Heldinnen verwandeln, wider wunderbare Weissagungen, welche

Könige und Fürsten blenden, und wider feurige Gebethe durch welche Ketten und Bande gesprenget werden, als kunstwidrige Elemente, sich erklären wollte, der würde, höchst ungerecht gegen Lessing, nichts weiter behaupten, als dass dieser sich über den Rang des Kunstgelehrten nie erhoben habe. Schiller der Kunstgeweihte katte auf seinem höhern Standpunkte eine würdigere Ansicht von dem Wunderbaren in der Tragödie, wie in dem Leben gefasst. Der religiöse Künstler wusste nur zu gut, dass alle Wunder der Auserwählten lediglich aus deren Charakter hervorgehen konnten, oder so exaltirten Gemüthern schlechterdings wiederfahren mussten. Was war dem reinjungfräulichen höchst romantisch-frommen Charakter der Johanna angemessener und natürlicher, als Erscheinungen oder wunderbare Blicke des innern Sinnes in das Verborgene? Was einem schwachen, bedrängten, geängstigten Könige geziemender, als der Glaube an eine begeisterte Seherinn? Was dem lebendigen, die Wurzel des Lebens ergreifenden Glauben der bethenden Jungfrau eigenthümlicher, als die Erzeugung und Spannung einer Kraft, die Ketten sprengen konnte? Ihr Untergang war der Sieg der Idee, welche sich durch die Begeisterung für des Vaterlandes Befreyung offenbarte.

CCXXVI.

Man wird das Wesen der Romantik am sichersten aus dem Ursprunge und aus den Fortschritten

der romantischen Poesie errathen und bestimmen können. Die Deutschen waren in der alten Welt das erste und einzige Volk, bey der die Männerkraft, ehrerbiethig der Liebe, die muthige Stärke, der lieblichen Zartheit huldigte; und die Macht, dem geheimen Zauber der schönen Weiblichkeit sich ergab. Selbst ein grosser Römer berichtet von den Deutschen, dass ihnen ihre Frauen die ehrwürdigsten Zeugen ihrer Thaten und die vorzüglichsten Spender des Lobes waren: dass sie in den Frauen etwas Heiliges und Vorherrschendes ahnend, weder Ihre Rathschläge verschmäheten, noch ihre Weissagungen ausser Acht lassen, einige sogar für Gottheiten verehrten. In dieser ursprünglich deutschen Sitte lagen schon die Grundzüge des schönen, in der Folge daraus entstandenen Ritterwesens. Die Sitte war allgemein geworden, weil überall, wo jetzt Italer, Franzosen, Spanier und Britten wohnen, einst Deutsche Völker, abwechselnd Sieger und Herrscher, oder Besiegte und Beherrschte gewohnet, mithin bald ihre Unterjochten, bald ihre rohern Gebiether ihre Sitte zu ehren genöthiget hatten. Sie ward von dem Christenthume kräftig unterstützt und sorgfältig gepfleget, bis die Neu-Platonisch-mystische Philosophie, in welcher die antike Poesie untergegangen war, sich in die Formen des kirchlichen Christenthumes hineingebildet hatte, um mit demselben die romantische Poesie zu erzeugen. Indem jene in den Völkern den Sinn für das Idealisch-mystisch-Schöne weckte, und ihn mit einer ältern, Künstlern

unbekannten Begeisterung für erhabene Vernunft-Ideen erfüllte, eröffnete ihm das kirchliche Christenthum zugleich einen wunderbaren Himmel, voll anziehender Symbole einer schöpferischen Allmacht, einer unbedingten Gerechtigkeit, einer unerschöpflichen Vatergüte, einer reinen heiligen Liebe, einer vergöttlichten Menschheit in welchen der erwachte und exaltirte Sinn seine Anschauungen darstellen oder aussprechen konnte. Auch an einem Höllenreiche liess das Christenthum es ihm nicht fehlen; doch schrecklich war es gebildet, nur in einigen Hauptzügen zur Darstellung geeignet, um den begeisterten Sinn in seinen poetischen Flügen und Ergiessungen mehr gegen die ewige Welt der Liebe, als gegen das düstere Reich des Hasses anzuziehen.

Mit diesem mächtig aufgeregtem Sinne zogen die Enkel, Abkömmlinge und Sittenzöglinge der Germanischen Völker mit dem Kreutze bezeichnet, zu den heiligen Kriegen in den Orient und eroberten dort eine neue, aus der antiken Schutz-Genien-Idee entstandene Geisterwelt, ein Reich von Feen, Sylphen, Riesen und Gnomen, um es nach dem Occident zu verpflanzen; und der schöne Orientalismus vollendete bald, was die Sitte der alten Deutschen vorbereitet, und die mystische Philosophie, an das kirchliche Christenthum vermählet, geschaffen hatten.

CCXXVII.

Nichts als Ritterehre, holde Jungfrauen und Liebe besangen hinfort im Süden die Troubadours, und

mit diesen glücklich wetteifernd die Deutschen Minnesänger im Norden; Liebe, nicht die gemeine, larmoyante oder lustbrünstige, die in Dramen und Liedern neuerer Dichterlinge waltet, sondern die altdeutsche, züchtige, von der Mystik und dem Orientalismus erhöhte, von der Religion verklärte. Daher auch im Leben die echtdeutsche andächtige Ehrerbiethung, mit welcher die Ritter das Bild ihrer Schönen in der Seele trugen, oder sich ihnen näherten; daher das Ineinanderfliessen und gegenseitige Durchdringen der Liebe und der Frömmigkeit in ritterlichen Herzen; daher an geheiligten Altären die erhabenen Schwüre, die Sache Gottes und der Frauen unerschrocken zu verfechten. Derselbe hehre Geist, von welchem das Alterthum in Kunst und Leben beseelet war, lebte auch, obgleich auf andere Weise in diesen Erscheinungen der neuen Zeit. Hatte er dort die alte Kunst geleitet, in dem kraftvollen, verstandesstarken Manne das Menschliche vergöttlichet zu zeigen; so befeuerte er die neue Kunst, in dem reinen, kindlichen, nur an Vernunftsinn mächtigen Weibe das Göttliche vermenschlicht darzustellen, damit die beyden Pole, des Lebens und der Kunst mit ihrem Einheitspuncte im Idealen geoffenbaret würden. Und auch nur in Deutschem Geiste und nach Deutscher Sitte besangen ihre keusche Frauenliebe, Dante zu seiner Beatrice, Petrarcha zu seiner Laura: und diese Liebe war es, von welcher, Lodovico Ariosto und Torquato Tasso zum Epos begeistert, der Eine,

Die Frauen, Ritter, Waffen, art'gen Sitten
Liebschaften — — den verwegenen Muth;

besang; und aus den ehrwürdigen Eichenhainen der Germanier näherte sich dem Andern das tausendstimmige Chor, welches er

Vom heil'gen Krieg, wo fromme Helden ringen
Um des Erlösers hochverehrtes Grab;
Von süssem Trug, von Amors losen Schlingen
Und von der Schönheit mächt'gen Feenstab;
Von Frauen, Rittern, Zauberern singen hörte.

Der Genius Beyder gehört, mehr, als irgend einem andern Volke, den Deutschen an; der Geist der keuschen und frommen, das ist, romantischen Liebe, der ihre Epopöen belebt, ist Deutschen Ursprunges; andere Nationen haben dieselben gelesen, bewundert, bekrittelt, übersetzt; die Kunstgeweihten der Deutschen haben sie auch verstanden, als ein schönes Ganzes aus der Heimath begriffen, und mit gleicher Begeisterung, wie die Athener einst des Joniers Ilias, sich angeeignet.

CCXXVIII.

Ariosto's Epopöe hat weder Einheit der Person, noch Einheit der Handlung; aber sie hat die Einheit der Idee einer neuen Welt, voll poetisch-romantischer Erscheinungen. In der Festhaltung dieser Idee zeichnete er von Charakteren nur kalte Umrisse, in welchen sich alle Individualität verlor. Das Interessante der Erscheinung war das Ziel, das er überall verfolgte und überall erreichte. Sparsam

zeigt sich in dieser schönen Welt, in welcher Gestalten der Verständigkeit und der Thorheit, der Liebe und der Lust, des Edelmuthes und der Verworfenheit in bunter Verwirrung auf einander folgen, die Einwirkung überirdischer Wesen; ein paar Zauberer und ein paar Feen vertreten hinlänglich die Stelle der Götter und Dämonen, kirchliche Engel und Heilige mischen sich selten in das genialische Zauberspiel, und reiner Kunstsinn verboth dem Dichter, griechische Formen und Mythologie zur Verzierung des romantischen Epos zu benutzen. Eben so lässt er auch allegorische Wesen, wie das Schweigen und die Zwietracht, nur in sehr untergeordneten Nebenrollen, aber mit allem Reitze der Wahrheit und des Witzes erscheinen. Zwey Dichter der Deutschen haben in dieser grossen poetischen Welt kräftig gelebt, und nach der besondern Individualität eines jeden, ging Wieland als Nachahmer, Göthe als Schöpfer heraus; der erste, weil er sich mit dem griechischen Genius innigst vertraut gemacht hatte, bevor er Dichter ward, und seine Freyheit nicht mehr retten konnte, indem er von der Sucht die Alten nachzuahmen, beherrscht, in jene Welt hineintrat: der zweite, weil er so jung in dieselbe gekommen war, dass er in ihr geboren zu seyn schien, frey aus ihr herausging, erst dann als Schöpfer die Alten beurtheilen und die Elemente ihres geistigen Lebens in sich aufnehmen konnte.

CCXXIX.

Der Sinn für keusche und fromme Liebe, der so schön aus Dante's Himmel, aus den Canzonen und Triumphen Petrarcha's, aus Ariosto's Angelica, Bradamante und Logistilla sich offenbart, begann zuerst in Italien wieder zu verlöschen; in Frankreich hatte er nie Eingang gefunden, und auch in England war das Geistige von dem Sinnlichen stets getrennt geblieben; nur in Spanien befestigten Cervantes und Calderon seine Herrschaft gegen die ansteckende Seuche der französischen Reimeley; und nachdem Klopstok's Muse Verehrung sich erworben hatte, zeigte sich auch unter Deutschen Sängern die alte Bereitwilligkeit, keusche Frauenliebe und kirchliche Religiosität wieder in Ein Gefühl zu verschmelzen. Antike Symbolik mit kirchlicher Allegorik ineinander geflossen, gingen in das Wesen der Romantik über, und in der Vereinigung des Epos mit der Lyrik zu dem Drama musste eben diese zarte, fromme Frauenliebe der Haupt-Inhalt desselben werden. So finden wir sie in des Cervantes tragisch-grosser Numantia und in Calderons el principe constante. Jene zeigt zwar nichts von kirchlicher Religiosität; aber verklärt von religiöser Andacht erscheinet die schöne Liebe des Numantiner Morandro und seiner geliebten Lira: glücklicher hat Calderon in dieser die schöne weibliche Denk- und Sinnesart aufgefasst, und den natürlichen Gang der mancherley Modificationen romantisch-religiöser Liebe aus dem Innersten der Seele entwickelt.

CCXXX.

„Allein das religiöse und kirchliche Element,“ so heisst es in unsern Tagen, „soll für immer von „dem Theater ausgeschlossen bleiben.“ Leider macht die Trennung des Religiösen von der Tragödie lediglich die Irreligiosität der neuern Zeit nothwendig; an sich strebt das Wesen des Religiösen und des Tragischen nach Einigung; und wenn jemahls die Macht der Religion den dichten Nebel des Glaube-, Hoffnung- und liebelosen Zeitgeistes verscheuchte, so müsste es bey uns wie bey den Alten werden, bey welchen alle Tragödien religiösen Inhaltes und Geistes waren; folglich Tempel und Theater mit gleicher Andacht und Ehrfurcht betreten wurden. Nur die Religion kann des Lebens höchste Bedeutung und Richtung offenbaren, diese aber durch die Kunst in Handlungen darstellen und schauen, ist nicht minder religiös, als in Worten sie verkündigen und in der Reflexion fest halten. Ihre angeregte Ausschliessung von der dramatischen und tragischen Kunst will sich auf die Bemerkung gründen, dass die Alten eine Mythologie hatten, wir aber an eine Historie gebunden sind. Doch unhaltbar ist dieser Grund; denn ausser der Historie besitzen wir auch eine Theologie und eine Legende. Echter Kunstsinn wird lehren, beyde so achten und behandeln, wie die Mythologie von den Alten geachtet und behandelt ward. Bey aller Freyheit und Klarheit im Denken, wollten doch die Künstler des Alterthumes die Mythen nicht verschmähen, weil re-

ligiöser Stoff in ihnen lebte, und weil sie zu einem Volke sprachen, das voll kräftiger Lebenswärme im kindlichen Gemüthe die Bedeutung der Bilder besass, wenn es sie auch nicht deutlich erkannte. Religiöse und poetische Begeisterung schärfte den Sinn jener Meister zur Reinigung der Mythen von dem Widersinnigen gemeiner Volkssagen; sie bildeten sie nach ihren höhern Ansichten von Natur und Leben aus, und so gaben Homero's, Sophokles und Euripides dem Volke nicht mehr den überlieferten rohen Stoff, sondern die bedeutungsvollen Gestalten, welche sie daraus geschaffen hatten. Die Kunstjünger unserer Tage verachten Theologie und Legende, weil sie in sich selber keine Regung des religiösen Lebens mehr empfinden, und zu einem Volke zu sprechen glauben, in welchem, wie in ihnen, der frostige Zeitgeist, Gemüthlichkeit und Kindessinn bereits erstickt hat, oder noch ersticken soll.

CCXXXI.

Ist doch die reinste, erhabenste, geistigste Religiosität nicht vermögend, sich anders als symbolisch auszusprechen oder darzustellen. Sie ist heute wie im Alterthume nothgedrungen, ihre Anschauungen des Heiligen und Göttlichen bildlich zu gestalten. Was das religiöse Heidenthum durch die Mythen von der Allgewalt des Schicksals, von dem Raube des himmlischen Feuers, von der Strafe des Prometheus, von dem Unvermögen des Menschen ohne dem Beystande der Götter bloss versinnbilden wollte,

eben das will auch das kirchliche Christenthum durch die ewige Vorherbestimmung, durch eine gerechte und liebende Vorsehung in der Weltregierung, durch einen Verderben und Tod bringenden Sündenfall, durch eine die Vernunft erleuchtende, den Willen befreyende, die Sinnlichkeit besiegende Gnade nur andeuten. Die ganze Theologie, sey es die mystische, oder die dogmatische, oder die historische, ist nichts anders, als eine Sammlung bildlicher Andeutungen religiöser Ideen, welche durch die Reflexion nicht erreicht, durch Begriffe nicht begrenzt, durch Worte nicht ausgesprochen werden können. Das dem Verstande und der Kunstbildung Widerstrebende liegt nicht in ihr, sondern in uns; es ist entweder unsere eigene Stumpfsinnigkeit, welche die Schale für den Kern selbst hält, und einiger Flecken wegen die ganze Frucht verwirft; oder die Uebermacht des Priesterthumes, das uns zwingen will, die blosse Andeutung für den ganzen erschöpfenden Inhalt des Angedeuteten anzuerkennen. Man könnte leicht versucht werden, Gott und die ewige Welt zu verleugnen, müsste man glauben, es sey der menschlichen Schul-Theologie wirklich gegeben, Gott und die ewige Welt in wahren eigenthümlichen Zügen und vollständigen Gestalten zu offenbaren. Was lässt sich aber aus einer so enge beschränkten Theologie für die Bildung der höhern Tragödie schöpfen? — Alles, das Höchste, das Wesen und das Leben der höhern Tragödie; die Idee des Unendlichen, Heiligen und Göttlichen

siegend über allen Zauber des Irdischen und Endlichen.

CCXXXII.

Wenn die göttliche Religion auf des Menschen empfängliches Gemüth einwirkend, dasselbe viel Wahres, Schönes und Heiliges in Ideen schauen oder ahnen lässt; und wenn es die würdigste Bestimmung der Kunst ist, diess Erschauete oder Geahnete zu gestalten, so soll auch die echte Tragödie neuerer Zeit, wie es in der Tragödie der alten geschehen ist, ihre Verwandtschaft mit der Religion beurkunden dadurch, dass sie die Anschauungen oder Ahnungen des religiösen Gemüthes in Handlungen darstellet und sich hält an die Stützen, an welchen wir uns von dem Scheine zum Seyn erheben. Dazu biethet ihr die Legende tauglichen und reichlichen Stoff in Begebenheiten der Heroen des Christenthumes, durch welche sich die Gewalt eines ewigen Willens, die Allmacht der Gnade, die Obermacht des freyen Geistes über das Bewusstlose, die Abhängigkeit der Natur von dem Menschen im exaltirten Zustande religiöser Begeisterung, auf das Mannigfaltigste ankündigen. Zur Quelle der Gesinnungen dienet ihr die Theologie, welche der Künstler, versteht er sie religiös und poetisch zu fassen, nie erschöpfen wird. Nur darf die Legende nie für Historie gelten, noch aus dem beschränkten Gesichtspuncte einer abergläubigen oder fanatischen Asketik angesehen werden. Der hellere, tiefer schauende, religiöse Sinn betrachtet sie immer nur als Hülle der Idee, und

verstehet es, sie von den fanatischen Ausschmükkungen des Aberglaubens künstlerisch zu entkleiden. Alles was die alten Tragiker aus den Mythen von Ödipos, Agamemnon, Orestes, Antigone, Hippolytos etc. Vortreffliches schaffen konnten, lässt sich nicht weniger interessant, aus den Legenden der heiligen Märterer, Chrysanthos und Darcia, Julianus und Basilissa, Justina und Cyprianus, dieses furchtbaren Magiers und wahren Dr. Faust seiner Zeit, bilden. *)

CCXXXIII.

Hieraus dürfte scheinen, als könnte nur die kirchlich christliche Tragödie für unsere Zeiten als echte Kunstschöpfung gelten; und so ist es wirklich, wenn unter Tragödie etwas Höheres, als unsere traurigen Trauerspiele gedacht, wenn von dem Christlichen das Neukatholische, womit so mancher Dichter nur seine Armuth an Religiosität so gern bedeckt, gesondert, und nur das Reinreligiöse, Idealische und Kräftige, was auch darin liegt, künstlerisch verarbeitet wird. Für unsere Zeiten ist echte Tragödie nur diejenige, welche entweder des übermüthigen Geistes stolzen Willen, durch ei-

*) Des Antiochischen Bischofs und Märterers Cyprianus Bekenntniss seiner unersättlichen Begierde nach geheimen wunderwirkenden Kenntnissen, seiner Verbindung mit dem Höllengeist, seiner Zaubereyen und Wunderthaten, so wie die Geschichte seiner Bekehrung, steht inter Opera S. Cypriani Episcop. Carthagin. edit. Fell.

gene Kraft das Sinnliche und Uebersinnliche in der Wirklichkeit zu vereinigen, durch seinen Sturz züchtiget; oder den religiösen Helden, für die Idee, gegen Welt und Sinnlichkeit kämpfend, irdisch untergehen und geistig siegen lässt. In beyden Fällen giebt ihr der hervorstechende Mangel, oder die vorherrschende Macht des reinen lebendigen Glaubens den Charakter des Christlichen; die Einwirkung der keuschen, frommen Liebe, das Gepräge des Romantischen. Das trefflichste Muster des einen besitzen wir in Göthe's Faust, des andern in Calderons el Principe constante. Corneille's verunglückter Versuch mit dem Märterer Polyeuktes kann hierbey in keinen Betracht kommen; weder die kunstmässigste Recitation, noch die theatralische Darstellung desselben kann einige Befriedigung gewähren; das ist aber nicht der Gattung, sondern der Ungeschicklichkeit des Dichters anzurechnen, denn das Christliche in der Dichtung ist nicht echt, nicht religiös, und gerade darum das Tragische bald falsch, bald matt.

Des heute erst getauften Polyeuktes Entschluss, in den Tempel zu gehen, dort bey einem feyerlichen Opfer für den Kaiser Decius, das Volk und seine Götter öffentlich zu lästern, den Gott der Christen zu verkündigen, den Opferwein gewaltsam auszugiessen und Jupiters Bildsäule niederzustürzen, stritt wider den Geist des Christenthumes, und wider die Verordnungen der Kirche, die den Gläubigen verbothen hatte, durch solche Gewaltthaten die

Märtererkrone zu erzwingen. *) Der religiöse und echt kirchlich gesinnte Zuhörer tritt mit innigster Beistimmung auf Nearch's Seite, der seinen Freund mit den bündigsten Gründen von der Ausführung seines Vorhabens abzubringen sucht; und je religiöser und christlicher man denkt, desto stärker wird der Unwille, wenn man vernimmt, wie Nearch sich endlich doch von Polyeuktes zur Theilnahme an der That verführen lässt. Auch spiegelt sich in Entschluss und That kein tragisches Motiv. Konnte beydes nicht die unwillkürliche Wirkung einer plötzlichen Begeisterung Gottes werden, so musste das vollste Leben einer reinreligiösen Idee aus dem Gemüthe des Helden hervorstrahlen, und sein Entschluss rein durch jenes, ohne Beymischung eines eigennützigen Interesses entflammet werden. Allein Polyeuktes will durch die sträfliche That nur so schnell als möglich sich in den Märtyrertod stürzen, um der himmlischen Freuden theilhaftig zu werden: er leidet den Tod nicht als begeisterter Heros der Religion, sondern als besonnener, vorsätzlicher, eigennütziger Staatsverbrecher, Störer der bürgerlichen Ordnung, und Uebertreter kirchlicher Gesetze.

CCXXXIV.

Da die Haupthandlung schon gleich stark dem Wesen der Tragödie wie des Christenthumes zuwider läuft, so wird unsere Unzufriedenheit nur noch

*) Concil. Eliberitan. Can. 60.



gesteigert, durch den schwankenden Charakter des Statthalters Felix, der seinen Eidam gern retten möchte, aber aus Furcht vor Severus, dem Günstlinge des Kaisers, ihn zum Tode verurtheilt; durch die frostige Unterhaltung zwischen Polyeuktes und seiner Gattin Pauline in dem Gefängnisse die Abtretung derselben an ihren frühern Geliebten, Severus, und durch die endliche, schlecht motivirte Bekehrung des Felix. — Corneille war entweder durch eine unverzeihliche Unbekanntschaft mit den Kirchensatzungen, oder durch Aristoteles missverstandene Regel, den ganz guten Mann nicht ohne alles Verschulden leiden zu lassen, verleitet worden, seinem Helden eine staatsverbrecherische That anzudichten. Sein Polyeuktes erweckt daher eben so wenig Mitleiden als Furcht; denn reintragisches Mitleiden ist nur dann möglich, wenn der Untergang des Leidenden nicht als Wirkung seiner Schuld oder seiner Schuldlosigkeit, sondern einer Verkettung unglücklicher Ereignisse, in die er schuldlos verwickelt wird, hervorgehet. So fallen Oedip, Antigone, Hippolyt; so Johanna und Calderons Fernando. Sie wurden allerdings in ihrem sittlichen oder religiösen Streben von dem Verhängnisse ereilet, doch so, dass sie durch Hingebung des Lebens ihr höheres Ziel, die Darstellung oder den Sieg der Idee über die zufällige Wirklichkeit, wodurch der Kampf zwischen Nothwendigkeit und Freyheit ausgeglichen ward, erreichten.

VI.

Recht. Staat. Krieg.

CCXXXV.

Die Regierungskunst ist freyes Erzeugniss der Vernunft und der Ideen-Macht; der Rechtswissenschaft giebt die Verständigkeit den Ursprung, der Witz die Anwendung: die Regierungskunst kann sich nur aus der Harmonie im Gemüthe durch sich selbst entwickeln; die Rechtswissenschaft muss erlernet werden. Darum können Völker einer wohleingerichteten Rechtspflege sich erfreuen, wenn ihnen auch durch Jahrhunderte nicht Ein zur Regierungskunst geweihter Regent erschienen wäre. Regenten werden geboren, Rechtsverweser gebildet und gewählt. Wie die gesetzlich begründete Sicherheit der Person, des Eigenthumes und der Rechte, also der staatsbürgerliche Zustand eines Volkes. Es wird gesagt: gesetzlich begründet; denn Zufall, Willkür, Stumpfheit und Erschlaffung widerstrebender Kräfte können keinen staatsrechtlichen Zustand begründen; und nicht nach dem, was von und an Einzelnen geschieht, sondern nach jenem, was dem allgemeinen, in Gesetzen ausgesprochenen National-Willen gemäss geschehen sollte, muss ganzer Völker inneres Leben gewürdiget werden.

CCXXXVI.

Das Licht der Gottheit in die Vernunftunendlichkeit sich einbildend, erzeuget die reine, göttliche, ewige Menschheit; das Licht der Gott-

heit in der Naturendlichkeit erscheinend, leitet die menschliche Gesellschaft. Das Leben der Menschheit ist Religion; das Ziel der Gesellschaft ist Wahrheit und Tugend. — Religion, Wahrheit und Tugend im Lichte der Gottheit geeinigt, ergiessen sich als allbelebende Kraft in die Naturwelt, und beleuchten den einen Pol derselben, als ewige Liebe; den andern, als heiliges Recht; von beyden aus ineinander zusammenfliessend, als Harmonie und Ordnung, zu einem Staat. Der Wahrheit entspricht die Liebe; der Tugend das Recht. Die Liebe und das Recht sind fruchtbar; die eine gebiert mit der Wahrheit den Bürgersinn, der in der Gesetzgebung sich wieder als Weisheit ankündiget; das andere lässt mit der Tugend dis allgemeine öffentliche Sittlichkeit aus sich hervorgehen, welche durch den Gehorsam sich als Rechtschaffenheit beurkundet. Der Bürgersinn und die Weisheit der Gesetzgebung begründen unter dem einen Pol der Gesellschaftswelt die Hierarchie; die Sittlichkeit und des Gehorsams Rechtschaffenheit befestigen unter dem andern Pol die Socialgewalt, welche beyde mit der Hierarchie im Mittelpuncte der Regierung sich einigen, um aus demselben die heiligste und die schönste Ordnung und Harmonie in dem Staate darzustellen.

CCXXXVII.

Aus der so gefassten Idee von dem Staate ergiebt sich der Endzweck desselben, er ist da, um

der menschlichen Gesellschaft zur höchst möglichen Entwickelung, Ausbildung und Steigerung aller Kräfte des Geistes zu dienen, und dieselbe unter nie gefährdeter Sicherheit der Einzelnen wie der Gesammtheit, des Eigenthumes wie der Rechte, zur vollen Würde der reinen Menschheit zu erheben. Es ist verderblicher Wahn, dass die fortschreitende Annäherung zu diesem Endzwecke von irgend einer besondern Staatsform ausschliessend abhänge. Die Geschichten der Völker und der Staaten liefern uns nicht ein einziges Beyspiel, dass irgend eine Staatsform, dass veränderte oder umgestürzte Verfassung Sclaven mit Sclavensinn zu etwas Anderm, als zu noch niedrigern Sclaven gemacht hätte; aber die ganze Geschichte der Menschheit entscheidet durchgängig für die Wahrheit, dass in Republiken, Monarchien und Despotien immer nur der Sclave sey, der es, seiner Vernunftträgheit und Unsittlichkeit wegen, zu seyn verdienet. Um was oder um wie viel sind nach veränderter Staatsform; z. B. die Schweizer, nach der entschiedenen Schlacht bey Sempach, besser und glücklicher geworden? Sie haben jetzt eine andere Erziehung, andere Neigungen, An- und Einsichten, andere Vorurtheile und Bedürfnisse, andere Gebräuche und Einrichtungen, die nicht weniger als alle frühern auf ihre Sinnesart und Sittlichkeit einwirken. Schweizer, die weise und rechtschaffen sind, werden ihre sittliche Würde gewiss nicht ihrer Staatsverfassung, sondern der Thätigkeit ihrer Vernunft und dem aus ihr entspringenden

kräftigen Willen verdanken, und das von Rechts wegen. Die Wirkungen, welche eine schlechte Regierung und eine verwahrloste Erziehung, welche frühere Eindrücke und herrschende Vorurtheile auf den geistigen und sittlichen Gehalt des Menschen haben, können ihm weder durch eine äussere Macht, noch durch fremden Einfluss entnommen werden; aber er selbst kann, und er soll sie durch ernstliche Arbeit, durch ausdauernden Kampf, durch vermehrte Vernunfterkenntnisse, durch Veredlung seiner Gefühle heben: und dazu kann ihm was immer für eine Staatsform, wenn er nicht selbst vorher schon den thätigsten Willen hat, eben so wenig behülflich seyn, als sie ihn hindern kann, wenn er als Mann ernstlich will.

CCXXXVIII.

„Bürgerliche Freyheit," heisst es, „ist die un„erlässlichste Bedingung, unter welcher allmählige „Entwickelung und Ausbildung aller menschlichen „Kräfte im Staate möglich ist;" — allein bürgerliche Freyheit im echten Sinne des Wortes ist nur dort, wo die allgemein verlangten, allgemein angenommenen, für gut und heilsam anerkannten Gesetze über Alle ohne Ausnahme herrschen; wo jeder Bürger das thun kann, was er kraft der Gesetze wollen muss, und keiner gezwungen ist, das zu thun, was ihm die Gesetze zu wollen, verbiethen; wo jene Gemüthsruhe, die aus dem Vertrauen entsteht, welches jeder auf seine Sicherheit hat, alle Herzen erfüllt; wo unter genauer und strenger

Wachsamkeit der Regierung der Bürger nie Ursache findet, seine Mitbürger zu fürchten. Die Hauptsache sind die Gesetze, diese aber sind und bleiben auch unter der gerechtesten und weisesten Regierung kraftlos, wenn sie nicht von der allgemeinen Einsicht und Rechtschaffenheit der Staatsbürger unterstützt werden. Diese Rechtschaffenheit, ihrem Wesen nach, in jedem Einzelnen immer nur das Werk seiner eigenen Vernunftthätigkeit und seines Willens, für abhängig von was immer für einer Staatsform erklären, würde die einseitigste oder verworrenste Ansicht von menschlichen Dingen verrathen; oder man gebe eine Staatsform älterer und neuerer Zeit an, in welcher die bürgerliche Freyheit und ihre Stütze, die Kraft der Gesetze, nicht in öffentlichen Declamationen auf den Rednerstühlen; sondern in der Wirklichkeit, in der Seele der Staatsbürger da gewesen wäre!

CCXXXIX.

Die Geschichten der Griechischen Republiken zeigen keine Periode, in welcher die Demagogen die ihnen anvertraute Gewalt nicht in eine Geissel des Despotismus verwandelt; die Verwalter des Gemeinwesens, die Redner und die reichern Bürger, die Gesetze nicht ungestraft entkräftet, übertreten und ihrer Willkür untergeordnet; keine Periode, in welcher nicht der grössere Haufe die heilsamen Entwürfe des kleinern, aber weisern Häufleins, hintertrieben; mächtigere Bürger mit ihrem Stolze, ihrer

Herrschsucht und ihrem Uebermuthe den gemeinen Mann, trotz den Gesetzen, unterdrückt hätten. Alle Bedingungen der Entwickelung des menschlichen Geistes und Gemüthes sind theils subjectiv, theils objectiv; jene liegen in dem Subjecte, Mensch, und sind schlechthin nothwendig; diese liegen in äussern Umständen und Verhältnissen, und sind zufällig. Wahr ist es, dass wir uns in einer Staatsgesellschaft überhaupt, und ohne noch auf ihre Form zu sehen, die mehrsten objectiven und zufälligen Bedingungen zur geistigen und sittlichen Entwickelung der Menschen denken können. Wahr ist es auch, dass Eine Staatsform vor der Andern der objectiven, zufälligen Bedingungen mehr oder weniger enthält; aber daraus schliessen wollen, dass nur diese oder jene Form ausschliessend alle objectiven Bedingungen enthalte, wäre ein Fehlschluss; denn das, seiner Natur nach Zufällige würde als etwas Absolutes aufgestellt.

CCXL.

Man forsche, prüfe und vergleiche; und man wird finden, dass der gemeinste Mann, wenn die subjectiven Bedingungen in ihm lagen, unter August's, Trajan's und Antonin's Regierung sich weit schneller geistig und sittlich entwickeln konnten, als unter dem republicanischen Treiben der Catonen, Scipionen und Grachen. Was die wirklich grossen und tugendhaften Männer der Griechen und Römer betrifft, so hatten diese ihre Men-

schenwürdigkeit sicher, nicht so sehr der Staatsverfassung, als republicanisch, sondern als Staat, als bürgerliche Gesellschaft schlechtweg betrachtet; und selbst dieser nicht allein, sondern in einem merklich höhern Grade, ihrer Subjectivität, das ist, ihrem regen Sinne, für und ihrer kräftigen Auffassung der Lehren der Weisheit, die keine Staatsform zu ihrem Zwecke machen, keine vertilgen kann, zu verdanken. Der grosse Haufe, den bey dem Mangel subjectiver Bedingungen allein die Form und gemeine Sitte bildete, war schlechter, als bey uns. Immer in Parteyen getheilt, strebte unablässig eine die andere zu unterjochen, und jede sah den Vortheil, der mächtigern für den Geist der allgemeinen Gesetze an. Nicht die Entfernung der willkürlichen Gewalt, sondern ihren Besitz; nicht die allgemeine Herrschaft der Gesetze, sondern die Herrschaft über die Gesetze wünschten die Volksparteyen. Keine heutige Staatsverfassung ist so schlimm, als es der Despotismus des Spartanischen und des Attischen Volkes war. Und was konnte selbst für die Menschenwürdigkeit des bessern Bürgers verderblicher seyn, als das unaufhörliche Ringen nach Ansehn und Einfluss bey einer thörichten, wetterwendischen Menge, die Alles strafte, was ihr nicht gefiel, die strenge Tugend oft hart, das schöne Laster aber selten? Freylich liess Heinrich der VIII. den durchaus tugendhaften Thomas Morus, Carl den durchaus tugendhaften Algernon Sidney auf das Schaffot führen; aber die dreyssig Tyrannen lies-

sen den Sokrates, ungeachtet er öffentlich wider sie donnerte, leben; die durch Thrasybulus befreyeten Republicaner liessen ihn hinrichten. Von den freyen Republicanern wurde Phocion zum Tode geführt, Aristoteles verjagt, den der König von Macedonien auszeichnend achtete. Von den römischen Republicanern wurde Cajus Grachus todtgeschlagen, von ihnen dem Marius und Sylla gehuldiget.

CCXLI.

Um in was immer für einer Staatsform die Herrschaft der Gesetze fest zu gründen, muss erst in den Staatsbürgern die reinsittliche Gesinnung erwachen und kräftig aufleben, wodurch eine allgemeine Moralität in der Gesellschaft entstehen kann. Moralität ist das Fundament aller Gesetzgebung: bey dem Gesetzgeber, damit er nur gerechte und staatszweckmässige Gesetze gebe; bey dem vollziehenden und gehorchenden Theile, damit dieser mit innerer Ueberzeugung und Achtung den gerechten Gesetzen huldige. Wo die reinsittliche Gesinnung in dem Bürger, allgemeine Moralität in der Staatsgesellschaft ermangeln, dort helfen auch die besten Gesetze nichts; sie werden entweder nicht vollzogen, oder durch feile Niederträchtigkeit und erkauften Rabulisten-Witz zum Schweigen gebracht. Mögen für die Vollziehung und Beobachtung derselben hunderttausend Eide abgenommen, die härtesten Strafen an Gut und Leben verhänget werden, sie bleiben todter Buchstab, wo tief gewurzelte Verderbtheit sich offen-

baret, wo der rechtschaffenen Gesinnung und des guten Willens belebende Kraft erloschen ist. Die in heftiger Gährung sich bereits verzehrenden Elemente des Volkslebens durch Gesetze beruhigen und ordnen wollen, heisst stürmenden Ungewittern und Wolkenbrüchen durch musikalische Symphonien oder harmonisches Glockengeläut gebiethen. Mehr schädlich, als heilsam, ist das Einschreiten der gesetzgebenden Gewalt in den wüthenden Kampf des überlegenen Bösen wider das schwächere Gute; unaufgehalten will jenes ausrasen, bis zu seiner unausbleiblichen Selbstvernichtung; erst dann wird das nie ganz vertilgbare Gute der Dinge bessere Ordnung von selbst gebären. Nie haben Gesetze ein, in politischer Auflösung begriffenes Gemeinwesen beschränket; nie Galgen, Rad und Henkerbeil eine, ihrem Verderben zueilende Volkschaft gerettet.

CCXLII.

Der Trieb, um sich zu greifen und sich auszubreiten, ist allen Social-Verbindungen zu einem bestimmten Zwecke, mithin auch allen Staaten wesentlich. Todt, oder mit sich selbst im Widerspruche, wäre auch das bezweckte Gute, welches sich selber als solches anerkennend, seine Mittheilung, Ausbreitung und ungehinderte Einwirkung auf das Gebieth des Nichtguten, oder eines andern Guten verschmähete. Je mächtiger demnach das Widerstreben des letztern sich offenbaret, desto stärker wird für das erstere der Reitz, alle Schranken zu durchbre-

chen, um durch Gewalt zu erlangen, was es sich gebührlich glaubt. Jener Trieb arbeitete unwiderstehlicher, nachdem Flavio Gioja (J. C. 1302) den Compass erfunden hatte. Seitdem erhielten Schifffahrt und Handel, Erdkunde und Gewerbfleiss, Genuss des Lebens und Leben des Denkens, der Menschen Wünsche und der Völker Streben eine neue Richtung. Bis dahin hatten Idealität und Gemüthlichkeit, Stärke und Gewalt die Welt beherrscht; nun wurden die zwey ersten abgedankt, die zwey letzten mussten der Gewinnsucht und dem Hunger nach Golde dienen; jetzt haben die meisten Regierungen keinen Sinn mehr für Entwürfe von der Idee geboren, wenn der Ertrag derselben sich nicht vorher auf Zahlen bringen lässt. Daher aber auch die Verblendung, in welche so manches Reich, mit Naturgeschenken im Ueberflusse gesegnet, wuchernde Monopolisten begünstiget, Unterthanen und Nachbarn zum Schleichhandel reitzt, den National-Charakter verschlechtert, und so mit gleicher Thätigkeit seine Verarmung und seine Verderbtheit befördert.

CCXLIII.

Die kurzsichtige und eigennützige Staatsklugheit der neuern Zeit wollte das Sehen, das Glauben und das Thun der alten Zeit verleugnen; aber wir sahen in unsern Tagen sie untergehen in ihrem Wahnsinne; wir sahen ihr Unvermögen den Aufwand zu ihrer kümmerlichen Selbsterhaltung noch länger zu bestreiten; wir sahen sie das Krieges-Loos wagen

und fallen; denn aus den öde und wüst gemachten Zufluchtsstätten der Gottseligkeit und von den entheiligten Altären konnte keine Flamme religiöser Tapferkeit in die Seele ihrer Krieger mehr übergehen; statt dessen erhielt wohl noch eine Weile das kalte Pflicht- oder Ehrgefühl, oder brennende Raubbegierde für sich allein die Kraft ihrer Haufen in Spannung, doch bald machte das von ihr vergötterte Einmahleins ihre Heerführer und Soldlinge feige oder treulos. Das grosse Zwerggeschlecht, bethört von encyklopädischer Aufklärung, wollte den grossen Nahmen Jesu, dessen Zuruf durch achtzehn Jahrhunderte gewaltiger als die Nahmen Roma, Carl, Paris etc. gewirkt hatte, in seinen Lägern und Schlachten nicht mehr erschallen lassen.

CCXLIV.

Das erste untrügliche Zeichen, wodurch eines Volkes Verderbtheit und politischer Verfall sich ankündigen, ist Gleichgültigkeit für Religion, für Gottesfurcht und Sittlichkeit in seinen Staatsbeamten, in seinen Kriegern und in den Umgebungen seines Beherrschers. Auch nicht weit mehr von seinem Untergange schwanket das Reich, in welchem Geburt, Rang, kriegerische Tapferkeit und Geld dem offenbaren Laster und dem bürgerlichen Verbrechen wider Gesetze und Gerechtigkeit sichern Schutz gewähren. Bedauernswürdig ist dann des bessern Fürsten Schicksal, und quälend die ihm aufgebürdete Last, wenn die Menge der Verbrecher entweder Ent-

völkerung oder völlige Straflosigkeit nöthig macht, und ihm nichts anders übrig lässt, als so zu verfahren mit seinem Volke, wie der unendlich langmüthige und barmherzige Weltregierer mit dem gesammten Sündergeschlechte.

CCXLV.

Staaten sind eben so wenig, als der einzelne Mann, über das Bedürfniss guten Rufes und über die Nachtheile des schlechten erhaben; böse Meinung entkräftet die Macht. In Ländern, wo der Eingeborne bey voller Richtigkeit der Sache, bloss wegen Mangel einiger Rechtsförmlichkeiten sein Recht verliert; der Fremde in der Regel ungestraft betrogen wird, mögen beyde sich mit Gott trösten, wenn sie des Armes der Gerechtigkeit bedürfen. Schlechte Regierungen und schlechte Haushaltungen sind sich darin am ähnlichsten, dass in beiden viel befohlen, nichts befolget; viel geformelt, viel betrogen und viel gestohlen wird.

CCXLVI.

Viele Reiche der Welt in alter, mittler und neuester Zeit sind durch die Wuth und die Ränke des persönlichen Hasses gestürzt worden; er war alle Mahl Urheber des Misstrauens und der Zwietracht zwischen Herrscher und Volk, zwischen Stand und Stand, zwischen Bürger und Bürger; er der Brandstifter ungerechter, eben darum verderblicher Kriege, verblendend Fürsten und Volk, über Maass und Gewicht der eigenen, wie des Feindes Kraft; er der

Erfinder boshafter Verleumdungen, raubend dadurch dem Staate die Wirksamkeit seiner kräftigsten Stüzzen; denn bleibend haftet oft in der Seele der Fürsten, das, von elenden Hofschranzen und frechen Bösewichtern ihnen eingeflösste Vorurtheil wider Männer von Geist, Kraft und Verdienst. Es wurmet und blendet dieselben auch dann noch, wenn die verruckten Verleumder schon längst entlarvt und erkannt sind.

CCXLVII.

Es mag in den allumfassenden Plan der höhern Weltregierung gehören, dass rechtschaffene, doch ausserordentlicher Geisteskraft ermangelnde Monarchen, einerseits der Rathgeber nicht entbehren dürfen, noch wollen; andererseits in der Wahl derselben selten glücklich sind: wodurch freylich vieles Schlimmerscheinendes geschieht, als es nach menschlicher, auf den Augenblick, höchstens auf Berechnung der nächsten Folgen beschränkter Einsicht geschehen könnte und sollte. Allein besser ist für das Ganze, dass unter dem Drucke der Nothwendigkeit in der Dinge harmonischen Fugen einige, dem weltregierenden Geiste bald auflösbare Dissonanzen sich vernehmen lassen; als dass unter ungebundener, durchgreifender Willkür ungemein geistesmächtiger, nur der Rechtschaffenheit ermangelnder Weltstürmer, Verwirrungen sich eindrängen, deren Auflösung, Aufhebung oder Ausgleichung unter mannigfaltigen Wehen Jahrhunderte fordert. In

religiöser Ansicht gebührt jenem, dem Gewöhnlichern, als weiser Haushaltung Gottes, Verehrung; derselben Ansicht erscheinet dieses, das Seltnere, als Strafgericht des ewigen Rechtes, Gottlosigkeit, Geistesträgheit, Verderbtheit züchtigend; es wirkt heilsame Erschütterung, erwecket zu Gottesfurcht, erreget Kraftgefühl und endiget mit Versöhnung. Fort also mit ungerechten Klagen einseitiger Humanität über despotische Herrscher! jedes Volk ist der Herrschaft werth, unter welcher es blühet oder blutet: sie ist sein eigenes Werk, Offenbarung seines erreichten Menschengehaltes, oder seiner selbstverschuldeten nationalen Nichtigkeit. Ueberall waren es die Völker und ihre Stellvertreter, welche durch Verderbtheit und Selbstentwürdigung ihre Regenten zu Despoten machten. Mögen übrigens auch Einsicht, Ordnung und Gerechtigkeit die Regierung eines Volkes verlassen, möge der Wohlstand desselben noch so tief sinken, rettet es nur unter allen Verhältnissen seinen gemüthlichen Glauben an die, von weisen Vätern überlieferten National-Meinungen, seine innige Verehrung für die geheiligte Grundlage seiner Volkschaft, seines National-Vereins und seiner rechtlichen Staatsverfassung, so wird es in seiner Eigenthümlichkeit unerschütterlich bestehen, und in seiner Gemüthlichkeit Kraft und Mittel finden, den kühnsten Anmassungen unbefugter Gewalt Trotz zu biethen, die feinsten Ränke arglistiger Herrschbegierde zu vereiteln.

CCXLVIII.

Fühlten sich Völker allgemein, entweder von willkürlicher Herrschaft gedrückt, oder durch Langwierigkeit einer ohnmächtigen zum Ueberdrusse gereitzt, so diente ihnen jede ungewöhnliche Naturerscheinung zum Zeichen einer herannähernden Veränderung der Dinge: sie wussten sie zu ihrem Troste zu deuten, und schöpften daraus entweder Kraft zur Erhebung, oder Muth zum Widerstande. Schrecklich wüthete im letztern Falle der vielgereitzte, lange genährte Hass, indem das, dem Rechte und der Verfassung aufgezwungene Joch der Willkür plötzlich zerbrochen ward. Forderte aber hernach das Vaterland zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung beträchtliche Opfer, so verkroch sich der Egoismus von Tausenden unter die Hülle des Weltbürgersinnes. Allein der Weltbürgersinn kann ohne Patriotismus keinen Augenblick bestehen, und die heilige Flamme der Vaterlandsliebe kann nur von einem religiösen Gemüthe empfangen und genähret werden. Eine Welt ohne Vaterland ist dem sinnigen Menschen wie eine Kirche ohne einen Gegenstand der Verehrung, und ein Weltbürgersinn ohne Vaterlandsliebe, wie eine Gottseligkeit ohne Gott.

CCXLIX.

Alle Macht und Gewalt der Völkerbeherrscher ist nur durch die ihnen inwohnende Majestät und durch selbsteigene Mässigung sicher. Völker an

Waffenarbeit und Krieg gewöhnt, waren oft versucht worden, im Mangel auswärtiger Feinde den Schwächling, oder den unklugen Despoten auf dem Throne, als ihren Feind zu betrachten und ihr Gewicht ihn empfinden zu lassen. Stehende Heere dienten bisweilen dem Throne zur Stütze, doch nur so lange, als übermächtige Vasallen ihnen nicht mehr, als ihr Gebiether, bezahlen konnten, oder dieser von keinem Weltstürmer überfallen wurde. Inzwischen erlosch in der Gesammtheit des Volkes der kriegerische Geist, dessen geflissentliche Ernährung und dessen zufälliges Ersterben Fürsten gleich gefährlich wurde; das eine, wenn sie kein gutes Gewissen hatten, das andere, wenn sie bloss fürstlicher, nicht auch hoher Geistes-Abkunft waren, folglich nicht vermochten, im Sturm und Drange von Innen und von Aussen zu ihrer Behauptung die entschlummerte Kraft ihres Volkes zu erwecken, und für den Waffenruhm zu begeistern.

CCL.

Wohl dem Volke, dem ein Regent geworden, welcher tief ergründet hat, wozu er König heisst, und die Kraft besitzet, den ganzen Umfang dieser Würde an sich darzustellen! Zu rechtschaffen, um unter dem Vorwande der allgemeinen innern und höhern Staatsverwaltung dem Besondern und Einzelnen seine Beachtung und Sorgfalt zu entziehen, und dort, wo ihn das Volk mit dessen Wohl im Grossen beschäftigt glaubt, in der Geistesleerheit ei-

nes glänzenden Hofes zu erschlaffen; erhebt seine Aufmerksamkeit und Regierungskunst auch das Einzelne zum Allgemeinen und das Kleinste zum Grossen. Wirkt er gleich mehr durch seine Behörden und Staatsbeamten, als unmittelbar, so sieht und hört er doch überall selbst; und wird eben dadurch das eigentliche Lebensprincip, das Alles in Bewegung setzt, und der Centralpunct, aus dem nicht nur alle Wirksamkeit ausfliesst, sondern in dem sich auch alle Aeusserungen derselben wieder vereinigen und zu einem Ganzen bilden. Die zuversichtliche Ueberzeugung, von dem, Alles überschauenden Fürsten nicht übersehen zu werden, vermehret allmählig die Zahl der Rechtlichen, Guten und Edeln. Nur diese können seiner Huld und Gnade eben so gewiss seyn, als es die Schlechten und die Bösen, hätten sie in seinen Umgebungen auch die mächtigsten Gönner gefunden, ihrer Entdeckung und seiner Feindschaft sind. Indem er sich stets als Gottes Machtverweser in seinem Volke betrachtet, ist er unfähig gegen Tausende Ungerechtigkeit zu begehen, um gegen ein Paar Nichtswürdige sich gnädig zu bezeigen; zu gut kennet er die unlautere Quelle, aus welcher solche verderbliche Gnädigkeit fliesst. Ihm sagt weder ein böses Gewissen, noch ein Gefühl von Schwäche, dass er selbst nur durch Gottes Langmuth und durch die Nachsicht der Menschen bestehe, durch Recht und Gerechtigkeit fallen müsste. Weder hohe noch niedrige Staatsdiener wagen es unter ihm, durch Gräuel-

thaten in seinem Nahmen begangen, ihm das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen zu rauben; denn sie wissen, dass er von seinem Reiche mehr als die Hauptstadt kennt, in allgemeinen und in besondern Angelegenheiten mehr, weiter und tiefer sieht, als was sie und seine Hofherren ihm zeigen wollen; und dass ihm Wille und Zeit nie mangeln, die gerechten Klagen unmittelbar von den Lippen der Bedrängten in seinem Volke zu vernehmen.

CCLI.

Nicht immer sind geistesmächtige grosse Regenten ihren Reichen zu dauerhaften Segen. Schwer ist es dem Einzelnen, unter Liebkosungen des Glükkes, schwer einem ganzen Volke unter der Herrschaft des grossen Mannes seine Eigenthümlichkeit, Besonnenheit und Selbstständigkeit zu behaupten. Was wurde aus den Macedoniern nach Alexander, aus den Römern nach Caesar und Augustus, aus den Hunnen nach Attila, aus den Franken nach Carl dem Grossen? Mehrmahls versanken Völker unter längerer Regierung auch nur eines einzigen gewaltigen Geistes in Geistesohnmacht, erstarrten in der Gewohnheit, ihn für sich denken und handeln zu lassen, träumten von dem Leben seines Geistes in ihnen, als er längst verschwunden war, und gingen, zu spät enttäuschet, unter in völliger Nichtigkeit. Eben so war es dem gesammten Fürstenvolke schwer geworden, so oft Einer, an Ideenlicht, Geistes-Macht und Willenskraft hoch über Zeit und

Zeitgenossen emporragend, nach freyer Weltumbildung und unumschränkter Weltbeherrschung strebte, dem Joche des Einziggewaltigen sich zu entziehen.

CCLII.

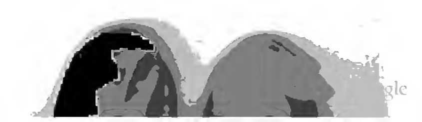
So mancher Grosse Regent war und ist gerade der unglücklichste Mensch in seinem Reiche. Wie muss ihm schaudern, wenn er sich als Herrscher denkt über einen Adel, dem Gewalt für Recht, Willkür für Gesetz, Straflosigkeit in Verbrechen wider bürgerliche Ordnung und öffentliche Sicherheit für wohlerworbenes Standesvorrecht gelten; als Schutzherrn über ein Priesterthum, dessen viele Geweihten unter Vorwendung der Denk- und Gewissensfreyheit, den kindlichen Herzensglauben aus dem Christenthume, das evangelische Urchristenthum aus der Kirche, die Gottheit Jesu aus der Bibel, und Gottes speciellste Vorsehung, durch welche allein die Regenten herrschen, aus der Weltregierung wegvernünfteln; als obersten Richter über Gerichtshöfe, vor welchen nicht selten die gerechteste Sache dem Ansehen der Person, oder der Bestechung, den listigen Sachwalter-Streichen, oder dem kostspieligen Formenspiel unterliegen muss; wenn er sich als Berufenen betrachtet und auch die Herkulische Kraft in sich fühlet, den Augias-Stall zu reinigen, doch allenthalben, wo er eingreifen will, hier in der mangelhaften Verfassung, dort in Vorrechten der Stände, anderswo in der Macht althergebrachter Gewohnheiten, überall in der Menschen verderbter Ge-



sinnung unbezwingliche Hindernisse entdecket? — Da bleibt ihm in seinen Leiden kein anderer Trost, als der Glaube an den allmächtigen, ewigen Weltregierer, der dort, wo menschliche Weisheit, Willensmacht und Staatsgewalt nichts mehr vermögen, immer zu rechter Zeit in das Mittel tritt, und selbst die schreiendesten Dissonanzen, von menschlicher Verderbtheit in die Weltordnung hineingedränget, in allgemeine Harmonie aufzulösen weiss. Darum, wenn strenge Nothwendigkeit zu gebiethen scheinet, aller Beförderung des Rechten und des Guten hindernd in den Weg tritt, und keine klare Aussicht ihr zu entrinnen der tiefsten Staatsklugheit mehr offen steht, sollten sich ihr Regenten und Völker, so wie der einzelne Sterbliche, mit aufrichtiger und ruhiger Resignation unterwerfen; trotzender Widerstand würde nur zur Quelle grösserer Noth und tieferer Leiden werden.

CCLIII.

Nichts kann wohl dem neuèn, besonders an Alter jungen Fürsten von Geist und Kraft bey dem Antritte der Herrschaft erwünschter kommen, als die Gelegenheit zu Thaten, welche Muth und Entschlossenheit, weit hinaussehenden Scharfblick und rasches Handeln fordern; sie erhehen des Volkes günstige Muthmassungen von ihm zu bestimmten Erwartungen, und befördern den Uebergang der flüchtigen Begeisterung, welche Völker bey dem Wechsel ihrer Herren gewöhnlich ergreift, zu festem



Vertrauen und besonnener Achtung, wodurch echter Bürgersinn dem würdigen Herrscher sich offenbaret. Rasches Handeln darf jedoch nicht in voreiliges Vorschreiten ausarten, damit er nicht mit Schwächung seines Ansehens zu Rückschritten genöthiget werde. Es gehören die Erfahrungen vieler Jahre dazu, um den Umfang der Uebel und Bedrängnisse des Staates zu überschauen, ihre Tiefe zu ergründen; und festgegründete Herrschermacht, um dieselben mit einigem Erfolge bey ihrer Wurzel anzugreifen: allein nur Virtuosen in der Regierungskunst ist es gegeben, selbst zu sehen, selbst zu handeln und selbst zu herrschen; Anfängern in der Kunst gebiethet die Klugheit, durch einige Zeit ihre Staatsdiener, — freylich nicht immer die rechtschaffensten, noch seltener die weisesten, fast nie die freymüthigsten im Volke, — zu hören, nach ihren Anzeigen scheinbar zu sehen, und durch sie zu handeln; ohne jedoch die günstigen Augenblicke ausser Acht zu lassen, in welchen sie durch eigenmächtige Abschaffung der auffallendesten Missbräuche, durch einzelne, selbst gedachte Verordnungen und durch öfter überraschendes Einschreiten mit königlicher Machtfülle, das gründlichere Werk der Staatsreformen vorbereiten können und sollen.

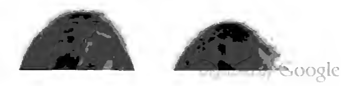
CCLIV.

Alle angenehmen Verhältnisse des geselligen Privatlebens sind dem Monarchen versagt; in seiner Persönlichkeit, wie in seiner Macht und Bedeutsam-

keit, — bey den Geistreichen im Volke durch die Idee, bey dem Haufen durch die Meinung, — heilig, muss er seine Ausschliessung von allem was profan ist, dulden. Der populäre König wird in der Regel für gemein gehalten und nach gemeiner Sinnesart behandelt; diess bringt ihn in ein missliches Schwanken zwischen ernster Majestät und gefälliger Leutseligkeit; am Ende wird er zu spät gewahr, dass er nur König heisse, wo es am nöthigsten wäre, es ganz zu seyn. Nur der seltnere Mann auf dem Throne, von hoher Geistesbildung und Geisteskraft mag sich die Macht und die Kunst zutrauen, seine Herablassung durch die Majestät zu verklären, und die Majestät selbst durch edle Popularität zu überheben. Sogar des Gemüthes plötzliche Stimmungen von unerwarteten äussern Einwirkungen veranlasset, und L a u n e n genannt, mögen an ihm ohne Nachtheil für seine Grösse wahrgenommen werden; er hat sie bisweilen, wie sein Urbild, der Spiritus rector der sichtbaren Natur, der uns nicht selten im Sommer Winter, und im Winter Frühling macht, ohne uns dadurch zu verletzen oder zu verderben.

CCLV.

Nur der schwache Mann ist auf der höchsten Stufe der Macht und des Ansehens immer misstrauisch, eigensinnig und eifersüchtig. Unter und neben ihm kann ein grosser Geist nicht leicht einen Wirkungskreis finden; und gelangt er zufällig



dazu, so müssen doch seine besten Entwürfe scheitern, weil keine Geistesgrösse des Untergeordneten die Charakterlosigkeit des Machthabers ersetzen kann. Der grosse Mann, als souverainer Machtmensch, lässt sich in der Erkenntniss der beschränkten Kraft des Einzelnen, bereitwillig helfen, was der eitle Schwächling stets verschmähet.

CCLVI.

Von jeher zerfielen die scheinbaren Riesenwerke ganz gewöhnlicher Fürsten, welchen das Zeitkluge für das Weise, das Zuträgliche für das Gerechte, ihr kleines Stammhaus für den Staat, und ihr Familien-Interesse für die allgemeine Wohlfahrt galten. Verschlossenen oder blöden Sinnes für die Offenbarungen des ewigen in der Weltregierung waltenden Geistes; unfähig der Dinge innern Zusammenhang und nothwendige Folgenreihe zu erschauen, wähnten sie für eine lange Nachkommenschaft zu bauen, und brachten Erscheinungen hervor, deren Spuren kaum ihren verarmten Urenkeln noch sicht- und erkennbar waren.

CCLVII.

Misstrauen und Leichtgläubigkeit, jenes von Charakterschwäche, diese von stolzer Zuversicht erzeugt, sind die Gemüthspole um welche sich gewöhnlich alle Einsichten und Entschliessungen der Grossen ohne grossen Geist in immer schwankender Bewegung drehen. Die Charakterschwachen se-

hen unter allen Gestalten nichts, als den Willen sie zu hintergehen; die in Ueberschätzung ihres Scharfblickes Zuversichtlichen trauen Niemanden so viel Muth oder so grosse Gewandtheit zu, sie zu betriegen.

CCLVIII.

Es sind nur zwey Wege da, auf welchen Fürsten, Staatsmänner und Regierungen immer sicher zu dem wahren gelangen können; entweder der des Lebens in Ideen oder der der Erfahrung. Jener, auf anmuthigem Gefilde eben und gerade fortlaufend, führt unter allen wirklichen und möglichen Verhältnissen unfehlbar, schnell, und alle Mahl zu rechter Zeit an das Ziel; dieser zwischen Wüsteneyen, Dorngebüschen und steilen Abgründen sich hinwindend, wird unter mancherley Mühseligkeiten bisweilen zurückgelegt, wenn das Ziel schon entrückt ist. Auf dem einen wandelten die Lykurgen und Solonen der Alten; auf diesen verirrten, erschöpften und verspäteten sich der West-Gothe Reccared, Kaiser Friedrich der II., die Englische Baronen-Aristokratie im mittlern Zeitalter; der Pilnitzer Congress und Napoleon Bonaparte in neuerer Zeit.

CCLIX.

Trotz allen Declamationen wider die Barbarey und Unwissenheit des mittlern Zeitalters gab es dennoch eine grosse Anzahl Männer, welche eben darum über ihr Zeitalter hoch emporragten, ohne als Ungeheuer in Geisteskraft und Geistesmacht, ver-

folgt und ausgestossen zu werden; weil sie die grosse Kunst meisterhaft verstanden hatten, ihr äusseres Seyn, Thun und Treiben in die herrschenden Ansichten, Meinungen und Vorurtheile ihrer Zeitgenossen ganz zu versenken, in ihrem innern Leben aber dem Zuge des Geistes zur klaren Anschauung des Ewigen und Einen frey für sich zu folgen, nicht verachtend die wandelbaren, kindlichen Gestalten desselben, wie des Volkes beschränkterer Sinn sie bilden oder ertragen konnte. Der Mensch ist das Product seiner Zeit; und nur in dem Verhältniss als seine Zeit in ihm sich potenzirt, und er in der angedeuteten Kunst die Meisterschaft errungen hat, kann er auf seine Zeitgenossen wohlthätig für sie, und ungefährdet für sich, wirken; da hingegen der gewaltige, den zeitgemässen Grad der Cultur übersteigende Riese an Geist und Gemüth, aber Fremdling, oder stolzer Verächter jener Kunst aus der Gesellschaft, als unfügsames Glied derselben vertilgt werden muss. Es kann ihm nicht besser ergehen, als Ausländern von gediegenem Geistesgehalte ausser ihrer Heimath: von jeher und überall wurden sie gerade von demjenigen Volke am bittersten gehasst, welches ihrer am dringendsten bedurfte, selten aus Neid über das Maass, das ihnen von dem Fette des Landes zu Theil geworden war; öfter aus übertriebener Schätzung, in welcher die rohe Horde als Volk, oder das rohe Volk schon als gebildete Nation geachtet seyn wollte; am häufigsten, weil die ausländischen Bildner

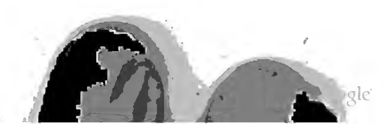
nur zu bald vergassen, dass sie mit erwachsenen Kindern zu thun hatten, und diese den Druck ihrer überlegenen Bildung zu schwer empfinden liessen.

CCLX.

Herrliche Wunder wirkt in grossen Männern der Glaube an sich selber; aber auch arge Missgriffe begeht er oft in Wahl und Behandlung der Menschen; denn gar zu gern überträgt der grosse Mann, seine Eigenthümlichkeit auf Andere um selbstgefällig sich in ihnen anzuschauen, wähnend, er habe sich Aehnliches oder Verwandtes dort gefunden, wo die entschiedenste Niedrigkeit nur in dem ihr geborgten Abglanze seines Geistes prunkte. Darum ist auch in aller Staatsverwaltung jede Maassregel, in deren Erfindung und Anwendung der Machthaber seine eigene Denk- und Sinnesart in Andern voraussetzt, oder auf sie überträgt, ein zweckwidriger Missgriff.

CCLXI.

Während Männer von hoher Geistesabkunft, als belastete Diener des Staates oder der Kirche, zu ihrer Erhohlung keiner andern Gesellschaft als des vertrauten Umganges mit den Todten bedürfen; können gewöhnliche Gelehrte, Beamten und Geschäftsleute des geselligen Verkehrs mit allerley Menschen nicht wohl entbehren. Diesen diene, als gute, bewährte, practische Regel, diejenigen schnell zu unterscheiden, welche sie vermeiden sollen. Leute die eine hohe breite Stirn, oder eine lange, gerade,



oder grosse Habichtsnase; oder einen tiefen, starren, forschenden Blick; oder ein bedeutendes, fragendes, ironisches Lächeln haben, taugen durchaus nichts für sie; das sind sogenannte Geisteskenner und Seelenforscher, mit welchen man am besten und kürzesten fertig wird, wenn man sie als Schwärmer und Mystiker laufen lässt; oder, wenn sie noch nicht in grossem Rufe stehen, als Leute, aus denen Niemand klug werden kann, als Schleicher und Ausspäher verachtet und der klugen Welt verdächtig macht. Dagegen Menschen, welche durchaus nichts selbst sind, überall in der Glätte und Geschliffenheit einer absoluten Nichtigkeit des Geistes auftreten, fröhliche Spieler, Schwelger, Lustigmacher sind, dabey Moral, Rechtschaffenheit, Gemeinnützigkeit und dergleichen zu rechter Zeit im Munde führen, und wo der Mächtigere dummdreist über Dinge abspricht, die er nicht versteht, beyfällig lächeln; darum, und zugleich ihrer Unbedeutsamkeit wegen, in der Regel von Vornehmen und Grossen für gutmüthig und rechtschaffen geachtet werden: solche sind die rechten Gesellschafter für den alltäglichen Welt- und Geschäftsmann; sie werden ihn für alles, was er will, gelten lassen; eine Gefälligkeit, die er von jenen groben, trotzigen Tiefblickern nie erwarten darf.

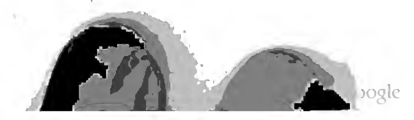
CCLXII.

Der Geistreiche ist immer und nur dadurch, dass er geistreich ist, auch ein guter brauchbarer Mensch, wie der Schwachkopf unfehlbar ein schlechter, sobald

ihn die Umstände, denen er stets unterthänig ist, zum Bösen locken. Die Handlungsweise der Menschen ist eine nothwendige Folge ihrer Gesinnungen, diese aber lediglich das freye Erzeugniss ihres Geistes, ihres vernünftigen Willens, nicht ihres Herzens; und der Staat kann auch nur von den Geistreichen, nicht von den Schwachköpfen die Dienste, so wie er ihrer bedarf, erwarten. Die öffentliche Meinung über einen Mann voll Geist und Kraft ist veränderlicher, als der Wind; sie hat gewöhnlich weder Grund noch Haltung; sie ist das verächtliche Nachbethen eines unbesonnenen Haufens in dem Tone, den ein angesehener Taugenichts, seiner Niedrigkeit angemessen, angegeben hat: ein Gastmahl, ein anderes Kleid, ein neuer Titel, ein höherer Rang stimmet sie um, und zu bedauern ist der Staat, der in der Wahl seiner Beamten ihrer achtet; von ihr geleitet, wird er oft den würdigsten und tüchtigsten Mann in Unthätigkeit ruhen lassen, und mit dürftigem Mittelgut sich kümmerlich fortschleppen müssen.

CCLXIII.

Der Mensch von tiefen Einsichten und gediegenem Gehalte wird leicht gefährlich, wenn er von dem Platze, der von Seiten seines Geistes ihm gebührt, zurückgewiesen wird; nicht ihm, sondern dem schalen und bloss gutherzigen, liebenswürdigen und jovialen Allerweltmenschen sollte die Aussicht auf kraftfordernde Staatsämter verschlossen werden. Die Energie des Geistes in den Bürgern ist für den



Staat von grösserm Werthe, als ihre bewaffneten Arme, ihr Geld und ihre Handdienste. Gerade auf jene Stärke und Idealität des Geistes sollte die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Regenten und seiner Machtverweser gerichtet seyn, weil erst durch dieselbe das gesammte übrige Nationalvermögen kräftig, fruchtbar und gewinnreich werden kann. Von dem ideenreichen Kopfe können sie alles erwarten, wozu Erfindungskraft, Ueberschauungsgabe, Vielseitigkeit der Ansichten und Freyheit des Geistes erforderlich sind; und auch nur diess Alles ist vermögend den Mechanismus in der Amtsverwaltung zu beherrschen, sie zu beleben und zu befruchten. Darum sollten öffentliche Aemter endlich aufhören Versorgungsstellen zu seyn, und Wirkungskreise für kräftige Naturen, für helle und freye Geister werden. Wer nichts weiter für sich hat, als einen recht gemeinen Verstand, gute Herkunft, angesehene Verbindungen und völliges Unvermögen sich der gewohnten Fesseln des Mechanismus und Schlendrians zu entledigen, der sollte anderswo, als in Staats- oder Kirchenämtern seine Weide und sein Futter zu gewinnen suchen.

CCLXIV.

Regenten und ihre Machtverweser mögen wohl oft erfahren haben, wie gewöhnliche Menschen, wenn sie zu Worte kommen, jeden ihrer Mitbürger lediglich nach sich selbst beurtheilen, und je nachdem einer angenehm und einschmeichelnd, gefügig

und kurzweilig, oder geradeweg und widrig, ernsthaft und festsinnig auf sie wirkte, ihn entweder als einen wackern, rechtschaffenen, brauchbaren Mann loben und begünstigen; oder als einen verdächtigen, gefährlichen, untauglichen Menschen verschreien und verfolgen. Diese Erfahrung sollte die Grossen und Mächtigen zur Ueberzeugung führen, dass der Niedrige und Gemeine, der Schwache und Böse, nur das ihm Gleichende und Behagliche aufrichtig preisen könne; das Höhere hingegen und das Edle, das Kräftige und das Grosse, weil es das Gefühl eigener Nichtswürdigkeit in ihm aufreget, nothwendig lästern und verabscheuen müsse; dass ihnen folglich für den Werth der Menschen kein anderer Maassstab, als der Grad und der Umfang ihrer entwickelten Geisteskraft gelten könne; und in dieser Ueberzeugung würden sie dann zum Besten des Staates jedes Lob als verdächtig, jeden Tadel als Verleumdung verwerfen, wenn diesen oder jenes nicht Männer von bewährtem Geistesgehalte ausgesprochen hätten.

CCLXV.

Das Leben in Ideen, oder was dasselbe ist, Contemplation, sey es religiöse oder wissenschaftliche, liegt in der Bestimmung des Menschen überhaupt, und in dem besondern Beruf der Auserwählten, in welchen die Vernunft zur Herrschaft über Verstand und Phantasie gelanget ist. Wenn es des rechtlichen Staates und seines Oberhauptes Pflicht ist, jeden Stand und jede Lebensweise, woraus

einzelne Kräfte, auf das Mannigfaltigste sich entwickelnd, in die Gesammtheit des Staatslebens übergehen, zu unterstützen, so ist es auch des Staates und seines Oberhauptes Pflicht, den contemplativen Stand und den höhern Beruf zur Contemplation, die das Allgemeine überschauet, die Ansichten von dem Leben und dem Handeln aufhellet, berichtiget, erweitert, und als wahre Gottseligkeit zu allen Dingen nützend, die Verheissungen des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens erfüllet; wie die Bestimmung zu nützlicher Geschäftigkeit, welche an das Besondere sich bindet, in seinen Bürgern zu begünstigen und für sich zu benutzen. Nirgends ist das vorgebliche, der Idee und dem Wesen des Staates geradezu widerstrebende Recht begründet, den contemplativen Stand als solchen aufzulösen und aufzuheben. Sylvester der II., Gregor der VII., Nicolaus der V., Sixtus der V. und Clemens der XIV. hatten ihre Geistes-, Charakter- und Regentengrösse; die Cardinäle, Richelieu und Mazarin ihre ausserordentliche Gewandtheit in grossen Welt- und Staatsgeschäften lediglich ihrem mehrjährigen Leben im contemplativen Stande zu verdanken. Aber die neuen pedantischen Rechenmeister auf der Tafel der Nützlichkeit haben alle Fähigkeit für das Kopfrechnen, in welchem Allgemeinheit und Dauer die Factoren des Nützlichen sind, verloren; sie wissen daher auch nicht, dass dem Bürgervereine, der sich der Idee von durchaus rechtlichem Staate nähern will, nichts nöthiger sey, als echt-



contemplative, das ist, ideenreiche Menschen; und dass ein Reich in eben dem Verhältnisse, von jener Idee entfernt, schwanke, in welchem es die Contemplativen nicht zu gebrauchen wisse. Von den Zeiterscheinungen verblendet, kann ihr Auge die Ansicht nicht mehr fassen, dass wohl der Einzelne in seinen beschränkten Kreisen rechtmässig wegräumen, aufheben, zerstören könne, was ihm Hinderniss scheinet zu seinem Zwecke, der immer in Etwas ausser ihm bestehet; ein ganzes Reich hingegen, ausser der Gesammtheit seiner innern Kräfte und seiner Selbstständigkeit, keinen andern Zweck erkennend, nach der Idee vom Staate nie den einen Stand mit Unterdrückung oder Aufhebung des andern, in der allgemeinen Bestimmung des Menschen gegründeten, befördern dürfe.

CCLXVI.

Nicht in dem Drängen und Treiben alltäglicher, wenn auch noch so wichtiger Staatsgeschäfte, sondern durch die vereinigte Fertigkeit in der Ideen-Welt zu leben, und in der wirklichen zu handeln, lernet man die Kriegeskunst, als Kunst der Kraft, als hohes Epos des Hasses, in welchem die tödtende Eigenthümlichkeit im Leben und in der Liebe für das Allgemeine untergehet, betrachten, die Idee des Friedens verehren, und den Krieg in seinem Ursprunge und in seinen Wirkungen als einen Lebens-Prozess der bürgerlichen Gesellschaft achten. Er ist das Feuer der Staatenwelt, dieser eben so nothwen-

dig zu ihrem Erzeugen, Verwandeln und Bilden, wie das Naturfeuer im Schoosse des Erdballes; lodert es auch nicht immer in lichten Flammen auf, so brennet und arbeitet es doch beharrlich im Innern fort; und was unter dem Scheine einer jetzt erst entstandenen Gestalt hervorbricht, hat seine im Verborgenen zusammengedrängte Kraft schon längst gebildet. Ob unter diesen Palingenesien hier Inseln versinken, und anderswo neue heraufsteigen, dort Berge einstürzen und in andern Gegenden neue Vulcane ihre Schlünde öffnen; was liegt daran? Das Gleichgewicht der Erde in ihren Theilen und im Ganzen wird dadurch nicht gestört. Wer würde sich auch um die schönen Blätter des Platans bekümmern, wenn sein gesunder Stamm fallen muss, damit aus seinem Holze ein zierliches Brautbett, oder ein Tisch zum fröhlichen Mahle gefertiget werde?

CCLXVII.

Ein ewiger Friede, wollte man ihn auch in der Wirklichkeit als möglich gelten lassen, wäre ein gewisser aber langwieriger Tod aller Völker und Staaten-Vereine. Der Krieg ist die Bedingung ihres Lebens, und gerade die Idee des ewigen Friedens das Princip das jenen verewiget. Das Geheimniss ihres Bestehens dürfte in dem Zusammenstosse entgegengesetzter Bestrebungen sich enthüllen. Die eine Bestrebung scheinet mit der Idee des Friedens gegen den Krieg ohne Unterlass anzukämpfen; die andere den Krieg immer neu anzufachen; damit im Leben

der Völker, wie im Leben der Natur, das Gleichgewicht bedingter Kräfte fortwährend gestört und fortwährend wieder hergestellt werde. So weit auch der in Ideen lebende Denker in die Geschichten alter Heroen und neuerer Helden eindringen mag, nirgends findet er in ihrem Drange zu dem Schwerdte das ungestüme Arbeiten der kleinlichen Sucht, ein Stück Landes zu erobern und darüber zu herrschen; überall nur die kalte Entschlossenheit, das sinnliche Daseyn für die Ahnung oder für den Genuss des Lebens in der Idee aufzuopfern, und den Schein desselben für seinen eigentlichen Werth hinzugeben. Nicht eine glückliche Verwegenheit, welche die Stelle der Tapferkeit ersetzt haben sollte; sondern die Idee eines allgemeinen Völkervereins unter dem Bande der griechischen Cultur trieb Alexandern siegreich vom Granikus bis an die Mündungen des Indus. Ohne die Idee von einer ewigen Vorbestimmung zur Weltherrschaft wäre die Stadt des Romulus nicht die Gebietherinn aller Völker; und ohne die Idee von einer, nur durch die monarchische Staatsform möglichen Reichswohlfahrt Caesar nicht Herr der Römer geworden. Nur in dem lebendigen Gefühl eines höhern Berufes zum Dienste des unsichtbar waltenden Verhängnisses ward der grosse König der Hunnen eine Geissel der rächenden Nemesis über das ost- und weströmische Reich. Man nehme Carl dem Grossen die kräftige Ahnung von des Christenthumes Vortrefflichkeit, und kein Verlangen, sein Reich zu erweitern, keine Herrschsucht, keine

Ruhmbegierde wird ihn bewegen, in den wüsten Steppen des Sachsenvolkes Lorbeern der Tapferkeit zu suchen. — Bisweilen waren sich die welterschütternden Urheber grosser Kriege der sie begeisternden Idee bewusst, am öftersten wirkte sie, von ihnen selbst nicht erkannt, nur durch die verschiedenen Aeusserungen ihrer Eigenthümlichkeit. Ist nun lediglich die Idee der Geist und das Leben des Krieges, so wird auch der Sieg unfehlbar sich dorthin neigen, wo bey gleichen physischen Kräften ein grösserer Reichthum und eine tiefere Klarheit der Ideen waltet; denn der idealische, allüberschauende, freye Geist entscheidet schnell, wo der ideenarme Heerführer, was zu thun sey, erst sorgfältig prüfen, mühsam berechnen und reiflich erwägen muss.

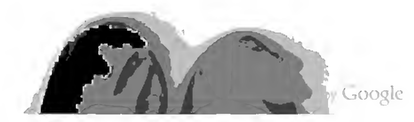
CCLXVIII.

Das Schlachtfeld ist wie das Schachbrett; beyde sind glatt wie Eis, und wer auf dem letztern öfters stehen geblieben ist, oder sich künstlich zurückgezogen hat, wird auf dem erstern seltner fallen. Freylich sind Feind und Spieler zweyerley; aber es ist eine und dieselbe Kraft, welche jenen schlägt und mit diesem spielt, ihn entweder entwaffnet oder ihm entwischet. Wer daher sagt: Schande dem Heerführer, der mit dem Gedanken an den Rückzug dem Kampfe entgegenzieht, der hat gross gesprochen; nichts gesagt. Nicht immer der Sieg, den nicht selten vereinigte, von entflammter Ruhmbegierde verstärkte Kraft erkämpft, oder der Zufall

bescheret; sondern oft auch der nothgedrungene, festgeschlossene, von allen Seiten gesicherte Rückzug, wie ihn nur unerschütterliche Gemüthsruhe, klare Besonnenheit, Obermacht des Geistes über Menschen-Massen anordnen und ausführen können, ist der höchste Gipfel der Kriegskunst; ist des genialischen Feldherrn eigenthümliche, ruhmwürdigste That.

CCLXIX

Auch eine Million starkes Heer ist unvermögend, den Mangel an Geist und Willenskraft im obersten Befehlshaber zu ersetzen: und unmöglich wird dort, wo Einheit der leitenden Kraft, Einheit des Entwurfes und der Ausführung wirkend, der sieben Mahl stärkern Macht gegenüber stehen, einem aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Schlachthaufen der Sieg, stehet an der Spitze desselben nicht ein Geistesgebietiger mit der Kraft, die ungleichartige Masse in Willen und That zu Einem Manne zu vereinigen. Viel Schlimmes zu befürchten hat auch der Feldherr, den dreyssig oder mehr gewonnene Schlachten mit dem Wahne als wäre er unüberwindlich, bethören, und ihn ermuthigen, den Besiegten völlig zu entkräften, dem Gefangenen hart, verächtlich, grausam zu begegnen. Er hat die tiefere Bedeutung seines Gewerbes in der Dinge Ordnung nicht begriffen; er hat den Glauben an eine höhere Macht verloren, er wird und kann dem strengen Wiedervergeltungsrechte nicht entrinnen.



CCLXX.

Den Schwachen oder in der Waffenkunst unwissenden Fürsten können weder Verwandtschaften, noch Staatsverträge helfen; dem geistreichen und kriegserfahrnen Regenten hingegen, sobald er nur zur Lorbeererndte gerüstet im Felde erscheinet, werden die vortheilhaftesten Waffenbündnisse von selbst sich anbiethen. — Selten zeigen jedoch die Geschichten der Völker hohe Kriegeskunst und tiefe Staatsklugheit auf gleichem Grade in Einem Manne vereiniget; die gewöhnlichere und häufig wiederkehrende Erscheinung ist wohl, dass dem Staate oder dem Einen Manne die Vortheile, welche das kunstmässig oder nur glücklich geführte Kriegsschwerdt erkämpft hat, entweder durch kleinliche Rücksichten und ängstliche Berechnungen, oder durch übermüthige Machtsprüche einer einseitigen Politik bald wieder verloren gehen, und die von ihr geschlossenen Verträge heftigere Stürme und grössere Verluste vorbereiten.

VII.

Geschlecht. Liebe. Ehe.

CCLXXI.

Auf den Mann, und durch ihn auf die menschliche Gesellschaft verschönernd und verderbend zu wirken, ist des weiblichen Geschlechtes hohe Be-

stimmung; so hat sie der scharfsinnige Sänger der Freude ausgesprochen in seinem Zurufe:

Ehret die Frauen! — Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.
— Mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Sie können jedoch diese Bestimmung nur in dem Verhältnisse erfüllen, in welchem ihre Erziehung in unwandelbarer Richtung zur echten Sittlichkeit und reinen Weiblichkeit betrieben worden, und in eben dieser Richtung ihre weitere Selbstbildung fortgeschritten ist.

CCLXXII.

Beydes haben schon die Natur und die gesellschaftlichen Einrichtungen den Frauen erleichtert. Die Natur; denn schärfer ist der innere Sinn der Frau, feiner ihr Gefühl, zarter ihr Herz von der Natur geschaffen; daher übertrifft sie in der Regel den Mann an Wahrheit, Lebhaftigkeit und Innigkeit des Gefühls. Während dieser nach Deutlichkeit der Erkenntniss von den Dingen strebend,

trennet und zergliedert, bis der Gegenstand in seiner Form für ihn gleichsam zernichtet ist, fasset das Weib die zerstreuten Merkmahle der Dinge mit Einem grossen Blicke, wie in einen Brennpunct zusammen, und geräth auf Resultate, die dasselbe oft richtiger zum Wahren und Guten leiten, als der Mann durch eine Reihe von Gründen und Schlüssen geführet wird. Die Saiten des weiblichen Herzens ertönen von der leisesten Berührung, daher sind des Weibes Entschliessungen wie ihre Urtheile schnell; sie fühlt, sie will, sie entscheidet im ersten Momente, oder gar nicht. Ehe noch Menschenfurcht, Neigungen und Leidenschaften Zeit gewinnen, ihr Zaubergewicht von erklügelten Rücksichten und Folgen auf die Wagschaale des Willens zu legen, ist das Gute bey ihr beschlossen, der Sieg über das Böse entschieden: und wenn das Unglück den Mann in den Armen der Verzweiflung bisweilen zu schlechten Handlungen, oder zu Verbrechen herabwürdiget, so kämpfet das duldende Weib gegen das Schicksal mit den Waffen des nachgebenden Widerstandes, und indem das verfolgende Verhängniss früher müde wird, als ihre Geduld, geht sie an ihrer moralischen Kraft unverletzt und siegend aus dem Unglücke hervor.

CCLXXIII.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen begünstigen in der weiblichen Seele die natürlichen Anlagen zur Sittlichkeit. Während des Mannes Bestimmung den



Jüngling schon in seinen frühesten Jahren in eine Menge Verhältnisse setzt, die oft in eben dem Maasse sein sittliches Verderben begründen, in welchem sie seine Glücksumstände befördern, und seinem Ehrgeitze eine glänzende Laufbahn eröffnen, verlebt das Mädchen oder die Jungfrau an der Seite der sorgsamen Mutter geräuschlose Tage, fühlt nie den Trieb, grosse Plane zu vollführen, Länder zu durchwandern, Gefahren zu trotzen, das Menschengeschlecht nach den Phantasien ihres Eigendünkels umzubilden. Selbst die Sorge für künftige Ernährung und für die Unabhängigkeit ihrer äussern Lage beunruhiget sie nicht, denn ihr frommer Sinn hält sie fest im kindlichen Vertrauen auf den Herrn. Anspruchslos weilet ihr Herz und ihr Auge nur auf der Gegenwart; nur von dem, was sie zunächst umgiebt, nimmt sie Eindrücke auf, und ist zufrieden, wenn sie in dem kleinen Kreise ihrer Familie und Bekannten Freude geben und Freude empfangen kann. Welche Lage ist wohl günstiger, als diese, alle Kräfte zu einem, in und mit Gott seligen, rein sittlichen und schönen Leben zu entwickeln und auszubilden? Geschieht es nicht, so liegt der Grund darin, dass Väter, Mütter und Erzieher, weder die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes kennen, noch ihre heiligste Pflicht achten gelernt haben.

CCLXXIV.

Abgerichtet, nicht erzogen, wird in der Regel das Mädchen; man drückt und unterdrückt es nur,

um artige Formen, und ihr eben so, wie dem talentvollen Knaben einen eingebildeten Werth, eingebildete Vorzüge anzukünsteln. Man behandelt die aufblühende Jungfrau so verkehrt, als wäre sie auch in streng sittlicher Hinsicht zu einem bloss leidenden Zustand geschaffen, und macht sie unter dem pedantisch angewandten Zwange der Conventions-Regeln kleinlich, und aller Geisteserhebung, so wie aller sittlichen Vortrefflichkeit unfähig. Ueberall aber, wo entweder ein besseres Geschick diese methodische Verstümmelung entfernt, oder die eigene Kraft des Mädchens der verstümmelnden Hand glücklich widerstanden hat, dort ist der Uebergang aus dem Zustande der Unschuld zur reinern Sittlichkeit, und von dieser zur regern Empfänglichkeit für Religiosität, eben so leicht, als gewiss: und nur wo Sittlichkeit und Religiosität zum Grunde liegen, kann wahre, von eitler Gefallsucht entfernte Bildung zu schöner Weiblichkeit Statt haben.

CCLXXV.

Die Erziehung zu reiner Weiblichkeit will nur die schwerste Aufgabe unserer Tage scheinen. Ich habe in den grössten und in den kleinern Städten Deutschlandes, Preussens, Oesterreichs, Ungarns und Russlandes eine beträchtliche Anzahl Mütter gesehen; aber selten ein reines Weib gefunden, noch seltner Eine, die es durch Erziehung geworden wäre, die meisten waren entweder zu gelehrt, oder zu unwissend; zu leidenschaftlich, oder zu kalt und zu

gemüthlos; folglich unfähig in ihren Töchtern auch nur einige Züge schöner, reiner Weiblichkeit zu entwickeln. Verfeinerte Weiblichkeit ist eine schöne Kunstform; der Denker kann wohl in ihrer Beschauung Regeln abstrahiren; aber nimmermehr kann sie durch Regeln hervorgebracht werden. Die Grundzüge derselben will ich hier aufstellen, wie ich sie auf meinem frühern Erfahrungs-Kurs theilweise einige Mahl verwirklicht gesehen und bewundert habe.

CCLXXVI.

Das fein gebildete, reine Weib kann sich selbst nie anders, als im Feierkleide der Ordnung und der Reinheit sehen; sie leidet nichts unverhältnissmässiges, oder kontrastirendes an und um sich, überall ist nur ihr Körperbau und der Spiegel, nirgends die Mode der Gesetzgeber ihres Anzuges. Ihr Erwachen des Morgens ist das liebliche Bild der erwachenden Anmuth und des Anstandes, weil ihr erster, ihr ganzes Wesen verklärender Gedanke Gott, ihr erstes Gefühl kindliche Liebe und Andacht zu ihm ist. Das erste, wodurch ihre erneuerte Lebenskraft sich offenbaret, ist ein holdes Lächeln bey der Erinnerung an die Guten und Lieben, für welche sie mit kindlicher Ergebung in den göttlichen Willen leben soll. Aus der Morgenröthe des Frohsinnes geht sie zum hellen Tage der Pflicht und der Geschäftigkeit über. In ihrer Seele trägt sie das Bild, in ihrem Herzen das Glück des kleinen Kreises, von dem sie der Mittelpunct ist. Nur für ihn

thätig, bleibt ihre Aufmerksamkeit doch unablässig auf die Cultur ihres Geistes und ihres Körpers geheftet; sie weiss, dass dieser das Medium ist, durch welches allein die Form ihres edlern Selbst den Ihrigen sich darstellen kann. Selbstbesonnen, anmuthsvoll, in Blick und Stellung ein Bild des Fleisses, des Anstandes, der schönen Geschäftigkeit, ordnet sie alles, was in ihren Wirkungskreis gehört. Alle Welt könnte sie sehen, und würde bekennen, dass Unschuld, Ruhe, Friede des Herzens, Feinheit des Geistes, Zartheit des Gefühls in Einer Person vereiniget, nur in diesen Formen erscheinen müssten. Blickt sie des Abends auf den schön zurückgelegten Tag hin, so bezeuget ihr das Bewusstseyn, sie habe durchaus nur solchen Gedanken und Gefühlen nachgehangen, welche ihrer veredelten Natur angemessen waren; sie habe nie Gemeines, Niedriges, Eitels; nur Ernstes und Höheres; nur Schönes und Grosses gedacht; aber selbst das Ernste und Grosse mussten den Charakter des Sanften annehmen. Sie fühlte oft tief und stark; aber auch die Tiefe und Stärke ihres Gefühls mussten sich dem Zarten unterordnen.

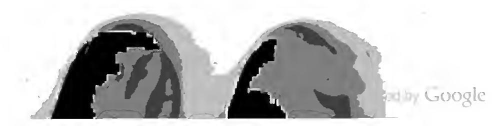
CCLXXVII.

Des fein gebildeten Weibes Umgang mit der Welt ist ein anhaltendes Spiel der geselligen Grazie. Kein Widerspruch, keine verfehlte Absicht, kein misslungener Plan ist fähig, sie aus dem schönen Gleichgewicht zwischen ihren Wünschen und dem

Drange der Umstände herauszuschleudern. Bey dieser ungestörten Geistesgegenwart und Gemüthsruhe findet sie daher auch in den meisten Fällen die wirksamsten Mittel, die äussern Umstände ihren Wünschen zu unterwerfen. Alles um sie herum muss das Gepräge ihres Verhaltens annehmen; ihre Gegenwart bringt allgemeines Wohlbehagen hervor. Fern von affectirter oder durch Mangel an Cultur nothwendig gewordener Bescheidenheit des gemeinen Weibes lässt sie ihren Geist gerade soviel glänzen, als nöthig ist, die Schönheit und den Adel der verfeinerten Weiblichkeit sichtbar zu machen. Sie ist dem grössten Theile der Gesellschaft an Scharfsinn und Feinheit des Geistes überlegen, und die ganze Gesellschaft hält sich an Einsichten und Kenntnissen ihr gleich. Gefälligkeit ist der Charakter ihres Lobes und ihres Tadels; jenes thut wohl durch seine Feinheit, dieser verliert den Stachel unter der Feinheit ihres Witzes. Niemand nähert sich ihr, ohne unmerkliche Veranlassung von ihrer Seite, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen; sie weiss den bescheidensten Mann in das Licht hervorzuziehen, so wie den anmassendesten in seinen Schranken zu erhalten, und die Gesellschaft gegen Missbehagen und Unzufriedenheit zu sichern.

CCLXXVIII.

In mannigfaltigern und reitzendern Gestalten erscheinet die verfeinerte Weiblichkeit in dem engern Kreise der Vertrauten und Geliebten. Da vereiniget



sich in dem reinen Weibe die ganze Kraft ihres Geistes mit der vollen Zartheit ihres Herzens, um die Vertrauten und Geliebten an Selbstgefühl und behaglichen Lebensgenuss zu erheben, und sie ihre ganze Individualität in verschönerter Form in Ihr finden zu lassen. Sie kennt alle Seiten des Herzens und besitzt die Kunst, sie so zu berühren, dass sie sich zur lieblichen Harmonie mit den sanften Akkorden ihrer Seele vereinigen. Aber am stärksten zeigt sich die Macht ihrer verfeinerten Weiblichkeit dort, wo der männliche Geist entweder von der Kleinheit und Nichtigkeit seiner Zeitgenossen niedergedrückt, oder von den Nebel- und Staubgebilden unserer Himmels- und Kirchenstürmer bezaubert, sich selbst verloren zu haben scheint. Der missvergnügteste, tiefsinnigste und schwermüthigste Mann wird unter einwirkender Allmacht reiner Weiblichkeit heiter und liebenswürdig, und der entschiedenste Verleugner oder Bezweifler religiöser Wahrheiten wird durch die verklärte Würde und Anmuth weiblicher Gottseligkeit angezogen, und in eine idealische Gotteswelt emporgehoben.

CCLXXIX.

Nur ein solches Weib ist fähig, in den Erziehungsplan ihrer Töchter, etwas Mehreres und Höheres aufzunehmen, als was man sonst gute Erziehung nennt, wenn nähmlich das Fräulein mit Geschmack sich anziehen, mit feiner Nähterey und Stickerey sich beschäftigen, tactmässig tanzen, fran-



zösisch Mauscheln und Faseln, auf dem Clavier Fingerspiel treiben, einen Kopf ohne Ausdruck, oder eine Landschaft ohne Charakter zeichnen gelernt, dann zum Dessert der Erziehung einen dürftigen Katechismus-Unterricht und die Confirmation erhalten hat. Aber auch die beste weibliche Erziehung wird ohne männliche Mitwirkung in der Regel misslingen, weil die höchste Gemüthlichkeit, um in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens zu bestehen, eine gleichmässige Verstandesstärke fordert; doch die verhältnissmässige Entwickelung derselben nie das Geschäft einer Erzieherinn werden kann, sie möge aus der Sphäre der Weiblichkeit ausgetreten seyn, oder nicht. In dem einen Falle ist sie zur Erzieherinn einer weiblichen Seele geradezu untüchtig, in dem andern fehlt ihr zur harmonischen Entwickelung und gemessenen Richtung der Verstandesthätigkeit die umfassende Einsicht und die ausdauernde Kraft. Das ganze Leben des Weibes beweget sich abwechselnd zwischen Behauptung weiblicher Eigenthümlichkeit und Resignation. Bey aller Nothwendigkeit der letztern, darf doch die erstere nie unterdrückt werden, denn Resignation ist kein nothgedrungenes Dulden oder Leiden, sondern eine edle Aeusserung thätiger Kraft, welche als solche wieder nur aus der freyen Macht reiner Weiblichkeit hervortreten kann; um aber diese in der Seele des Mädchen mit der Behauptung ihrer Eigenthümlichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, reicht der schärfste Vernunftsinn, das zarteste Gefühl und die tiefste



Gemüthlichkeit in der Erzieherinn, ohne die Mitwirkung männlicher Verstandesstärke nicht hin.

CCLXXX.

So ausgedehnt auch der männliche Wirkungskreis, und so glänzend das männliche Verdienst seyn mag, so ist doch das Wirken, das die Natur dem Weibe angewiesen hat, erhabener, und das ihr vorbehaltene Verdienst reiner und fruchtbarer; wenn ihre Erziehung und eigene Fortbildung von der unerlässlichen Richtung zur echten Sittlichkeit und reinen Weiblichkeit nie abgewichen war. Es gehört nur lebhaftes Ehrgefühl dazu, um der Stimme des Vaterlandes in das Gewühl der Schlachten zu folgen, stehen zu bleiben, zu siegen, oder zu sterben; nur Drang nach angemessener Thätigkeit, oder höher strebender Ehrgeitz, um sich mit Entsagung alles Lebensgenusses der Verwaltung der Staatsgeschäfte zu widmen; nur fester Sinn und edle Unzufriedenheit, um zu wollen und in seinem Wirkungskreise zu machen, dass der blinde Mechanismus der freyen Selbstthätigkeit, dass die ungeregelte Willkür der Regel des ewigen Rechtes unterthänig werde: und wie leicht wird unter den Umständen, unter welchen der Mann lebt, diess Ehrgefühl, dieser Drang, dieser Ehrgeitz, dieser feste Sinn und diese Unzufriedenheit ernähret und gesteigert, wenn eine zärtliche, feinsinnige, reinweibliche Mutter durch die Entwickelung der Anlagen zur Gemüthlichkeit, Idealität und Gottseligkeit in ihrem Kinde den Grund



dazu gelegt hat? Hoch über den Umkreis aller menschlichen Verbindungen, Anstalten und Einrichtungen, in der erhabenen Gemüthswelt steht der Wirkungskreis der Frauen, wohlgeordnete und getreue Darstellung derselben in der Kinderwelt, folglich harmonische Entwickelung und Pflege des Gemüthes, Anregung und Schärfung des Vernunftsinnes, Erweckung des religiösen und sittlichen Gefühls, Bildung und Veredlung des Herzens in ihren Kindern ist ihr erstes und heiligstes Geschäft, welches nichts geringers fordert, als anhaltende Selbstverleugnung, ausdauernde Standhaftigkeit, unüberwindliche Geduld und ununterbrochene Selbstbeherrschung; die gewissenhafte Verwaltung desselben ist der Frauen höchstes Verdienst, welches kaum bemerkbar, und doch entscheidend auf ihre Zeit, auf ihre Zeitgenossen, auf ihr Vaterland wirkt, die schönsten und edelsten Früchte bringt.

CCLXXXI.

Wo wäre des Sokrates ernste und doch freundliche Weisheit geblieben, hätte nicht seine Mutter, als gewandte Geburtshelferinn, zugleich in seiner Seele das sittliche Gefühl, den religiösen Sinn, die Ehrfurcht gegen die Gottheit, und die Aufmerksamkeit auf die immer richtig entscheidende Stimme des in ihm wohnenden Göttlichen (Dämonium) frühzeitig zu entbinden verstanden; und was wäre aus seiner Philosophie geworden, hätte nicht sein Umgang mit Aspasia ihn eingeweihet in die Kunst,

das Wahre mit dem Schönen zu vermählen? Ohne Zweifel war Coriolan's republikanischer Stolz ein Erzeugniss mütterlicher Erziehung; aber eben seine Mutter war es, die ihn, da er als Feind seine Vaterstadt bedrohete, bey seiner Gemüthlichkeit gefasst, seinen beleidigten Stolz der kindlichen Liebe unterworfen und Rom gerettet hatte. Dass Publius Scipio noch als Jüngling täglich vor Tages Anbruch auf dem Capitol in die Cella des Jupiters sich einschloss, um einige Stunden der einsamen Betrachtung göttlicher und menschlicher Dinge zu weihen, dass er den Cultus seines Volkes ehrend, zugleich fest an das Göttliche in seinem eigenen Wesen glaubte, daher auch seit seinem Eintritte in das öffentliche Leben sich stets als Gotterfüllten Menschen und erleuchteten Seher zeigte; diess alles, wie sein keuscher Sinn, seine Mässigung und Enthaltsamkeit, waren seiner mütterlichen Erziehung folgereiche Wirkungen. Und wenn Marc-Aurel, ein erhabenes Vorbild aller Regenten geworden ist, und lange noch bleiben wird, wem hat es Rom, wem hat es die Welt sonst zu verdanken, als seiner Mutter, der er selbst seinen Sinn für Gottesfurcht, Mildthätigkeit, Abneigung vor bösen Gedanken und Handlungen, Angewöhnung an Mässigkeit und Enthaltsamkeit verdanket hatte? Kurz, unter tausend grossen Männern, deren Nahmen und Thaten, sey es als grosser Tugendmuster, als weiser Herrscher, oder als siegberühmter Helden glänzen, ist gewiss die grosse Mehrzahl durch die Gemüthsbildung, welche



sie von ihren würdigen Müttern empfangen hatten, das, was sie waren, geworden: denn unauslöschlich und für alle Lebensverhältnisse bestimmend, haften die Eindrücke, welche eine reinweibliche, gottselige Mutter in die Seele ihres Kindes zu legen beflissen war.

CCLXXXII.

Der gefahrvollste Wendepunct des Lebens für die, von einer geist- und gemüthvollen Mutter streng sittlich, gottselig und reinweiblich erzogene Jungfrau ist das erste Erwachen ihrer Liebe. Verräth sie ihr Herz an einen Seelenmörder, so kann hernach selbst die bürgerlich glücklichste Ehe ihre innere Zerrüttung nicht mehr heilen. Giebt sie es einem unwürdigen, wollüstigen Geschlechtsmäkler zur Heirath hin, so wird sie, gleich der Sonne von dem Wendepuncte des Krebses an, mit jedem Tage tiefer sinken, weniger erwärmen, und früher untergehen. Sie fliehe sinnig und schnell, auch des Geistes wegen, von jedem Manne, der nur klug, nur verständig, nur gelehrt, und nichts weiter ist; der Liebe, wie das reine Weib sie geben kann und will, ist er unwürdig; der Liebe, wie sie zu ihrer Erhebung, Veredelung und Heiligung sie fordert, ist der nicht fähig, welchen sie nicht gegen eben die Gottseligkeit, in deren Lichte sie lebt und wandelt, von Achtung erfüllt, oder von derselben beseelt erkennet. Möge sie doch bey dem letztern an kein Wissen religiöser Sätze und Redensarten, an kein Treiben kirchlicher Gebräuche, an kein träumendes

Hinbrüten in dunkeln Gefühlen und verworrenen Phantasien denken; sie halte sich bey der Würdigung des um sie werbenden Mannes nur an die Aeusserungen seines religiösen Sinnes, seiner sittlichen Gesinnung, an den Grad der Empfänglichkeit seines Herzens für die Einwirkungen des Heiligen und Göttlichen, an die Unterordnung seiner Verständigkeit unter die Zucht eines harmonisch ausgebildeten und waltenden Gemüthes. Echte Liebe wird nur durch wahre Religiosität geläutert, veredelt, verkläret. Wo der Verstand über das Heilige und Göttliche zu entscheiden sich anmaasset, das dichte Gewebe der Begriffe die Klarheit der Ideen undurchdringlich verhüllet, wo das Gemüth über die Hirngespinnste des Unglaubens sich nicht mehr erheben darf, dort kann die Religion, die Sonne der ewigen Welt, den Kreis des Erdenlebens nicht beleuchten, nicht erwärmen; dort treiben nur Sinnlichkeit und Leidenschaft; und wehe dem edlern Weibe, das sich derselben zur Zerstörung überlassen hat, sie ist verdammt zur Verzichtleistung auf wahre Seligkeit des Lebens, und Heiligung durch Liebe.

CCLXXXIII.

Mit der ersten Regung der Liebe, die ein männlicher Geist, zum vollen Bewusstseyn des Lebens die Jungfrau rufend, in ihr erweckt, beginnet auch ihre Menschwerdung. Möge doch in diesem wichtigen, für ihr ganzes Seyn entscheidendem Momente ihr englischer Sinn sie nicht verlassen! Damit sie



schnell durchschaue, ob vorzüglich der Geist, ob nur die Gestalt oder das Geschlecht es war, was ihr Herz erschütterte. Welche untrügliche Lehren und Regeln liessen sich hier aufstellen, rauschten nicht gerade an dieser Klippe die meisten Lehren und Regeln in dem Strome todter Sentenzen und Sprüche unwirksam vorbey!

CCLXXXIV.

Was könnte Entsetzlichers gedacht werden, als das Gebundenseyn eines geistreichen Weibes an einen Mann zu dessen Welt sie in ihrer Idealität den Schlüssel besitzt, welche sie vollständig überschauet, und eben darum mit Leichtigkeit und Freyheit in ihr waltet, deren Bedeutung aber ihm eben so verschlossen ist als die höhere Welt, in der sie lebend ihm Liebe geben und Liebe von ihm empfangen möchte? Wer fasset das peinliche Gefühl des zartern Weibes, das sich erhaben erkennen muss über denjenigen, von welchem sie eine fortschreitende Veredelung und Erhöhung ihres Geistes mit Zuversicht erwartet hatte? Und wer endlich die quälende Gewissheit, dass ihre Liebe eben so wenig erkannt und hingenommen, als erwiedert werden könne, zu denken vermag, der hat die höchsten Leiden, welche das edlere Weib hiernieden treffen können, ergründet und begriffen.

CCLXXXV.

Freylich eilet die Leidenschaft der Aufmerksamkeit vor; sie blendet und fesselt gewöhnlich unbe-

merkt; hat aber das weibliche Gemüth unter weiser Leitung zum kräftigen Leben sich erhoben, so ist seine Harmonie gesichert vor den Stürmen der Sinnlichkeit und Leidenschaft, die das männliche so leicht hinreissen. Die schwächere Kraft der unverdorbenen weiblichen Seele ist der Verstand; das Gefühl dieser Schwäche macht sie gegen alles, was auf ihr Gemüth einwirken will, behutsam und vorsichtig; da hingegen der Mann seiner Verstandesstärke sich bewusst, weder Gefahren, noch Verirrungen fürchtend, kühn folget, wohin Begierde und Lust ihn ziehen, gewiss, dass er überall glücklich entrinnen werde, so lange ihn seine Stärke nicht verlässt. Für das entzogene höhere Maass des Verstandes gab die Natur dem Weibe reichlichen Ersatz mit einem feinern Vernunftsinne (Tact, nennen die Franzosen das ihnen ganz unbekannte Ding, in nichtssagenden Worten sich gefallend), womit das reine Weib um sich zu schauen und zu fühlen anfängt, wo es darauf ankommt, den Zweck und den Werth ihres Daseyns von einem männlichen Wesen abhängig zu machen. Erst wenn das Weib denselben nach dem Grade ihres Vernunftsinnes geborgen sieht oder wähnet; kann etwas der Leidenschaft Aehnliches, mehr zur Verzierung, als zur Erhöhung ihres Glückes in ihr aufleben.

CCLXXXVI.

Bey Zeiten verwahre sich die Jungfrau vor dem Wahne, in welchem Viele ihres Geschlechtes nur



ihren Untergang bereiten, indem sie ihre Scheu vor einer ewigen Jungfrauschaft mit dem Schleyer der Hoffnung bedecken, glaubend an die Bildsamkeit des Mannes durch unmittelbare Einwirkung des weiblichen Geistes. Es ist eine alte Wahrheit, dass die Liebe, entweder gleiches findet oder gleiches macht; aber schwerlich hat es jemahls einem Weibe geglückt, aus dem Manne etwas zu machen, was er nicht an dem Tage ihrer Verbindung mit ihm schon war, oder in der Folge noch wurde durch seine eigene Kraft, unmerklich nur von ihrer schonenden Zärtlichkeit unterstützt. Wo einer oder der andern das Gegentheil gelang, dort war sie mehr Mann, als Weib; er mehr Weib, als Mann; beyde ihrer natürlichen Bestimmung entrücket, und ihrer eigenthümlichen Würde entsetzt. Der harte, spröde Stoff des männlichen Wesens widersteht der Feinheit weiblicher Werkzeuge, und die gröbern in weiblichen Händen können nur zerstören, nicht bilden. Dazu kann aus dem irreligiösen und gemüthlosen, ideenarmen und in die engen Kreise des klügelnden Verstandes festgebannten Manne überall nichts Ganzes, Grosses, Edles werden: er taugt eben so wenig in dem Myrthenhain der Liebe, als in dem Heiligthume der Ehe und an dem Altare der Häuslichkeit. Das reinmenschliche, kindliche, genialische Weib mit einem solchen Klotze belastet, gleichet einem prächtigen Tempel, in dem ein todter schlechtgeschnitzter Götze die Stelle der anzubethenden Gottheit ersetzen soll.



CCLXXXVII.

Nur der religiöse Mensch vermag die Regungen echter Liebe im reinen und keuschen Herzen zu vernehmen und ihnen Raum zu geben; der bloss verständige und sinnliche wird sich von dem Geiste zu dem Fleische wenden, und die sinnliche Begierlichkeit für Liebe halten und in sich nähren. Schon die Weisen der Griechen haben viel Wahres und Erhabenes von dem Wesen der Liebe ergründet und ihre höchste Potenz in der Erhebung des Gemüthes von allem Irdischen zu dem Himmlischen erkannt, auch alle Seligkeit des Sterblichen von derselben abhängig erkläret. Diese idealische Ansicht von geistiger Liebe kann jedoch zu keinem Billigungsgrunde dienen, für jene Geschlechtsverbindung, womit gute Seelen bisweilen unter der Benennung Platonischer Liebe sich gegenseitig täuschen, und ihr Versinken in das Fleisch sich verhehlen wollen. Die Sinnlichkeit kann durch den Geist, und die Natur durch die Freyheit wohl veredelt, aber nie unterdrückt oder aufgehoben werden. Mögen daher solche, vorgeblich Platonisch-Liebende mit ihren wächsernen Fittigen in der Ideenwelt fliegen so hoch sie wollen und können, sie werden in der sichtbaren doch endlich der unwandelbaren Ordnung der Natur folgen, und entweder in das Heiligthum der Ehe sich flüchten, oder den Verlust ihrer Herzensruhe beweinen müssen.

CCLXXXVIII.

Ohne das reinste und hellste Licht der Religion im Gemüthe wird kein Leben echter Liebe empfun-

den, keine wahre, ewige Ehe geschlossen. Wie das Gefühl der Andacht, so will auch das Gefühl der Liebe aus dem Heiligthume des Gemüthes herausströmen und im Gebiethe der Erscheinungen sich darstellen. Was dem religiösen Gefühle ein äusserer Cultus, das ist dem Gefühle der Liebe die Ehe; das eine, wie das andere, muss ohne das ihm angemessene Mittel seiner Ergiessungen ersterben, oder der Glaube an das Daseyn desselben ist Täuschung. Wie der Cultus, so ist auch die Ehe in ihrem Wesen nicht das Wirkliche, Höchste und Heilige selbst, sondern nur das Symbol desselben, unentbehrlich für unsern vermischten Zustand von Geistigkeit und Sinnlichkeit. Die Anschauung der Liebe kann sich bloss mit Vorstellungen der Phantasie nicht begnügen, sie strebt auch durch die Sinne nach befriedigender Erweiterung. Eben so will die Vereinigung der Seelen sich fühlbar äussern und versinnbilden, und dazu ist kein anderes Mittel vorhanden, als die Ehe. Nach idealischer Ansicht von dem Wesen der Liebe und des Menschen ist es unstreitig wahr, dass der Körper die sichtbare Form der Seele sey, dass diese von jenem sich wohl in der Vorstellung, aber nicht in dem Gefühle trennen lasse; dass man folglich die Seele nicht ohne ihre Form lieben könne. Will man nicht etwa die Liebe zu einer blossen Anschauung des geliebten Geistes machen, so muss dieselbe in ihrer Tendenz, als ein Verlangen, sich durch Vereinigung in den geliebten Gegenstand ganz



zu verwandeln, und in ihrer Wirksamkeit als ein Streben das Schöne in dem Schönen zu dem Heiligen zu erheben, anerkannt werden. Das Verlangen kann aber in unserm gegenwärtigen Zustande nicht ganz erfüllet, das Ziel des Strebens nicht völlig erreicht werden: doch gleichwie unser ganzes hiesiges Daseyn nur symbolisch ist, und der Körper überhaupt uns nur gegeben ward, um das Leben des Geistes im Reiche der Erscheinungen auszubilden und darzustellen; eben so ist auch der Anfang der Liebe in sterblicher Hülle nur eine Hieroglyphe der vollendeten in der Ewigkeit; und das eheliche Band ist dazu da, um das, was zur gänzlichen Erfüllung des Verlangens der Liebe und zur vollständigen Erreichung ihres Zieles nothwendig fehlen muss, wenigstens symbolisch und durch Versinnlichung des Geistigen zu ersetzen. Es bedarf kaum noch der Bemerkung, dass hier unter der Ehe, eben so wenig an das sogenannte Partiemachen und alltägliches gemeines Heirathen, als unter der Liebe das thierische Begehren nach Sinnenlust zu denken sey. Unter tausend Partien und Heirathen möchte schwerlich auch nur Einer der Rang und die Würde einer heiligen E..e zukommen; und die Liebe lebt, entweder nur in dem Gemüthe, oder sie ist überall nicht Liebe: wer sie mit dem, was sinnliches Begehren, was Leidenschaft ist, auch nur einen Augenblick verwechseln kann, hat sie noch nie empfunden.





CCLXXXIX.

Für den Mann von Geist giebt es kein Aeusseres an sich; was gewöhnliche Menschen so nennen, ist ihm nur Widerschein des Innern. Der Sinn für Schönheit ist das Feinste und Zarteste im Manne, er ist zugleich die Seele und das Leben aller Gefühle des männlichen Herzens. Ueberall wo er befriedigt werden soll, fordert er unbedingt schöne Formen; alles was daher diese ihm darstellen, oder die dargestellten verschönern kann, ist in Beziehung auf den Schönheitssinn nichts Aeusseres an sich, sondern gleichartiger Zusatz zu dem Innern, richtige Anzeige innerer Schönheit. Wenn der edlere Mann ein anmuthiges Weib in ihren schönen Umgebungen mit Wohlgefallen betrachtet, so gründet sich dasselbe nicht auf diese, sondern auf seinen untrüglichen Schluss: diess anmuthige Weib ist die Erfinderinn und Bildnerinn ihrer schönen Umgebungen, sie besitzt also Geschmack, mithin auch richtige Urtheilskraft, folglich auch feinen Sinn, zartes Gefühl und feine Weiblichkeit. Um so weniger kann und darf dem liebenden Weibe die Zeit zur Ausbildung ihrer Umgebungen mangeln, denn selbst diese sorgfältige Cultur ihres Aeussern wird zum fruchtbaren Mittel für ihre innere Bildung; indem sie dadurch in einer beständigen Uebung der Urtheilskraft erhalten wird, und ihr Gefühl für Ordnung, Verhältniss, Anstand und Schicklichkeit immerfort thätig bleibt. Dass doch das schöne Geschlecht einmahl von selbst errathen möchte, wie höchst widrig und

missfällig die blinde Nachäffung der Moden auf Männer von Geschmack wirkt; gewiss jede Schöne würde die Gesetze ihres Anzuges nicht mehr aus Paris oder London herhohlen, sondern aus ihrem eigenthümlichen Körperbau und aus ihrem Spiegel herleiten. Dann würden die Männer der Verheiratheten weniger Sorgenlast tragen, und heirathslustige Jungfrauen leichter Männer bekommen. Ist es nicht schrecklich, ein kleines, hageres, schlechtgewachsenes, oder pantheonmässig rundes Frauenzimmerchen ganz in demselben Modeanzug zu erblicken, welcher nur die Reitze einer hohen, schlanken, vollen Grazien-Figur erheben kann!

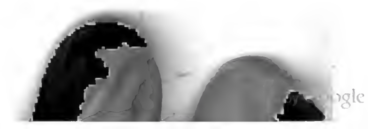
CCXC.

Das männliche Herz gleicht einem Räderwerk von unzähligen Triebfedern, vermittelst welcher die schwersten Lasten an einem dünnen Faden aufgezogen werden. Versucht man es mit einem dicken Seil, so wird man nicht Ein Pfund zur Höhe fördern. Es ist in der geistigen Ordnung der Dinge, wie in der physischen: die Wirkung muss der Gegenwirkung gleich seyn, und die Kraft muss mit dem Widerstande in genauem Verhältnisse stehen, sonst erfolgt, anstatt der Bewegung, Zerstörung. Die weibliche Liebe ist in ihren Aeusserungen bisweilen so schwerfällig, dass durch dieselbe die leichtere und feinere des Mannes beynahe ganz erdrückt, oder erdrosselt wird; und selten ist das Weib, das diese Gefahr sogleich gewahret und Geist genug be-

sitzt, dem Unterdrückten neue Schnellkraft, und dem Erstickten frisches Leben einzuhauchen. Nur die Liebende von feinerer Weiblichkeit ist so glücklich, das warnende Zuflistern des Genius der Liebe nie zu überhören; und er ist es, der ihr für jeden Augenblick den richtigsten Ton ihres Gefühls und ihrer Zärtlichkeit angiebt, und ihr auch leise den richtigsten Moment aufzuhören, ankündiget.

CCXCI.

Es liegt in der Natur des männlichen Herzens, dass es seine Empfänglichkeit, so wie seine Fähigkeit zu den zärtlichsten Ergiessungen der Liebe für unendlich und für unerschöpflich hält. Und doch tritt mitten unter den feurigsten Umarmungen bisweilen der Augenblick ein, in welchem sich der emporstrebenden Geistesstärke wegen, ein gewisses Missbehagen in dem Manne reget. Uebersieht die Liebende diesen, eben so wichtigen, als unvermeidlichen Moment oft oder immer, so ist sie früh oder spät, nicht durch die Wandelbarkeit des männlichen Charakters, sondern durch das strenge Gesetz der Naturnothwendigkeit verloren. Besitzt sie aber den schnell durchdringenden, der höhern Liebe eigenen Blick, so wird sie jederzeit durch plötzliches Abbrechen ihrer Liebesbezeigungen, und durch Anstimmung geistiger Unterhaltung die emporstrebende Geistesstärke des Mannes, mit schöner und feiner Leichtigkeit, der Liebe wieder unterzuordnen wissen.



CCXCII.

Die wahre Liebe an sich lässt keine Vergleichung zu, in ihr giebt es kein Grösseres und Grösstes; sie ist überall, wo sie ist, das Grösste, das Höchste; oder sie ist nicht Liebe. Sie ist keiner Theilung fähig; sie ist, wo sie ist, ganz, einzig und untheilbar. Man verwechselt aber häufig die Vorbereitung, das allmählige Aufkeimen und Entstehen der Liebe mit ihrem wahren, vollen und wirklichen Seyn; und dies ist die Quelle der meisten Irrthümer über dies mächtige, allverklärende Gefühl des menschlichen Herzens. Es liegt in dem Wesen der Liebe, dass sie selbst dort, wo sie nur erst dem Erwachen nahe ist, über alles, was der Mensch denkt, fühlt und thut, ihre Farbe, ihre Gestalt, ihren Glanz ausbreitet; von dieser Verklärung aber ist es noch weit bis zur klaren Offenbarung ihrer vollständigen Kraft und Herrlichkeit. Die Morgenröthe und der Aufgang der Sonne sind schön, es ist Tag, aber es ist noch nicht der volle Mittag: Erst die Vereinigung zu einer wahren, heiligen Ehe führet den herrlichen, unvergänglichen Mittag der Liebe herbey.

CCXCIII.

Wer in seiner Seele noch kein Ideal der Schönheit und Liebenswürdigkeit trägt, der ist auch der Liebe weder fähig, noch empfänglich. In dem Augenblick aber, als jenes Ideal seiner Seele erscheinet, dämmert ihr auch der Liebe Licht; und überall wo



er nun einige Annäherung zu seinem Ideal wahrnimmt, dort fühlt er auch ihre Regungen in angemessener Kraft. Alles Idealische ist seiner Natur nach ein unbegrenztes, unerschöpfliches Mannigfaltiges in der unermesslichen Einheit; daher kommt es, dass sobald man sein Ideal völlig verwirklicht anzuschauen glaubt, in demselben eine Menge neuer Züge sich offenbaren, welche noch wirklich zu machen sind, und auf die Möglichkeit eines noch höhern Grades der Klarheit und Lebendigkeit hindeuten, zu welchem sich das Bewusstseyn der Liebe emporschwingen soll. Es ist demnach nicht richtig gesprochen, wenn es heisst: „wir lieben uns „einander heute weit inniger, als vor dieser oder „jener Zeit;" man müsste vielmehr sprechen: „in „meinem Ideal der Schönheit haben sich meiner „Anschauung neue, vorher noch nie bemerkte Züge dargebothen; aber auch von diesen erblicke ich „in der geliebten Seele den treuesten und reinsten „Wiederschein; darum hat sich auch das Bewusst„seyn der Liebe in mir erweitert und noch mehr „aufgehellet; darum ist das Gefühl, dass ich liebe, „zu einer Intension von Lebendigkeit gelanget, wel„che mit der bisher empfundenen gar nicht ver„glichen werden kann.

CCXCIV.

Es ist unmöglich, dass der Mann mit mehr, als Einer weiblichen Seele in echter Liebe sich einige. Er kann nur Ein Ideal der Schönheit und

Liebenswürdigkeit in seinem Gemüthe tragen; diess erfüllet, beleuchtet und bewegt seine ganze innere Welt. Er kann den lieblichen Wiederschein desselben nur in Einem Weibe anschauen wollen; denn nur das Mannigfaltige seines Ideals in der Einheit verbunden, nicht das Mannigfaltige einzeln und zerstreut, kann in ihm das Bewusstseyn der Einigung mit dem Einen geliebten Gegenstande erweitern und erhöhen. Allein zwischen der ersten Regung dieses Bewusstseyns und der völligen Gleichgültigkeit giebt es für den Mann im weiblichen Umgange noch viele Abstufungen von Wohlgefallen und Wohlbehagen. Er liebt seine Geliebte in ihrem gesammten Geschlechte; und wenn er sein Ideal durchaus nur in ihr mit Wonne beschauen kann, so ist ihm dagegen jede weibliche Seele, in welcher er einige Aehnlichkeit mit seiner Geliebten gewahr wird, ein Gegenstand des herzlichen Wohlgefallens. Er begegnet derselben mit Merkmahlen des Wohlwollens, welche um so mehr den Ton und die Farbe einer innigern Zuneigung annehmen, je näher sie ihn derjenigen, die der treueste Spiegel seines Ideals ist, im Innern befreundet scheint. Wollte hernach die Geliebte diese wohlwollende und gefällige Begegnung für eine Theilung der Liebe halten und Eifersucht darüber äussern, so würde sie nur selbst in das Bild, welches von ihr in der Seele des liebenden Mannes lebt, einen gewaltigen Riss machen, alle Aehnlichkeit zwischen ihr und seinem Ideal der Schönheit zerstören, und ihm die Ueber-

zeugung aufdringen, dass sie bloss eine gemeine Heirath, keine heilige Ehe mit ihm geschlossen habe.

CCXCV.

Nicht die wirkliche, gemeine, sondern die höhere idealische Welt ist der eigenthümliche Wohnsitz der bildenden und ruhenden Liebe. Mit jedem Schritte, den der Liebende mit Bewusstseyn und Vorsatz in die gemeine Wirklichkeit hinabthut, zerstöret er das Wesen, die Schönheit, die Würde der Liebe. Sie ist das reinste und mächtigste Princip des Lebens und der Thätigkeit in der Geisterwelt, das Sublimat aller Gefühle des menschlichen Herzens: aber nichts was Gefühl ist, oder mit Gefühlen in Verbindung steht, kann von der Macht der Phantasie sich lossagen, oder dem Drange der gröbern Sinnlichkeit ganz entgehen. Es giebt daher keine Liebe, die an sich und durch sich selbst der Schwungkraft der Phantasie nicht bedürfte, oder über die Anforderungen der gröbern Sinnlichkeit so schlechtweg erhaben wäre. Ein tiefer Geist und ein heller Verstand ohne Gemüth bleiben zwar immer über den dichten Dunstkreis der Gemeinheit erhaben; aber Herz und Gefühl müssen unter ihrer Herrschaft erstarren und ersterben; sie schweben unaufhörlich in einem reinen Aether, der jedoch für die schönen Erscheinungen der Liebe zu kalt ist.

CCXCVI.

Es giebt keine Kunst zu lieben; wohl aber eine Weisheit, die Herrschaft der Phantasie unter der



Zucht der Vernunft zu erhöhen, das Gemüth im Baue einer idealischen Welt ohne Unterlass thätig zu erhalten, die Gesetze derselben in schönen und anmuthigen Formen zu versinnlichen, die Thätigkeit der Liebe diesen Gesetzen unterzuordnen, und sie über die Forderungen der gröbern Sinnlichkeit unerreichbar zu erheben. Die Ausübung dieser Weisheit, ohne welche von jeher keine wahre und dauerhafte Liebe war, noch jemahls eine seyn wird, ist weder Spiel, noch Täuschung, sondern ein ernstes und höchst wichtiges Geschäft; denn es wird nur durch die freyeste Herrschaft des harmonisch ausgebildeten Gemüthes, durch den geübtesten Scharfsinn, durch die schnellste Besonnenheit, durch die ausdauerndste Selbstbeherrschung, und durch das lebendigste Gefühl innerer Würde möglich.

CCXCVII.

Beständiges Mit- und Nebeneinanderseyn wird Gewohnheit, das Gewöhnte wird gemein; so ist es bey allen Menschen; so ist es nach allen Heirathen: aber in dem Bunde einer wahren heiligen Ehe soll es also, weder seyn, noch werden. In der Thätigkeit es zu verhüten, trifft der schwerere Theil die Frau; ihr oblieget es ganz, die Art und Weise ihres Nebeneinanderseyns mit dem Manne so zu lenken und zu ordnen, dass keine Gewöhnung entstehe, und dadurch nichts von dem Staube der Gemeinheit in ihr edleres Verhältniss eindringen könne. Auch bey dem geistreichsten und gemüthlich-

sten Manne kommen Momente, in welchen die reinweibliche Frau ihn in der idealischen Welt vergeblich suchen möchte; Momente, in welchen er als der ernsthafte, trockne Hausvater, oder als kalter Geschäftsmann, oder als der durch Sorgen und äussere Einwirkungen verstimmte Lebensgefährte ihr begegnet, indem sie nur den zartfühlenden Geliebten und den Altbürger einer höhern Welt zu umarmen wünschet; es kommen Augenblicke, in welchen er durch Vernachlässigung seiner Umgebungen nicht anders, als widrig auf ihr Gefühl für Ordnung, Schicklichkeit, und Anstand wirket; Augenblicke, in welchen er den Kuss der Liebe nur als äusseres kaltes Merkmahl des Wohlwollens zu empfangen und zu erwiedern scheinet, weil seine Seele von andern Dingen angezogen oder gebunden ist. Solche Momente hätten bey einem oft und lange unterbrochenen Beysammenseyn wenig zu bedeuten; bey einem beständigen Miteinanderleben aber sind sie von entscheidender Wichtigkeit: denn unterliesse die Frau dergleichen Abweichungen seines höhern Strebens mit sanfter Schonung und zarter Strenge zu ahnden, so gewänne die Gewohnheit und Gemeinheit zwischen ihr und dem Manne in dem Verhältnisse Raum und Umfang, in welchem durch ihre schweigende und zu nachsichtige Empfindsamkeit die höhere idealische Würdigung ihrer Vortrefflichkeit nothwendig in ihm herabgestimmt würde. Wenn sie in ihrer ganzen äussern Form nie anders vor ihm, als so erscheinet, dass er das Geistige,

Schöne und Genialische in ihr mit hohem Wohlgefallen anerkennen muss, so darf sie auch nie unbemerkt dulden, dass er sich anders, als im innigsten Gefühl, andächtiger Achtung und reiner Liebe ihr nähere. Die eheliche Liebe ist heilig, und will durch Religiosität geheiligt und verklärt empfunden werden; sie tändelt nie; sie beherrschet die Sinnenlust anstatt ihr zu fröhnen; sie kann nur anmuthig geben und nehmen, nur mit Andacht und Erhebung des Gemüthes zu dem Urheber der Natur; nicht mit thierischer Geilheit, geniessen.

CCXCVIII.

Noch oft wird in fröhlichen Kreisen gleichgesinnter Freunde dem verewigten Schiller nachgesungen:

> Wer ein holdes Weib errungen,
> Mische seinen Jubel ein!

Hier einige Umrisse zu dem Bilde eines holden Weibes, dessen ganzes Denken, Fühlen, Lieben, Leben und Walten zu solchem Jubel begeistern kann; denn indem der Mann mit seinen Gedanken und Entwürfen in das Weite und Grosse hinausarbeitet, und sich aus den vergangenen Wirklichkeiten und zukünftigen Möglichkeiten seine eigene gegenwärtige Welt schaffet; während er immer nach neuen Zwecken strebt, Gefahren und Hindernissen Trotz biethet, und nichts für schwer oder unmöglich hält, was der Macht seines Verstandes, oder der Kraft seines Armes zugänglich ist; nimmt die hol-



de Frau den ganzen Charakter, den ganzen Zustand des Mannes in sich auf, behandelt das Aufgenommene selbstthätig, bildet, verfeinert, verschönert es, und giebt es ihm so, ihrem Charakter gemäss modificirt, freundlich wieder zurück. Immer mit dem, was ihr nahe liegt, beschäftiget, lebt und wirkt sie in ihrem engern Kreise gleich einer Blume, die nur darum da zu seyn scheinet, damit sie sey; aber alles, was sich ihr nähert, mit dem bunten Spiele ihrer Farben ergötzt, mit ihrem lieblichen Duft erquicket und stärkt. Sie strebet nicht, wie der Mann, dass etwas werde; aber sie umfasst mit lieblichem Wohlgefallen Alles, was ist. Allen Erscheinungen der Freyheit, und allen Ereignissen des Schicksals, weiss sie eine interessante Ansicht abzugewinnen, auch dem geringfügigsten Gegenstande einen angenehmen Reitz abzulocken, und überall die feinern Nüancen zu entdecken, die dem Gefühle des Mannes unaufhörlich entschlüpfen. Darum ist sie so reich an Erfindungen, und gewandt, höhern Lebensgenuss zu spenden, wo er dem Manne nicht geahnet hatte. Sie schmeichelt dem Gefühle seines Daseyns und seiner Kraft, steigert es durch immer neue und frohere Ansichten von den Dingen und durch lieblichere Darstellungen. Mit diesem Zauber reisst sie ihn, immer zur rechten Zeit aus seiner düstern Sphäre heraus, von seiner schwankenden Höhe herab, in ihre freundliche Welt hinein, zieht ihm die Last seiner Beschwerden ab, und bringt Freude und Harmonie in seine Seele.

Ordnung, Schönheit, Duldung und Ergebung sind die Grenzpuncte ihrer kleinen Welt: Alles was in dieselbe von ihr aufgenommen wird, muss die schöne Form ihres harmonischen Seyns annehmen. Weniger bekümmert um die Ordnung des grossen Ganzen, will sie nur, dass das Individuum bestehe und seines Daseyns sich freue. Unvermögend, durch grossen Kraftaufwand zu helfen, ist sie um so fähiger, das, was ihr mitgetheilt wird, rein in sich aufzunehmen, die Herzenslasten der Ihrigen zu erleichtern, ihre Wunden mit zarter Schonung zu behandeln, und den Schmerz, den sie nicht heben kann, wenigstens für Augenblicke zu lindern. Sie liebt das Vertrauen des Mannes, nicht als glaubte sie, er huldige dadurch ihrer Kraft; sondern weil sie überall mit innigster Theilnahme seine Gefühle und Gesinnungen in sich aufnimmt, um sie ihm verschönert, oder gemildert zurück zu geben. Sie kann keine Stütze seines steigenden, oder seines wankenden Glückes werden, aber sie kann seine Vorstellung von seinem Schicksale mässigen, umwandeln und selbst noch unter den Trümmern seines Glückes seine Geistesgrösse oder seine Seelenruhe retten helfen; sie kann sich ihm zum Spiegel setzen, in welchem seine Freuden ihm belebter und schöner, seine Leiden gemildeter erscheinen. Nur eine solche Frau kann den ganzen Mann fassen; nur in sie kann der Mann seine Eigenthümlichkeit übertragen, nur in ihr sie wiederfinden. Ihre Eigenschaften und Kräfte, so mannigfaltig sie auch

seyn mögen, verhalten sich zu den Eigenheiten des Mannes wie harmonisch gestimmte Töne verschiedener Instrumente in einer feyerlichen Symphonie. Mit ihr fühlt der Mann seine Kraft verdoppelt, um dem Ideal der Vollkommenheit sich zu nähern, das sein Geist aufgefasst hat. Beide zusammen bilden und erhalten ihre besondere Welt, herrschen in ihr frey, einwillig und unbeschränkt, und bleiben eben dadurch als selbstthätig wirkende Glieder in einträchtiger Verbindung mit der grossen Gesellschaft.

VIII.

Parodoxien.

CCXCIX.

Von jeher verstanden die Frauen das Herrschen besser, als Männer; weil in jenen der Vernunftsinn lebendiger, das Leben der Idee kräftiger ist, als in diesen; und die Alles schnell überschauende Vernunft unbedingt schalten und walten will; der klügelnde Verstand nur das Regieren lehrt, und auch der stärkste nur dazu hinreicht.

CCC.

Selten und immer schwach sind in der weiblichen Seele der Sinn für echte Dankbarkeit und der Sinn für strenges Recht; denn beyde sind weit weniger Erzeugnisse des Gemüthes, als der



kräftig entwickelten Verständigkeit, mit der sich die gemüthliche Weiblichkeit nicht wohl verträgt. In dem Gefühl ihrer Schwäche befangen, hält die Frau alles Gute, das ihr wiederfährt, für blosse Leistung der Pflicht; und Alles was sie vermag oder begehrt, betrachtet und fordert sie, als ihr wohlbegründetes Recht.

CCCI.

Jedes irdische Gut hat den Saamen des Verderbens schon in sich. Je höher dasselbe steiget, desto mehr entwickelt sich dieser. Der Wurm naget in dem Innern der Eiche und verzehret ihre Kraft, während der müde Wanderer noch die Höhe ihres Stammes, die Schönheit ihrer Krone bewundert, und unter ihrem Schatten der Mühseligkeiten seiner Reise vergisst. Ein Sturm erhebt sich, und sie stürzt.

CCCII.

In grösster Geisternoth hat nichts geringern Werth, als Geist. Die Noth wäre nicht, wüsste man Geist zu suchen, zu achten, zu gebrauchen. Vernunft- und Ideenscheue ist die weit und breit grassirende Epidemie unserer Tage, unter welcher Religiosität, Glaube, Gemeingeist, Vaterlandsliebe, Kunst und gründliche Wissenschaft jämmerlich dahinsterben.

CCCIII.

Die Natur schuf den Diamanten, unbekümmert, ob ihn die Menschen zum Schmucke, oder zum Glasschneiden gebrauchen wollen; sie liess die Nie-

sewurz wachsen, unbesorgt, ob sich die Narren zu ihrer Heilung derselben bedienen würden. So machen es die wenigen einsamen Weisen; sie schaffen, weil es sie dränget, und was sie aufstellen, soll nicht zu etwas, sondern an und für sich da seyn. Sie stehen erhaben über die Sorge, was damit in der Tiefe unter ihnen, in dem grossen Weltlazareth geschehen möge.

CCCIV.

Ideenarme, zaghaftkluge Hof- und Weltmenschen sind unvermögend, den Riesen an Gemüth und Kraft zu verstehen und zu begreifen, indem sie für seine Würdigung keinen andern Maassstab haben, als ihre eigene Zwergheit. In den engen Kreisen kleinlicher Klugheit, ängstlicher Rücksichten und schleichender Verstellung sich bewegend, zeigen sie auch ihren Scharfsinn, wo entscheidend zu handeln wäre, nur durch Erfindung einiger hundert Aber und: Wer weiss? Grösse und Kraft des Charakters, hohe Idealität und erleuchtende Gottseligkeit sind ihnen furchtbare Gespenstererscheinungen; das Schaffen und das Walten des Menschen, der in Ideen lebt, Wahnsinn. Sie nennen ihn einen gefährlichen Menschen, wenn er nie zweifelhaft, nie verlegen, nie unentschlossen, das Mannigfaltige schnell als Eines über- und durchschauet, wo sie jedes Einzelne erst heimlich prüfen, zehnmahl berechnen und mühsam mit dem Ganzen in Verbindung setzen müssen. Sie betrachten ihn, als tollkühnen Wagehals, wenn er mit der Gewissheit des

bezweckten Erfolges entscheidet und handelt, wo sie nur auf gutes Glück Versuche wagen, und beim Misslingen ihre Kurzsichtigkeit mit einem gedehnten: Wer hätte das gedacht? rechtfertigen.

CCCV.

Wer im Laufe eines vieljährigen Lebens, in ausgebreiteten Verhältnissen, unbefangen und unbestochen, die gesellschaftliche Welt betrachtet hat, welche Gestalten von ihr schweben ihn in seiner Einsamkeit vor Augen? Grösstentheils drückende Zwangsanstalten, selten durchaus rechtliche Staaten; oft Verwirrung und tödtliche Auflösung, seltener das heilige und schöne Leben harmonischer Ordnung. Anstatt einer einigenden Regierung, trennende Herrschaft; häufig für Rechtschaffenheit List unter dem Scheine der Rechtlichkeit; für den Gehorsam Furcht unter der Hülle der Ergebenheit; für allgemeine Sittlichkeit, gleissende Heucheley nach den Regeln der Wohlanständigkeit; für die Heiligkeit und Majestät der Gesetze, nur überlegte und zwingende Willkür; für hohen freyen Bürgersinn nur niedrige und klug versteckte Selbstsucht. Wie selten Liebe und Recht; wie häufig Hass und Gewalt? Wie wenig Wahrheit und Tugend; wie mannigfaltig Lüge und Laster? Selten Einheit, fast überall Entzweyung zwischen Wissen und Leben. Woher diese allenthalben sichtbare Verneinung des Guten und des Rechten? Aus der Geistesohnmacht so mancher Mächtigen und ihrer Werkzeuge; aus ihrer Versun-

kenheit in das Gegenwärtige, aus ihrer Befangenheit in dem Zufälligen und Wandelbaren, aus ihrer Angst und Bangigkeit vor Allem, was das Göttliche ihres Wesens anregen und sie zu dem Leben der Idee erwecken könnte.

CCCVI.

Die Herolde des schnöden, wider den guten Geist empörten Zeitgeistes haben sich eingedränget in das Heiligthum der Wahrheit und Gerechtigkeit, sie predigen das Evangelium der augenblicklichen Nützlichkeit und Zuträglichkeit, sie finden allenthalben Gehör und Gehülfen, welche, wie sie, das Zerstören mehr, als das Ordnen und Bessern, verstehen; nichts was die Gottseligkeit, Idealität und Gemüthlichkeit der alten Zeit gegründet haben, scheinet ihnen mehr zweckdienlich oder brauchbar, es muss ausgerottet werden, ganz nach der ökonomischen Vorsicht deutscher Landwirthe, welche um einige Metzen Getreide mehr zu gewinnen, Krähen und Sperlinge vertilget, und dafür durch Raupenfrass ihre weit einträglichern, dichtbestandenen Forsten, mit diesen auch ihre hohen Jagden grösstentheils verloren haben: oder nach der Lebensklugheit der Wilden in Louisiana, die den Stamm umhauen, damit sie so gemächlich als möglich seiner Früchte und seines Holzes habhaft werden, unbekümmert wo die Nachkommen kühlenden Schatten und nährende Früchte finden mögen.

CCCVII.

Legion ist in allen Ständen die Zahl der Menschen, die das Gute nur verehren, wenn es Andere sich zum Ziele setzen, das Wahre bloss nach seiner Nutzbarkeit für sie würdigen, und von dem Schönen nur eiteln Glanz und sinnliche Genüsse sich zu erbetteln wissen. Der Schwärmer, durchaus nur von dem Gefühl, nicht von der Einsicht beherrscht, fliehet solche Menschen und wird Misanthrop; der Weise, gewohnet in der Würdigung der Dinge herauszutreten aus seiner Eigenthümlichkeit zur Allgemeinheit, und vereinigt zu halten seine Lebenspole, Besonnenheit und Begeisterung, sieht auf die Verwahrloseten an Geist und Herz von seiner Höhe freundlich herab, weiss sie zu behandeln, benutzet sie nach seinen Bedürfnissen, und kann sogar ohne Störung seines Gleichmuthes und seiner Ruhe mit ihnen spielen.

CCCVIII.

Der gutmüthige Schwärmer in der Kunst-Welt möchte in Wehmuth vergehen, weil er fast aus jeder Mythe, fast aus jedem Kunstwerke das Hervorschielen des Eigennutzes, der jene erfunden, dieses geschaffen haben soll, gewahret: ohne die Gesinnung und den Antrieb der Selbstsucht, meinet er, gäbe es weder einen poetischen Himmel, noch eine Kunstwelt. Aber weniger grell sieht der besonnene Denker die Dinge; er glaubt, dass das Gefühl des Unglückes und die Sehnsucht nach dem Bessern und Höhern heilige Mythen, Poesie und Kunst erzeugt

haben. Möge der Eigennutz der Menschen auf das Höchste steigen, möge sie das Gefühl des Unglückes völlig zu Boden drücken, erlischt in ihrer Seele die Ahnung von dem Daseyn befreundeter Wesen in einer unsichtbaren Welt, und der Wunsch, ihres Schutzes oder ihrer Seligkeit theilhaftig zu werden; so verschwindet für sie der ganze poetische Himmel, und aus ihrem Gemüthe alle Begeisterung zur Poesie und Kunst. Man sage doch nicht, selbst jene Ahnung und jener Wunsch seyen nichts anders, als Regungen eines verfeinerten oder tiefer versteckten Eigennutzes: denn hinter den feinsten und den gröbsten Aeusserungen der Eigenliebe und des Eigennutzes verrathen sich immer noch einige, bald dunkle, bald deutliche Spuren des Göttlichen im Wesen des menschlichen Gemüthes, mithin auch Regungen des Verlangens nach dem allein Liebenswürdigen und Unvergänglichen. Kein Mensch liebt sich ausschliessend um seiner selbst willen, oder wie die Weltklugen wähnen, nur sich in dem Gegenstande seines Genusses; sondern er liebt den Gegenstand in seinem Selbst, oder als Mittel, das ihm eingeschaffene, tief in ihm liegende Gefühl seines wahren ewigen Seyns sich wenigstens symbolisch in das Bewusstseyn zu bringen. Es ist daher auch nur die reitzende Ahnung oder Anschauung des Uebersinnlichen, was aus dem reinen Ich des Menschen unter der Hülle sinnlicher Gegenstände, entweder das gröbere Begehren des Besitzes und Genusses, oder die edlere poetische Begeisterung in

ihm erweckt, und die Bildungskraft, wo sie entwickelt ist, zur Thätigkeit auffordert. Schwerlich würden die spielsüchtigen Guido Reni, der ausschweifende Barbarelli, der zänkische Caravaggio, der neidische Tizian, der zaghafte Dominichino und der geitzige Pietro Perugino so herrliche Werke der Kunst geschaffen haben, wären die verschiedenen Aeusserungen ihrer selbstsüchtigen Gemüthsart etwas anders gewesen, als blosse Gestalten, durch welche sich die Ahnungen und die Sehnsucht ihres edlern Selbst in den Formen ihrer Eigenthümlichkeit ankündigten. Einseitigkeit und Eigenthümlichkeit können in dem Menschen das Göttliche nur verdunkeln oder verkehren, nicht verwandeln, nicht vernichten. Wer immer, entweder der Idee oder der Gesinnung eines reinen Willens sich selbst bewusst ist, der wird auch wissen, dass sie nicht aus seiner zufälligen Eigenthümlichkeit, sondern aus der Allgemeinheit seines Wesens, aus seinem ganzen unbedingten Ich entsprossen seyen.

CCCIX.

Wie ganz verschiedene Bilder biethet die unbefangene Betrachtung des nordwestlichen und des südlichen Europa's im Allgemeinen dar? Dort waltet ein einsamer, in sich selbst verschlossener Gott, den Postulanten seines Daseyns nur in der klaren, aber kalten Luft der Verstandesbegriffe erscheinend; hier begeistert eine Gottheit, im hell-

sten Lichte der Vernunftidee dem liebenden Gemüthe ihrer Anbether sich offenbarend; unzählige Geister, die einst das Kleid der Sterblichkeit trugen, sind mit der Glorie der, durch Jesu vergöttlichten Menschheit, als ewig selige Individuen, in dem einzig und dreyfach Seyenden untergegangen, noch immer Freunde der Menschen; Alles, was deren Berufung und Auserwählung angehet, mit dem Plan des unsichtbaren und sichtbaren Universums in Gott erkennend und überschauend; — dort ein Gottesdienst, ernsthaft ohne Wärme, willkürlich ohne Anmuth, einfach ohne Erhabenheit; hier ein Cultus, den das Gemüth ausgebildet, die Liebe gepflegt, die Kunst verherrlichet hat; — dort zeiget sich in gemeinen Menschen niedriger Sclavensinn, tückische List und dumpfe Gefühllosigkeit; in Vornehmern Verbildung, auffallender Contrast zwischen verschwenderischer Pracht und gemeinsten Gesinnungen; in Bessern unbedingte Herrschaft des Verstandes, ausschliessende Beachtung des bloss Nützlichen; Scharfsinn, nur in Berechnung der Vortheile geübt; Rechtlichkeit, lediglich in der Furcht gegründet; Weltansicht, ganz auf das Irdische beschränkt; keine Empfänglichkeit für das Idealische, keine Kraft zu dem Aufschwunge in die lichten Höhen der Vernunft; grösstentheils ermüdende Arbeit, statt hinreissender Begeisterung; ängstliche Reflexion, statt beflügelter Andacht; mechanische Nachahmung, statt frey bildender Kunst: hier treibet ein Geschlecht voll Leben, Biedersinn und Genialität die zarteste



Schwärmerey romantischer Liebe, das lebendigste Gefühl für kirchliche Andacht und schöne Kunst, die redlichste Unterwerfung unter Formen und Gesetze; dabey eine Leidenschaftlichkeit, welche zu den edelsten Aufopferungen, wie zu den kühnsten Erschütterungen, und nicht minder zu den rühmlichsten Thaten, wie zu den kühnsten Verbrechen geschickt macht. — Dort empöret den reisenden Beobachter das rastlose Treiben und Rüsten des eifersüchtigen Misstrauens, der neidischen Unzufriedenheit, der unauslöschlichen Kriegeslust, der unersättlichen Habsucht; hier beruhigt und erheitert ihn die sanftere Herrschaft einer edelmüthigen Genügsamkeit, der zufriedene Genuss, die weise Würdigung des Friedens, und die hohe Zuversicht des Sieges über jeden ungerecht gewagten Angriff.

CCCX.

Vergleichet man die deutschredenden Völker, die von dem nördlichen Ufer des Mayns und der Donau, so wie von dem rechten der Elbe an, sich Deutsche nennen, mit den Deutschen, welche diesseits dieser Ströme wohnen, so ergiebt sich auch hieraus ein auffallender Unterschied. Regsames Gefühl, kindlicher Frohsinn, uneigennützige Gutmüthigkeit und schwärmerische Liebe sind im Allgemeinen bey diesen einheimisch, während jene durch und durch verständig, ernsthaft, dem Genialischen abhold, in einem ärmlichen Treiben und unter kleinen Erfahrungen durch das Leben sich

winden: und dennoch ist weder bey den Einen, noch bey den Andern unter sich Einheit des Sinnes und der Kraft zu finden. Nicht das Klima, nicht die Landesverfassungen können diese Erscheinung befriedigend erklären; denn die Verschiedenheit derselben ist auf beyden Seiten zu geringe, als dass sie es vermocht hätten, eine solche Trennung zu begründen, und zu unterhalten. Nur die Geschichten des ganzen, grossen und mächtigen Volkes geben darüber Licht Einige deutsche Völkerstämme hatten sich des weit ausgedehnten Landes bemächtiget; aber weder ihre neuchristlichen Bekehrer, noch irgend einer ihrer Beherrscher Einsicht und Kraft genug besessen, um aus ihnen Eine Nation und Einen Staat zu bilden. Dagegen schufen sie unter der Zauberfirma eines heiligen Römischen Reiches, einen scheinbaren Koloss, womit die angrenzenden Völker durch mehrere Jahrhunderte bald kämpften, bald spielten; während seine Häupter aus den Sachsen, Saliern, Hohenstaufen und Habsburgern sich an ihn nur anklammerten, um der damahls noch höchst nothwendigen Obervormundschaft des Papstthumes die Spitze zu biethen. Sie scheiterten und bezahlten das Wagestück mit dem Verlust ihrer Kräfte. Hätten sie diese angewendet, um die unförmliche Masse zu Einem Körper zu gestalten und ihn durch Eintracht, Nationalsinn und Gemeingeist zu beleben, so stände er jetzt da, als eine gewaltige Monarchie, und nie würden blosse Reichsbeamten oder Lehnträger in dem Reiche selbst, seinem Oberhaupte wi-

derstrebend, souveräne Fürsten geworden seyn. Was Jene versäumt hatten, konnten ihre Nachfolger nicht mehr bewirken; denn einerseits fanden die Päpste an den Fürsten nicht selten rüstige Bundesgenossen wider den Kaiser; andererseits ruhete das Reich im Ganzen von Rudolph dem Habsburger bis zu Carl den V., ohne dass ein auswärtiger Feind die Theile desselben zur Vereinigung ihrer Kraft geweckt und zum gemeinschaftlichen Kampfe für ihre Sicherheit aufgefordert hätte.

CCCXI.

Ohne Erschütterung von aussen erweiterte und befestigte sich durch das Reformationswerk die Trennung im Innern, und als sie mit dem dreyssigjährigen Kriege in vielverzehrende Flammen ausgebrochen war, musste für Deutschlandes Süden ein Französischer Staatsmann; für den Norden ein Schwedischer Held die Schande und die Ohnmacht der vereinzelten Deutschen Kraft entscheiden. Während jener Theil des Reiches, durch scheinbare Eintracht mit dem Papstthume, auch für eine spätere Zukunft noch immer mächtig blieb, täuschte die Herren des andern Theils die völlige Lossagung von der Roma Aeterna und das Recht zu reformiren mit einem scheinbaren Glücke, das an sich nur ein glänzender Anfang ihres Unglückes war. Und Gott sah an alles, was die Menschen unter vielen Seufzern, Thränen, Blutvergiessen und Wehen gemacht hatten, und siehe da er machte, dass es sehr gut ward: denn



das Papstthum gerieth in Verfall; das Ansehen des Kaiserthumes verlor sein Gewicht; der Kampf zwischen der Gemüthlichkeit des Südens und der Verständigkeit des Nordens ward unausgleichbar, das Band gleicher Herrscher-Maximen unter den Fürsten zerriss, und diess alles wirkte zusammen, um die Rechte des Gemüthes, die Freyheit des Gewissens und die Herrschaft der Vernunft in Deutschland unaufheblich zu gründen, und wenn sie in einem oder in dem andern Gau angefochten oder verfolgt würden, ihnen in zehn andern ehrsame Aufnahme und sichere Zufluchtsstätte zu bereiten.

CCCXII.

Freylich ist eben dadurch die unhaltbare Predigt eines sogenannten vernünftigen, in der That nur verständig klügelnden Christenthumes überall lauter geworden, bis es als offenbarer Gegensatz wider das wirklich vernünftige, urkirchliche Christenthum bey Unzähligen sich geltend gemacht hat, und endlich in einen leichtsinnigen Unglauben übergegangen ist. Eine religiösere Nachkommenschaft wird erstaunen über die Verblendung unserer Tage, in welcher man die seichten Witzeleyen geistiger Unmündigkeit für vernünftiges Christenthum, und das Erzeugniss der unwissendesten Einseitigkeit und des entschiedensten Mangels an harmonischer Geistes- und Herzensbildung, für religiöse Aufklärung halten konnte.

CCCXIII.

Warum hat das verständig klügelnde Christenthum selbst in dem Priesterstande mehr eifrige Verkündiger, als der symbolische Kirchenglaube aufrichtige treue Lehrer? — Wahrscheinlich darum, weil man bey den Künsteleyen des klügelnden Christenthumes mehr Witz anbringen, mehr glänzen und mehr Ruhm ernten kann, als bey dem gleichförmigen, durch den festgesetzten Lehrbegriff bestimmten Vortrag des Kirchenglaubens. Warum aber tragen so manche Lehrer des kirchlichen Christenthumes so wenig dazu bey, den Uebergang von dem Kirchenglauben zur innern lebendigen Religiosität zu befördern? — vielleicht darum, weil sie im antichristlichen Drange, sich inwendig und auswendig zu verweltlichen und zu entgeistigen ihr heiliges Amt nur als Fach und Gewerbe, von dem sie sich nähren, betrachten. Sie treiben ihr Wesen als kurzsichtige Speculanten, indem sie vergessen, dass in der einmahl aufgeregten Thätigkeit des menschlichen Geistes kein Stillstand mehr möglich ist, dass folglich der mit Interesse aufgefasste Kirchenglaube nothwendig, entweder zur Religiosität, oder zu Klügeleyen des Verstandes und zum Unglauben führen müsse; sie selbst aber bey dem Allgemeinerwerden des Letztern weit mehr zu verlieren haben, als bey der richtig gefassten, sorgfältig festgehaltenen Causalverbindung zwischen Kirchenglauben und Religion.

CCCIV.

Unzählige vermummte Feinde des evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformirten Kirchenwesens eifern wieder in unsern Tagen als grimmige Verfechter eines Dinges, das sie Protestantismus nennen, und für welches sie die strengste Consequenz des Catholicismus und die schleichende Proselitensucht des Papismus — zwey himmelweit verschiedene ismusse — gar zu ängstlich fürchten. Unzählige schreyen den Eiferern nach, ohne zu wissen, wovon so recht eigentlich die Rede sey. Schon von Anbeginn der christlichen Kirche war in unzähligen Gläubigen ein gewisser Protestantismus erwacht; sein Wesen hatte in stiller, liebreicher Vermittelung zwischen der kirchlichen Auctorität und der eigenen Einsicht des einzelnen Gläubigen bestanden, und die kirchliche Eintracht zwischen beyden nicht aufgehoben; aber der neue seit mehr als achzig Jahren construirte und rumorende Protestantismus ist eine Antithese alles Kirchenwesens, des apostolischen und urchristlichen, wie des lutherischen. Er sanctionirt die Rechte des Verstandes zu einer durchaus unabhängigen, freyen Prüfung und Erklärung der Bibel, so wie alles dessen, was sich auf Religion bezieht; die evangelische Kirche hebt diese Rechte auf, muss sie aufheben, indem sie auf den positiven Glaubensdogmen bestehet, welche von der apostolischen Kirche der ersten drey Jahrhunderte, als noch kein Papismus war, überliefert worden sind. — Die angemassten Rechte

dieses Protestantismus gründen sich auf eine vorgebliche Mündigkeit des Verstandes; die Forderungen der evangelischen Kirche auf die wirkliche Unmündigkeit desselben in der Erkenntniss göttlicher Dinge, welche in der Sphäre der, von Religion erleuchteten Vernunft liegend, über das Gebieth des Verstandes erhaben sind. — Diesem Protestantismus ist die Bibel ein Buch, wie jedes andere Buch, dessen Sinn nach eben den Regeln, wie der Sinn jedes andern ausgemittelt werden muss; der evangelischen, und überhaupt allen christlichen Kirchen ist die Bibel ein göttliches, über alle Bücher in der Welt durch die Inspiration ihrer Verfasser erhabenes, vielsinniges und unerschöpfliches Buch, dessen Sinn nur dem lebendigen, religiösen Glauben von dem Geiste, der allein alle Dinge und auch die Tiefen Gottes erforschet, aufgeschlossen wird: dem Verstande der Einzelnen, gleichviel ob Gelehrten, oder Ungelehrten, kann keine Kirche darüber eine Stimme gestatten, weil es sonst bey mancher wichtigen Bibelstelle so viel Sinne als Menschen, geben würde. — Dieser neue Protestantismus forscht, prüft, nimmt an und verwirft, ohne sich bey dem Einen, oder dem Andern, durch irgend eine Auctorität leiten zu lassen; die evangelische Kirche nimmt an und bekennet sich zu Allem, was entweder in den ersten drey Jahrhunderten des Christenthumes, immer, überall und von allen kirchlichen Gemeinden, oder von den vier ersten allgemeinen Concilien für rechtgläubig erkannt, oder



in symbolischen Büchern, oder auch von sämmtlichen zur Synode vereinigten Kirchenlehrern Bibelgemäss für rechtgläubig erklärt und ausgesprochen wird. Der uralte, wahre, innere Protestantismus ist immer nur für das religiöse Denken des Einzelnen geeignet, und sein alles vermittelnder, nichts zerstörender, niemanden bevormundender Geist besteht sehr wohl mit dem Kirchenwesen, welches zu Gemeinden vereiniget; da hingegen der neuconstruirte Protestantismus trennend, zerstörend, und in anarchisches Wesen ausartend, alles Kirchenwesen aufhebt. Es giebt eine Menge Neu-Protestanten, aber es kann nie eine einmüthige und einträchtige Gemeinde solcher Protestanten geben; wollten oder könnten sie sich zu Gemeinden vereinigen, so würden sie eben dadurch aufhören, solche Protestanten zu seyn, und Kirche werden.

CCCXV.

Dr. Luther, Zwingli, Calvin etc. gaben uns nichts Neues, und nahmen uns nichts von dem, was in der urchristlichen Kirche der ersten drey Jahrhunderte immer, überall und bey allen Rechtgläubigen da war. An dem heutigen willkürlichen, kalten, darum grösstentheils unfruchtbaren Cultus sind die gottseligen Reformatoren ganz unschuldig. Das Zeitalter ist auf dem Thermometer der Gemüthlichkeit, der Phantasie und des Gefühls, entweder dem Gefrierpuncte sehr nahe, oder schon tief darunter. Möge die Sonne der Religion höher

steigen und den trägen Eisstoss der Prosa, wie in der Seele der Gläubigen so in dem kirchlichen Cultus schmelzen. Es wird geschehen; Vorzeichen davon sind die Leerheit der Kirchen, der allenthalben wieder erwachende Kunstsinn, die neue Preussische Kirchen-Agende, und die ohnmächtige Opposition naturalistischer Theologen. Ein einfach erhabener, religiös ergreifender Cultus wird sich über harmonielose Gesänge, einschläfernde triviale Predigten, geist- und salbungsleere Liturgien und kahle Altäre siegend emporschwingen; und Protestanten im urkirchlichen Geiste werden sich an seinen religiösen Schöpfungen und bedeutsamen Formen erbauen, ohne für die wahre Mündigkeit und Freyheit ihres Verstandes zu fürchten.

CCCXVI.

Noch immer, und jetzt mehr als jemals, scheuen die berufenen und ordinirten Diener der evangelischen Kirche die Benennung Priester. „Man könne doch," heisst es, „so eigentlich nicht sagen, dass „die Protestanten Priester und einen Priesterstand „hätten; es möchten folglich lieber dafür die hergebrachten Ausdrücke, Prediger, Seelsorger, „Pastor, Lehrer überall anzunehmen seyn." — Protestanten haben freylich keine Priester; sie sind aber als solche auch keiner Prediger, Seelsorger, Pastoren und Lehrer benöthiget, weil sie als Gemeinden nicht bestehen können ohne augenblicklich ihren Statum Protestantismi zu verlassen und

eine dogmatisirende Kirche zu constituiren. Nur wo allgemeine Glaubensbekenntnisse und positive Glaubens-Dogmen aufgestellt, gemeinschaftliche Gottesverehrungen, in welchen die Glaubenslehre sich abspiegeln soll, und eine gemeinschaftliche Theilnahme an Sacramenten festgesetzt sind, ist im theologischen und juridischen Sinne eine wirkliche Kirche, und die Vorsteher dieser Kirche sind, in so fern sie die positiven Glaubens-Dogmen lehren, eigentliche Glaubenslehrer, in so fern sie aber die gemeinschaftlichen Gottesverehrungen leiten und feyern, mit den Gläubigen und für die Gläubigen öffentliche Gebethe halten, mit dem Worte und in dem Nahmen Gottes ihnen Vergebung der Sünden verkündigen und die angenommenen Sacramente ausspenden; wirkliche Priester. Und wollte Gott dass sie es mit ganzer Seele wären, so würde das unselige Achseltragen zwischen religiösen Glauben und Unglauben in ihren Amtsverrichtungen aufhören; und es würde überall besser um die christliche Kirche und um die bürgerliche Gesellschaft stehen!

CCCXVII.

Ein Hauptzug in dem der Geist unserer Zeit sich offenbaret, ist die fast allgemeine Vernunft- und Ideen-Scheu. Man darf nur von einer einzigen, ewigen, in allen Menschen, wie in der ganzen Natur, erkennenden und lebenden Vernunft sprechen; die Natur mit der Kunst, die Philosophie mit der Religion zu vermählen; die ewig bestehen-

den Ehepacten zwischen dem Unendlichen und End-
lichen aufzufinden, in die tiefern Geheimnisse der
göttlichen Weltregierung mit dem religiösen Glau-
ben einzudringen, die geheiligten Erkenntnissquel-
len des Christenthumes den Grübeleyen des Ver-
standes und dem misshandelnden Secirmesser einer
profanen Kritik zu entziehen und sie ausschliessend
dem gläubigen Wissen der religiösen Vernunft zu
vindiciren suchen etc., so ist es schon genug, um
ohne Gnade und Barmherzigkeit, von kirchlichen
Pharisäern und Sadducäern für einen Mystiker, Je-
suiten, Obscuranten etc., von einseitigen Welt- und
Zeitmännern für einen vielseitigen Narren gehalten
zu werden.

CCCXVIII.

Trotz dem also rasenden Zeitgeiste, möchte ich
dem redlichen Wahrheitforscher die Losung geben:
trenne und herrsche! trenne Ideen von Begrif-
fen, intellectuelle Anschauung von verständiger Er-
kenntniss, gläubiges Wissen von dem Wahne des
Glaubens, so hast du das unermessliche Reich der
Vernunft von dem begrenzten Gebiethe des Verstan-
des bestimmt gesondert; und du wirst frey in bey-
den leben, ohne in dem Einen zum Nachtheile des
Andern zu bauen. Trenne in der Idee die Religion
von der Kirche, die Bibel von der Theologie und
Moral, und die Philosophie von der Weltweisheit; so
hast du das eigenthümliche und ursprüngliche Reich
des Gemüthes von dem hinzugekommenen Gebiethe
abgeschnitten; in jenem wirst du dann unumschränkt

schalten und walten; in diesem dir Alles zu nützlichen und angenehmen Diensten ordnen.

CCCXIX.

Eine hellsehende Vernunft, echte Gottseligkeit empfangend; und ein scharfsinniger Verstand, seine Schranken anerkennend, und durch strenge Folgerichtigkeit im klaren Denken, Schliessen und Handeln sich offenbarend, können nur ruhig vermitteln und besonnen ordnen, nicht gewaltsam anfallen und wüthend zerstören, was ihr freyes Leben im Gemüthe gefährden will, und ihrem Wirken nach aussenhin widerstrebet. Wem diess Wahrheit ist, der kann das Menschenwerk berühmter Glaubenseiferer sowohl, als ihrer Widersacher, lediglich als ungestümes Treiben zügelloser Leidenschaften, welches die Vernunft unterdrückt und den Verstand zu verwegener Durchbrechung seiner Schranken fortgerissen hatte, betrachten, ohne darin die That des göttlichen Geistes, die Auflösung der, von Menschen gemachten Dissonanzen in Harmonie, durch den endlichen Sieg der erleuchteten Vernunft und der echten Gottseligkeit zu übersehen, oder zu verkennen.

CCCXX.

Der Unterschied zwischen Religion und kirchlichem Dogmen-Glauben liegt den Menschen zu nahe, als dass sie in Leidenschaft oder Secteneifer befangen ihn nicht häufig übersehen sollten; darum gab es zu allen Zeiten und unter allen christlichen



Völkern unerschöpflich viel Theologie, und wenig Religiosität; für Einen Thomas von Kempen, Franz von Sales, oder Fenelon, Tausende, welche an dem tödtenden Buchstaben der kirchlichen Dogmen künstelnd und krittelnd, die tiefere Bedeutung, oder den lebendig machenden Geist derselben nie erfassend, das Machwerk ihres klügelnden Verstandes für Religion hielten, und für einzig wahre Gottesgelahrtheit ausgaben. Ihre gegenseitigen Streitschriften liegen in Bibliotheken, dem erleuchteten Religiosen nur Urkunden der Verirrungen des menschlichen Verstandes, sobald er über die Sinnenwelt sich erheben, und in das Gebieth der Religion, das eigenthümliche Gebieth der Vernunft und des Gefühls, der Anschauung und der liebenden Andacht; klügelnd und krittelnd einbrechen will. Beyde Parteyen erkannten die Bibel für den höchsten Schiedsrichter in streitiger Glaubenslehre; aber die Aussprüche dieses Schiedsrichters deutete jede der Parteyen nach ihrem Sinne; jede hielt ihr Verständniss der Bibel für das einzig wahre; und keine gewahrte das Befangenseyn ihres Verstandes in der erbärmlichsten Folgewidrigkeit.

CCCXXI.

Wer Religion und kirchlichen Dogmen-Glauben für eines und dasselbe hält; wer die gesammte Kirche, als einzig rechtmässige, von Gottesgeist geleitete Erklärerinn der Bibel und untrüglichste Schiedsrichterinn in streitiger Glaubenslehre ver-

schmähet, und dafür die Bibel selbst, unmittelbar und unabhängig von allgemein - kirchlicher Erklärung zum obersten Schiedsrichter erhebt; wer sich befugt glaubt, die Aussprüche dieses Schiedsrichters lediglich nach seinem eigenen Sinn zu deuten und zu verstehen, und keinem Andern gestatten will, im Verständnisse dieses Schiedsrichters bey seinem eigenen Sinne zu beharren; der —, heisse er Katholik, Lutheraner, Calvinist, Unitarier, oder Protestant, — der ist wirklich der anmaassende, unduldsame, verfolgende, ketzermachende — Papist.

CCCXXII.

Unglücklich das Land, in welchem die Duldung aller kirchlichen Formen, die des Staates Zweck und Wohlfahrt nicht gefährden, worüber jedoch der Priesterschaft kein Urtheil gebührt, nicht als Grundgesetz feststehet, und von dem Regenten unbeweglich darüber gehalten wird! — Allein des Uebels Quelle liegt tiefer. Mögen doch Monarchen, Ministerien, und Stände verordnen, oder durch Verträge eingehen, was sie wollen; es ist keine wahre redliche Toleranz —, oder vielmehr religiöse und bürgerpflichtmässige Achtung für alles Kirchenwesen, und für die äusserlichen Rechte des Gemüthes und Gewissens möglich, so lange nicht in Cabinetten, Reichs- oder Landtagen, auf kirchlichen Lehrstühlen und in Schulen Religion und Kirchenwesen scharf und bestimmt von einander unterschieden werden; so lange man unausgezischt, Beyde

für eines und dasselbe halten, und anstatt von religiös-katholischer, religiös-evangelischer, religiös-reformirter etc. Kirchenform, von katholischer, evangelischer, reformirter, oder wohl gar protestantischer etc. Religion spricht. — Ein Gott, Ein Sohn Gottes, Eine Religon, Ein Christenthum, Eine Weisheit. Katholicismus, Lutheranismus, Calvinismus, Socinianismus, Jansenismus, Herrnhutismus, sind eben so nur verschiedene Formen der Einen Religion, des Einen Christenthumes; nicht Religionen oder Christenthümer selbst; wie die platonische, aristotelische, stoische, scholastische, wolfische, kantische, fichtesche und schellingische Schulen nur verschiedene Philosophir-Methoden, nicht Philosophien, nicht Weisheit selbst sind. — Wahrscheinlich hätte es, ohne etwa aus persönlicher Gehässigkeit oder Eifersucht, nie eine Ketzerey, nie eine kirchliche Verfolgung gegeben; wenn man alle entstandenen Secten und Kirchen, selbst die Römische nicht ausgenommen, nur als das, was sie sind, als mannigfaltige religiöse Ansichten und Formen; nicht als die Religion selbst gedacht, betrachtet, und nach dem Maasse des, in ihnen enthaltenen echt religiösen Stoffes behandelt und geehret hätte.

CCCXXIII.

Der wahre Christ, von echt religiöser Gesinnung beseelet, will weder bekehren, noch darf er

verfolgen: das Eine, eigenthümliches Werk der Gnade, überlässt er Gott; das Andere verbiethet ihm das Gesetz der Liebe. Wo also Bekehrungssucht und fanatischer Eifer walten, dort darf man sicher annehmen, dass wahre Religiosität und echt christlicher Sinn unter der Raserey, sey es des römischen, oder des lutherischen und calvinistischen Sectengeistes erloschen, oder nie da gewesen seyen.

CCCXXIV.

Der gemüthlich- und kindlich-gläubige Mensch fühlet sich nie besser gehoben, als wenn er die glücklichen Erfolge seiner eigenen, oder seiner Freunde Anstrengung lediglich dem Himmel zuschreibt, damit er sich selbst als Günstling des Himmels erkennen und achten könne. So tief gewurzelt ist in dem Gemüthe der Menschen, in den Einen der lichte Glaube, in den Andern nur noch die dunkle Ahnung von der speciellsten Vorsehung des ewigen Weltregierers.

CCCXXV.

Wo, entweder unter der Kraftlosigkeit der Regierung, oder auch unter den mannigfaltigen Beschränkungen einer mangelhaften Verfassung; wo unter Ausartung, Verweltlichung und Irreligiosität der Priesterschaft und unter der Macht der herrschenden Verderbtheit im Volke sich völlige Straflosigkeit begründet hat, dort haben gerade die kühnsten Verbrecher freyestes Spiel; dort können bürgerliche und kirchliche Gesetze, Verfügungen und richter-

liche Erkenntnisse nur die Geschichte der Leiden und Plagen des Gemeindewesens der Nachkommenschaft überliefern; ihnen nicht mehr abhelfen.

CCCXXVI.

Es ergehet Staaten, ohne Einen, Alles über- und durchschauenden, Alles liebenden Geist, wie grossen und reichen Herren in ihren Palästen, ohne besonnenen, klaren, bestimmten Willen; je zahlreicher sie von Haushofmeistern, Verwaltern, Rentmeistern, Amtsschreibern und Bedienten umgeben sind, desto schlechter werden sie bedienet, desto beträchtlicher betrogen. Wie hier ein unablässiges verworrenes Hin- und Her- und Untereinanderlaufen, müssiges Treiben und wichtiges Drängen, so dort immerwährendes Berathschlagen und Prüfen, Fragen und Zweifeln, Berücksichtigen und Berechnen, Bedenklichkeiten Ersinnen, unzählige Vielleicht und Aber Erfinden, um gegen Verantwortlichkeit sich zu verwahren.

CCCXXVII.

Der kunstgeweihte Heerführer und sieghafte Schlachtenführer will und bedarf keines besondern Kriegsrathes: Er weiss schon zu gut, dass die wichtigsten und glücklichsten Erfolge im Kriege, nicht durch pedantische Berechnungen und zauderndes Rathpflegen, sondern durch die Macht des Genies, durch den schnellen Durch- und Ueberblick der Umstände und Verhältnisse, durch entschlossene Zuversicht und ruhige Besonnenheit gewonnen werden.

Weit leichter, als verschiedene Meinungen unter Eine Einsicht, lassen sich verschiedene Kraftmassen unter Einen Willen bringen. Frey will er, frey sollen seine Unterfeldherren die dargebothenen Gelegenheiten erfassen und benutzen; wird nur von Allen des Zweckes Einheit fest im Auge behalten, so kann es dem Einen Lenker des Ganzen nicht mehr schwer werden, das Mannigfaltige der Mittel im Handeln und Ausführen zu einigen.

CCCXXVIII.

Rechtschaffenheit kennet keine, und Klugheit zeiget keine Furcht, oft nur bewusster Schwäche oder bösen Gewissens Verrätherinn. Wer in ihr befangen, allenthalben Verbrecher argwohnet, wird auch bald Verbrecher machen. Rechtschaffenheit, Offenheit und worttreue Klugheit in der Regierung und Verwaltung werden den Fürsten und seine Minister, mehr, als misstrauische Scheue der Freymüthigheit, Unterdrückung der Pressfreyheit, Verhaftungen auf Verdacht, und was dergleichen politischer Missgriffe mehr sind, vor geheimen Umtrieben und Meutereyen sichern.

CCCXXIX.

In den Geschichten aller Völker steht unauslöschlich verzeichnet, es sey eben so gewagtes, als vergebliches Unternehmen der Staatsgewalt, einer Nation ihre Grundverfassung und die daraus hervorgehenden Rechte und Freyheiten entziehen zu wollen. Die Völker wissen zu gut, dass Unterdrückung



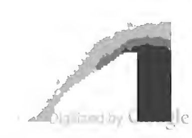
weder beharrlich bestehen, noch immer fortschreiten könne; denn die Lebensdauer der Machthaber ist auf Jahre beschränkt, nicht auf Jahrhunderte assekurirt; sie treten hintereinander auf, und einer verschwindet nach dem andern: dagegen ist der Fortdauer eines Volkes keine andere Gränze gesetzt, als der Bestand des Gebiethes, welches dasselbe trägt und ernährt. Dieser Bestand bewahret der bedrückten Nation die Hoffnung und die Mittel, sowohl Gerechtsame, die ihr entrissen worden, wieder zu gewinnen; als auch demjenigen eifriger nachzustreben, was, ihrer Grundverfassung zuwider, des Herrschers Willkür ihr verweigert hat.

CCCXXX.

Ein tiefer, zu frühe vollendeter Denker hat i. J. 1798 gesagt: „die Französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und „Göthe's Meister sind die grössten Tendenzen „des Zeitalters;" a) vielleicht würde er heute die Kunst der Plusmacherey; die seit 1817 geschäftigen geheimen Umtriebe, und das überall laut gewordene Verlangen nach ständischer Verfassung, für die grössten Tendenzen unserer Tage erklären: aber dieses wie jenes gleich unrichtig. Denn die Kunst der Plusmacherey ist nichts weiter, als die Fertigkeit in einem siechen Körper alles

a) Novalis in Schlegel's Athenaeum Bd. I. St. 2. S. 56.

Blut dem Haupte zuzuleiten, und dadurch des Körpers Auflösung auf dem kürzesten Wege zu beschleunigen. Die Häupter und die Geschäftsführer geheimer Umtriebe würde ein Kaiser Joseph der II. in das Tollhaus verweisen, und das mit Recht auf den Grund der gesammten Resultate aller seit 1817 kundbar gewordenen geheimen Umtriebe; und das Verlangen nach ständischer Verfassung ist in den Weisen der Zeit, das ist, in unbefangenen ruhigen Beobachtern der politischen Erscheinungen längst erloschen. Wie umsichtig auch Stände in Eintracht mit dem Fürsten für die Sicherheit der Personen, der Rechte und des Eigenthumes auf Reichstagen durch heilsame Verordnungen sorgen mögen, den Landsassen gesetzliche und rechtliche Gesinnung, der vollziehenden Staatsgewalt guten Willen, Kraft und Muth zu geben, steht nicht in ihrer Macht. Darum werden der persönlichen Freyheit, der Rechte und des Eigenthumes Verletzungen in der Regel; Sicherheit seltene Ausnahmen seyn. Des Uebels Wurzeln liegen unausrottbar in der ständischen Verfassung selbst. Der Fürst mit den Ständen vereinigt, ist der Gesetzgeber, der Fürst zugleich der Inhaber der vollziehenden Staatsgewalt; und wenn er unmittelbar selbst verfüget, wirklich nur der Vollzieher seines eigenen gesetzlichen Willens, der sich selber weder widersprechen, noch zuwider handeln kann. Allein die Fürsten übertragen ihre vollziehende Staatsgewalt in der Regel ihren, von der Gesetzgebung ausgeschlossenen Ministern



oder Cabinettern. Unter solchem Verhältnisse sind die Minister die Berichterstatter und Entscheider, die Fürsten bloss die Genehmiger; also jene die wirklichen Regierer, diese nur die ersten und vornehmsten Regierten. Nun liegt es aber schon in der Natur aller ständischen Verfassung, dass die Minister oder das Cabinett des Monarchen sich gegen die Standschaft in Opposition setzen, darin beharrlich sich erhalten, und in sich nie aufkommen lassen den redlichen Willen, dasjenige getreu, pünctlich und streng zu vollziehen, was Fürst und Standschaft gesetzgebend verordnet, wozu aber jene nicht mitgewirkt haben.

Eine zweyte unvermeidliche Folge der Unverträglichkeit einer ständischen Verfassung mit einer nicht zu beseitigenden Ministerial- oder Cabinetts-Regierung ist: dass die mächtigern Mitglieder der Standschaft, die Fahrlässigkeit des Ministeriums oder des Cabinettes in genauer Vollziehung ständischer Reichsverordnungen bemerkend, wenn Hass, Ehrgeitz oder Habbegierde sie zu willkürlicher Gewalt reitzt, sich selbst um die von ihnen gegebenen Gesetze wenig mehr bekümmern, und nur darauf bedacht sind, durch was immer für Mittel das vollziehende Ministerium oder Cabinett in seiner Nachsicht und Unthätigkeit zu erhalten, und sich selbst der Straflosigkeit zu versichern.

CCCXXXI.

O Ihr weisen Staatskünstler und Philosophen! schaffet Theorien und Charten, constituiret, klügelt,

entwerfet so viel ihr wollet, die menschliche Verderbtheit wird mit ihrer Klugheit alle eure Schöpfungen unwirksam machen. Nichts kann helfen, die Verfassung sey wie sie wolle, als Religiosität, Ehrfurcht vor Gott, vor Wahrheit, vor Recht; mit gleicher Macht auf dem Throne, in dem Heiligthume der Priesterschaft, in den Palästen der Grossen, im Lager der Krieger, in den Werkstätten der Bürger, in den Höfen der Bauern, und in den Strohhütten der Bettler herrschend. Nur in dem Verhältnisse, in dem der wilde Kampf gegen diese einzig heilbringende Herrschaft allenthalben abnimmt, kann es ohne politische Künsteleyen überall besser werden.

CCCXXXII.

Privilegien sind in dem innern Staatsleben ein kräftiges Erzeugungsmittel für die Lebenskraft der Regierung und des Volkes. Das unablässige Streben der Erstern zu unmerklicher Beschränkung und endlicher Aufhebung aller Privilegien, und das Entgegenstreben der Begünstigten unter dem Letztern erzeuget jene wohlthätige Reibung, unter welcher der Scharfsinn der Regierung in immerwährender Thätigkeit, und der Scharfblick der Begünstigten in stäter Wachsamkeit erhalten werden. Die wechselnden Siege des Einen über den Andern führen am Ende, entweder die sich selbst auflösende Willkür der Regierung und einen erstarkten Nationalsinn mit sich; oder sie steigern einerseits die Willkür, um ihre Aufhebung desto gewisser zu bereiten; anderer-

seits den Druck, um ihn aus sich selbst zu überwältigender Kraft aufzureitzen.

CCCXXXIII.

Staatseinrichtungen, welche jährliche Amtsveränderungen gestatten, verrathen entweder kleinliches Misstrauen, oder beschränkte Einsichten des Gesetzgebers; denn dabey lässt sich kein erheblicher Fortschritt in sittlicher Zucht und Ordnung, in geistiger und wirthschaftlicher Cultur unter den Bürgern erwarten. Wer wird sich gern Feinde machen, die es dem zeitigen Beamten nach Einem Jahre werden entgelten lassen; und wer wird einen Baum pflanzen, den der Nachfolger wieder ausrotten kann? — Schlechte Beamten müssen ohne alle Zeitbestimmung weggeschafft werden können; hat man rechtschaffene, einsichtsvolle, kräftige und thätige Männer gefunden, so muss man froh seyn; und ihnen Zeit lassen, vielumfassend in ihrem Amte zu wirken.

CCCXXXIV.

An dem kränkelnden Staatskörper, wie an dem menschlichen Körper, müssen alle Theile leiden und alle zur Heilung auch des mindesten Uebels beytragen. Dazu ist jedoch weder nöthig, noch möglich, dass alle Glieder in die eine und dieselbe Form eingezwänget werden. Man würde den ganzen Körper zerstören, wenn man die Füsse in die Form der Hände bringen wollte. Nation muss Nation bleiben, und es heist Unmögliches verlangen,

wenn man fordert dass der Sachse Preusse, oder der Rheinländer Schlesier, oder alle zusammen Brandenburger werden sollen. Eigenthümlichkeiten können in ganzen Völkern, wie in einzelnen Menschen, nur zum Schaden ihrer Lenker aufgehoben werden. Die Natur selbst macht nur Individua, keine Genera; und Staatenvereine und Staatseinheit können sehr wohl bestehen, ohne Universalisirung der Formen ihrer Glieder und Bestandtheile.

